

Heimatkundliche Blätter



für den Kreis
Balingen



Jahrgang 16

31. Januar 1969

Nr. 1

15 Jahre Heimatkundliche Vereinigung

von F. Roemer

Am 7. Dezember 1968 fand die ordentliche Mitgliederversammlung der Heimatkundlichen Vereinigung traditionsgemäß im Sitzungssaal des Landratsamts in Balingen statt. Diese Mitgliederversammlung wäre nichts Besonderes gewesen, wenn die Heimatkundliche Vereinigung nicht auf ihr 15jähriges Bestehen hätte zurückblicken können.

Die Gründung der Heimatkundlichen Vereinigung hat eine längere Vorgeschichte. Ich habe diese Vorgeschichte bei der vergangenen Mitgliederversammlung vorgetragen; sie soll hier in gedrängter Kürze nochmals festgehalten werden, weil die Menschen vergesslich und die Zeiten nicht dazu angetan sind, sich an einzelne Ereignisse zu erinnern, einerlei, ob sie bedeutender Natur waren oder unwichtig. Ich halte heute noch die Gründung unserer Vereinigung für sehr wichtig. Sie ging aus Überlegungen hervor, die aus Anlaß der Arbeit an der Kreisbeschreibung erfolgen mußten. Es stellte sich heraus, daß vieles im Gedächtnis vieler Persönlichkeiten ungenutzt ruhte. Darum war beabsichtigt, ein Mitteilungsblatt herauszugeben, eben die Heimatkundlichen Blätter, die dann im Januar 1954 zum ersten Mal erschienen und nunmehr den 16. Jahrgang aufweisen können. Zu den Heimatkundlichen Blättern ist, nachdem sie überall bekannt sind und auch außerhalb des Kreises geschätzt werden, nur zu sagen, daß man nicht ausschließlich in der Heimatkunde aufgehen wollte, Wissenswertes aus anderen Räumen unseres Landes, aber auch Interessantes aus der ganzen Welt zu bringen. Damit sollte eine Zeitungsbeilage geschaffen werden, die jedermann mit Interesse lesen konnte, die aber außerdem im Sinne der Ergänzung auch wissenschaftlichen Wert haben sollte. Diese Aufgabe haben die Heimatkundlichen Blätter erfüllt. Wer heute gelegentlich die vergangenen Jahrgänge durchsieht, wird bestätigen, daß diese Blätter einen brauchbaren Inhalt und sozusagen Nachschlagenswertes haben. Deswegen soll an dieser Stelle allen Autoren, die durch fünf-

zehn Jahre hindurch dazu beigetragen haben, diese Blätter mit viel Eifer und Kenntnissen zu füllen, herzlicher Dank gesagt sein. Die Blätter sprechen eigentlich für sich selbst und daher kann ich wieder auf die Heimatkundliche Vereinigung selbst zurückkommen.

Die Heimatkundliche Vereinigung hat sich um das kulturelle und gesellige Leben im Kreise Balingen sehr verdient gemacht. Es fanden, bei insgesamt 178 Mitgliedern, seit dem Jahre 1955 38 Vorträge und 39 Exkursionen statt. Die Planung und Durchführung dieser Vorträge und Exkursionen oblag dem Ausschuß der Vereinigung, der in sehr glücklicher Weise zusammengesetzt war und auch heute noch im wesentlichen dieselben Persönlichkeiten wie damals aufweist. Auch diese Persönlichkeiten, die sich in sehr uneigennütziger Weise zur Verfügung gestellt haben und mit viel Liebe und bedeutender, bis ins einzelne gehender Sachkenntnis ihrer Aufgabe nachgekommen sind, möchte ich herzlich danken. Die Vorträge wurden nicht nur in den Städten, sondern auch, sehr dankbar begrüßt, in anderen Kreisgemeinden durchgeführt; die Exkursionen hatten zum Teil weit gesteckte Ziele, aber auch solche gab es und wird es immer geben müssen, die nur Ziele in der engeren Heimat hatten. Die Teilnehmer wissen eigentlich nur Lobenswertes von den Fahrten in die Weite und Nähe zu berichten. Auch für das neue Jahr 1969 sind schöne und interessante Fahrten geplant, dasselbe gilt für die in Aussicht genommenen Vorträge.

Dieser Rückblick wäre unvollständig, wenn man nicht an zwei Persönlichkeiten denken wollte, die Wesentliches zum Zustandekommen der Heimatkundlichen Vereinigung und zu ihrem weiteren Bestehen beigetragen haben und immer noch beitragen. Es sei hier nochmals an Verleger Hermann Daniel gedacht, der mit großer Begeisterung alles förderte, was zur Gründung und zum Bestand der Vereinigung, aber auch der Heimatkundlichen Blätter beitrug; vor allem aber sei

hier unser Geschäftsführer Richard Klett genannt, der vom ersten Tag an bis heute und hoffentlich noch recht lange die Vereinigung zusammenhielt und mit viel Geschick alle Ereignisse vorbereitete und abwickelte. Solche Männer sind leider selten geworden. Der Dank der Heimatkundlichen Vereinigung ist unserem Freund Klett sicher; er wurde ihm auch wiederholt ausgesprochen. Ich möchte hier noch ausdrücklich bemerken, daß Herr Klett und alle Ausschußmitglieder ohne Entgelt ihre nicht immer sehr einfache Tätigkeit ausüben, eine Tatsache, die von dem großen persönlichen Interesse und von der Hingabe an eine gute Sache ein beachtenswertes Zeugnis gibt.

Ich habe nach 15 Jahren den Vorsitz der Heimatkundlichen Vereinigung niedergelegt und habe in Herrn Regierungsdirektor Freiherr von Brandenstein einen geeigneten und mit unserer Vereinigung herzlich verbundenen neuen Vorstand gefunden. Ich wünsche ihm eine glückliche Hand in der Leitung der Heimatkundlichen Vereinigung und beim Redigieren der Heimatkundlichen Blätter. Es wäre nicht gut gewesen, wenn ich die Heimatkundliche Vereinigung als Vorsitzender behalten und von Stuttgart aus sozusagen ferngelenkt hätte. Es ist mir nicht leicht gefallen, den Vorsitz der Vereinigung abzugeben, die noch soviel Gutes schaffen kann, aber ich weiß, daß in meinem Sinne von allen weitergearbeitet werden wird. Es wäre zu begrüßen, wenn die Öffentlichkeit der Heimatkundlichen Vereinigung und ihren Blättern weiterhin Aufmerksamkeit schenken würde und sie auch dort, wo es nötig ist, lebhaft unterstützt. Die Heimatkundliche Vereinigung gehört nun einmal zum kulturellen Leben im Kreise Balingen und ist aus diesem nicht wegzudenken, obgleich sie niemals daran dachte, anderen Vereinigungen in irgend einer Weise Konkurrenz zu machen. Möge sie also auch in Zukunft beliebt und erfolgreich sein, möge sie die Vergangenheit ehrend pflegen, an der Gegenwart mitgestalten und helfen, auch die Zukunft zu gewinnen.

Heimatkundliche Vereinigung gestern und künftig

Von W. J. Frh. von Brandenstein

In seinem Rückblick 15 Jahre Heimatkundliche Vereinigung hat Herr Regierungspräsident Roemer den Weg und die Ziele der Vereinigung geschildert, die sie seit der Gründung unter seiner bewährten und klugen Leitung in 15 Jahren gegangen ist.

Aus den allen Mitgliedern bekannten Gründen hat er am 7. Dezember 1968 den Vorsitz niedergelegt und das Vertrauen der Mitglieder hat mich zu seinem Nachfolger und Herrn Regierungspräsident zum Ehrenvorsitzenden berufen. Dies gibt mir Anlaß, für das mir geschenkte Vertrauen herzlichst zu danken und wird mir Verpflichtung sein, meine ganzen Kräfte für das Wohl und die Ziele der Heimatkundlichen Vereinigung einzusetzen.

Als einer der vielen, die in Baden-Württemberg nach dem schmerzlichen Verlust der alten Heimat eine neue finden durften und der dies dankbarst zu würdigen weiß, ist mir die Bedeutung des Begriffes „Heimat“ sehr bewußt. Wie so vieles im Leben nimmt der Mensch die Heimat als etwas Selbstverständliches und erst der Verlust zeigt ihm, was der Begriff bedeutet und umfaßt. Den Begriff „Heimat“ erfaßt nur der, der sie wirklich kennt. Diese Kenntnis zu vermitteln ist die Aufgabe der Heimatkundlichen Vereinigung jetzt und für alle Zukunft. Wer sich diese verschafft, weiß diesen Begriff zu würdigen und respektiert

auch das heimatliche Bewußtsein des anderen, ein Bewußtsein, aus dem wir alle unsere Kräfte schöpfen.

Das bleibt eine Wahrheit, auch wenn wir heute im Zeitalter der Mobilität und der Technik leben, die es uns ermöglicht, in wenigen Stunden in einen anderen Erdteil zu gelangen, ja uns in absehbarer Zeit vielleicht sogar einen Ausflug auf den Mond möglich macht.

Nach wie vor wird die Heimat den Menschen prägen und bestimmen. Die Möglichkeit, die Welt sehen und kennenzulernen, soll ihn davon abhalten, kleinlich und beschränkt zu denken, aber nicht dazu bringen, die Heimat gering zu achten. So hat auch in der heutigen Zeit der Heimatgedanke seine Berechtigung und seine Zukunft.

Ihn zu beleben und zu fördern ist unsere Aufgabe. Die Mittel dazu sind Vorträge und Exkursionen, die wir weiterhin pflegen wollen. Möge uns dies gelingen. Dazu bitte ich alle Mitarbeiter, mir ihre Hilfe und ihren Beistand ebenso zuteil werden zu lassen, wie sie sie schon bisher meinem Vorgänger zuteil werden ließen.

In diesem Sinne wollen wir unsere Arbeit fortsetzen in der Hoffnung auf ein erfolgreiches Jahr 1969. Jedem Einzelnen, der hierzu beiträgt, gelten meine besten Wünsche und im voraus mein bester Dank.

liert und sie heute noch verändert. Insofern ist ein Wolkenbruch mit Überschwemmungen interessant zu beobachten. Durch Ablagerungen im Jurameer und dann Wiederabtragung in den folgenden Jahrmillionen entstand die Alb. Sie besteht aus einer Folge von durchlässigen und undurchlässigen Schichten. Auf ihrer Markung liegt zuunterst der Schwarze Jura oder Lias (Skizze 2) (schwarz), darüber liegt, schon zum Braunjura gehörig, der hier weit ausgebreitete Opalinuston (dunkelgrau), die übrigen fünf Braunjuraschichten (gewellt) sind zum Teil durchlässig und im Anstieg weitgehend vom Verwitterungsschutt von oben her überdeckt; vom Weißen Jura haben Sie hier die untersten Schichten: die wasserstauenden Unteren Mergel (hellgrau), die klüftigen Unteren Bankkalke (gemauert) mit den Riffen (im Ausgehenden schwarz) und auf dem Lochenhörnle eine dünne Decke Mittlere Mergel (weiß). Dieses ganze Schichtenlager ist insgesamt gegen SO, also gegen die Donau hin etwas gekippt worden. Die Neigung der Schichten geht stärker nach unten als die Alboberfläche. Das ist von großer Bedeutung für unser Thema. Denn es ergibt sich daraus schon durch den Augenschein, daß der Albtrauf, also auch Ihre Markung, weniger Wasser abbekommt als die nach der Donau hin geneigten Gebiete. Erschwerend kommt hinzu, daß sich an der Albkante oben noch ein Stück in die Albhochfläche hinein der sogenannte Steigungsregen auswirkt. Sie werden nachher im Lichtbild sehen, wie „Schönwetterwolken“ über Weilstetten dahinziehen, aber oben die Berghäupter in ihre Feuchtigkeit einwickeln, weil sie im Anstieg kälter geworden sind und damit eher zu Niederschlägen neigen.

Quellen, Brunnen und Weiher unserer Heimat einst und jetzt

Vortrag mit Lichtbildern in Weilstetten von Hans Müller

Warum wieder einmal ein „Wasser“-Thema? Man könnte ja auch schon über die Rückseite des Mondes sprechen. Das wäre aktuell. Aber denken wir einmal an Länder, wo Trinkwasser literweise verkauft wird, eine schale, warme Brühe für teures Geld. Da wird uns sofort klar, daß Wasser viel aktueller ist als der Mond. Oder denken Sie an Ihre Kriegsgefangenschaft zurück; wochenlang konnten wir ohne Nahrung sein, aber nicht tagelang ohne Wasser. Wer erlebt hat, wie furchtbar es war, monatelang weder Körper noch Wäsche waschen zu können, sieht im Gammeler-Unwesen kein Ideal. Beobachten wir doch einmal, wie Kinder aller Altersstufen mit Hingabe an einer Wasserstelle „lälpern“ und experimentieren! Hier entstehen unsere zukünftigen Naturwissenschaftler, Techniker und Tiefbau-Ingenieure. Wie ist doch die wöchentliche Schwimmstunde die schönste aller Unterrichtsstunden! In den Ferien und sogar am Wochenende drängt alt und jung zu den Seen oder Flüssen oder sogar ans Meer. Da kommen viele Verlobungen zustande. Na also! Wasser ist eben ein, ja geradezu das Lebenselement. Wasser ist keineswegs eine Rohware, die man kaufen, verwenden, verunreinigen und wieder laufen lassen darf, wohin sie will. Nicht nur, daß wir sie brauchen, daß wir sie trinken, daß sie in allen Lebensmitteln enthalten ist, — es spielen auch eine Menge seelische Faktoren mit. Das gilt ähnlich auch für die Tiere — und nicht nur an den Wasserstellen Afrikas, wo sie zu Millionen zusammenkommen oder auch umkommen.

Ein erschütterndes Erlebnis: an einem winzigen Rinnsal auf den so trockenen Anhöhen der Alb bei Ebingen sah ich

Hunderte von Bienen — baden. Sie mußten viele Kilometer weit hergefliegen sein und instinktsicher gesucht haben. — Von den Pflanzen brauche ich fast gar nicht zu reden. Die grüne Pflanzendecke der Erde wäre ohne Wasser überhaupt nicht da. Der Mond hat sie nicht. Man kann das Experiment machen, eine bestimmte Gewichtsmenge Pflanzensubstanz zu trocknen und zu verbrennen und den Rest wieder auf die Waage zu legen. Da wird man sich wundern!

Ja sogar das sogenannte „tote“ Gestein und die sterile Erde nehmen so etwas wie ein Leben an, soweit sie in den großen Wasserkreislauf „Verdunstung — Regen — Abfluß“ einbezogen werden. Es ist seit Urzeiten insbesondere das Wasser, das Bewegung in die Starre bringt, das Landschaften aus den Gesteinen herausmodell-

Ratshausen, Hausen am Tann, Oberdigisheim, Unterdigisheim und Nusplingen kommen noch immer mit ihrem eigenen Wasser aus, denn sie liegen „hinten“. Ihre Quellen brauchen gar nicht so zahlreich zu sein, aber sie sind ergiebig. Es sind Karstquellen, eigentlich unterirdische Bäche, die nur ans Tageslicht zu treten brauchen. Natürlich auch nur an tief eingekerbten Stellen, wie im Tal der Bära, aber auch der Schlichem und ganz besonders an der Donau. Dort liegt ja auch bei Beuron der Großschmiedebrunnen, aus dem neben etwa 50 Ortschaften auch Weilstetten seinen Spitzenbedarf an Brauchwasser bezieht. Trotz dieser Entnahme zieht der Großschmiedebach noch immer zur Donau, als wäre gar nichts geschehen. — Demgegenüber sind unsere Albtraufquellen, und damit auch die Quellen Ihrer Markung, viel kleiner. Es sind oben im Weißjura sogenannte Schuttquellen, d. h. das aus den Felsspalten kommende Wasser fließt erst eine Weile im Trümmergestein der Verwitterung, bis es ans Tageslicht tritt. Solche Quellen sind launisch. Sie können aufhören und dann vielleicht anderswo wiederkommen. Weilstetten hat nach der amtlichen Grundwasser- und Quellenkarte da



oben ein halbes Dutzend Quellen gefaßt. (Skizze 1). Ihre Schüttung ist nicht groß und gewiß auch nicht gleichmäßig. Sie bilden sich auf dem für sie oberen Quellhorizont in den unteren Weißjuramergeln. (Skizze 2). Einen unteren Quellhorizont bilden hier die Opalinustone, auf denen der Ort Weilstetten liegt, und Sie können auf Skizze 1 ohne weiteres ablesen, daß da wieder Quellen in größerer Zahl vorkommen. Weilstetten hat im Ortsbereich nach der Quellenkarte noch fünf gefaßte Quellen und zwölf (ehemalige?) Brunnen, die aber auch klein sind. Es müssen einst auch einige Weiher dagewesen sein. Das Grundwasser liegt auch unter den etwa einen Quadratkilometer großen Weißjuraschotterflächen, die während einer Eiszeit auf dem idealen Schmiermittel der aufgeweichten Opalinustone von ganz oben heruntergerutscht sind und bis in die Markung Frommern hineingeht. Diese Schotter tragen von jeher die meisten Äcker, während der wasserstauende Braunjuraton für Wiesen geeignet ist. Sie erkennen die mächtigen Schotterfelder auf der vergrößerten geologischen Karte, die ich an der Wand aufgehängt habe. Boden und Wasser waren überall die Voraussetzungen für die Entstehung von Ortschaften. Weilheim, Waldstetten und der Ziegelwasen waren früher sehr klein. Ihr Größenwachstum fing erst mit dem Gewerbe und dann mit der Industrie richtig an. Diese aber sind wiederum vom Wasser abhängig, und sei es auch nur, weil eine größere Bewohnerzahl mit gehobenen Bedürfnissen mehr Wasser verbraucht. „Einmal baden jährlich, das muß sein“ — das war einmal! Es ist nicht von ungefähr, daß Weilstetten mit seiner Herstellung von insbesondere Schlafzimmern und Unterwäsche (man könnte es „Intimindustrie“ nennen) wenig Fabrikwasser benötigt. Wenn Weilstetten nach der Kreisbeschreibung bei zwei Prozent der Kreisbevölkerung sechs Prozent der gefaßten Quellen besitzt, so sieht das günstig aus. Aber es kommt eben auf die Größe der Quellen an, auf die Quellschüttung sowie auf die Gleichmäßigkeit der Wasserspense. Und so mußte Ihre Gemeinde eben doch an eine Fernversorgung, die Hohenberggruppe, angeschlossen werden. Weil aber große Versorgungssysteme, am meisten die Bodensee-Landeswasserversorgung, im Katastrophenfall ausfallen können, muß die orts-eigene Wasserversorgung gepflegt werden. Es ist durchaus keine Verschwendung, wenn dabei wieder einige schöne, laufende Brunnen angelegt werden, was Weilstetten ja auch tut. Wir sehen es uns nachher im Bild an.

Im ganzen Kreis Balingen hat die Quellenkarte 320 noch ungefaßte Quellen aller Größen (ohne die ganz großen) verzeichnet. Davon befinden sich nur 26 im stark verkarsteten oberen Bezirk! Diesen Zahlen stehen an gefaßten Quellen gegenüber: 400 im Kreis und davon nur 59 im oberen Bezirk! Allerdings befinden sich darunter die sehr starken Karstquellen des Schmiechtals. (Oberer Karst).

Weitgehend auch wegen der Brunnen waren die Orte früher anheimelnder, wohingegen heute so mancher supermoderne Stadtteil geradezu unheimlich wirkt. Oft war ein Ortsbrunnen überdacht; es führten zuweilen auch ein paar Stufen hinunter. Die wasserholenden Frauen und Mädchen hielten da einen kleinen Schwatz. So eine „Brunnenstube“ vertrat die Lokalredaktion, als es noch keine Zeitung gab. Und war es denn ein so garstiges „Märchen“, daß die kleinen Kinder aus den Brunnenstuben kommen sollten, also aus dem Lebenselement, wie wir eingangs sahen? Hat die viel zu viel in den Illustrierten herumgezogene sexuelle Aufklärung bis jetzt etwa schon Besseres geleistet? Goethes Hermann und seine Dorothea fanden sich an einem Brunnen fürs Leben, und schon im Alten Testa-



ment wußte der Brautwerber die Rebekka an einem solchen zu finden. Ganz zu schweigen von den vielen Unbekannten und Unbesungenen und doch Verheirateten. Es gab und gibt so mancherlei Brunnen: die flachen Schöpf- oder sogar Tropfbrunnen (Bitz als Kuriosum hatte deren mehrere Dutzend), die etwas tieferen Ziehbrunnen mit Rad und Seil oder dem langen Schwingbalken, die noch tieferen Rohr- oder Pumpbrunnen mit dem Pumpenschwengel oder auch andere Vorrichtungen, vielfach aber auch laufende Brunnen, die man aus einer hölzernen Wasserleitung (Deichel oder Teuchel) speiste. Ebingen hatte, als es noch klein war, eine ganze Anzahl Brunnen, und das gilt für alle Ortschaften.

Wassermangel gab es in unserer Landschaft (mit Ausnahme der Hochalb) früher nicht, denn es waren damals weniger Menschen mit viel geringeren Bedürfnissen. Und da die Quellen noch kaum gefaßt waren, floß im Kreis mehr als die doppelte Menge Oberflächenwasser gegenüber heute! Es gab mehr und größere Bäche, überall.

Die Trockentäler oben auf der Alb haben allerdings eine ganz andere Entstehungsgeschichte. Die Bäche und Flüsse waren noch Fischreich. Die Schlichem, Eyach und Steinach lieferten nach einer Chronik „Schuppenfische“. Die vornehmere Schmiecha und die Stunzach hatten Forellen aufzuweisen. Noch vorhandene Einwohner haben das mit eigenen Augen gesehen. Heute sterben in der Schmiecha sogar die Blechbüchsen an Verätzung.

Auch das kleinste Bächlein, wenn man es staut, gibt einen Weiher. Ungünstig mag sich in Weilstetten die Tatsache ausgewirkt haben, daß der Lochenbach wie alle anderen Bäche im Opalinuston tiefe Schluchten bildet. Wir haben einst im Kreis schätzungsweise 140 Weiher gehabt. Eher mehr als weniger. Es heißt in der Kreisbeschreibung, jeder Ort (auch jeder abgegangene) habe deren drei bis vier besessen. Von Ebingen sind sieben bis acht bekannt, von Winterlingen fünf, weil da oben eine wasserstauende Lehmdecke aus den Eiszeiten den Ort und das Ried auskleidet. Einen An-

haltspunkt bezüglich der Anzahl der Weiher geben ferner die Mühlen, die meist einen Stauweiher als Wasserreserve haben. Die meisten Mühlen, nämlich 15, lagen im Rosenfelder Tal an der Stunzach, dann kam Nusplingen mit zehn, Balingen mit mehr als sechs, Onstmettingen mit sechs, Schömberg mit sechs, Dautmergen mit fünf bis sechs und so fort. Natürlich müssen diese Mühlen nicht immer alle gleichzeitig in Betrieb gewesen sein. Aber zählen wir sie alle, so kommen wir auf die stattliche Zahl von 110 bis 120 im Kreis. Sie waren, da wir keine Windmühlen hatten, die einzige mechanische Kraftquelle bis zur Einführung der Dampfmaschine.

Dementsprechend vielseitig war ihre Anwendung: Frucht und andere Nahrung mahlen, Öl pressen, „Gerben“ und schroten, Holz sägen, Tuch walken, Eisen hämmern oder überhaupt kleine „Fabrikle“ treiben. Im Mühlweiher der Sägmühlen wurde auch das Holz gewässert. Manche Weiher (wie in Ebingen am Bürgerturm) waren „Teuchelweiher“, wo die hölzernen Rohre für die alten Wasserleitungen (Gefäll-Leitungen) vor dem Austrocknen und Einschrumpfen bewahrt wurden. Von Ebingen und Balingen sind Weiher bekannt, die dem Bleicher zu dienen hatten, der die nassen Gewebe von der Sonne ausbleichen ließ. Natürlich dienten auch sehr viele Weiher der Fischzucht, denn außer dem Freitag gab es noch viele Fastentage, an denen man nur „fast“ fastete und dann — die Klöster. Onstmettingen hatte Fische an das Kloster Beuron zu liefern. Es sei angemerkt, daß dieser Ort ganz neuerdings wieder eine Fischzucht eingerichtet hat; man kann ja in Onstmettingen das Wasser noch „oberhalb der Industrie“ entnehmen. Sehr wichtig waren die Weiher anlässlich der früher sehr häufigen Brandfälle als Löschwasserreserve. Dies gilt sogar für die Sonderform der Hülsen, Hülen oder Wetten oben auf der so trockenen Alb. Für die Abwendung gefährlicher Hochwasserkatastrophen genügte die Stauweiher offenbar nicht. In Frommern an der Straße und in Laufen hinter der Kirche versteckt stehen Denkmäler für die durch Hochwasser Umgekommenen.

Ein besonders großer Stauweiher heißt Stausee; wir haben nur den in Schömberg. Ist ein Badeweiher von massiven Wänden umgeben und überdacht, dann ist es ein Hallenschwimmbad. Wollte man die einstige Wasserführung unserer Landschaft mit der heutigen vergleichen, so müßte man eine Karte der früher fließenden Rinnsale, Bäche und Flüsse zeichnen (die wir aber nicht genau haben) und zu dem heutigen Gewässernetz die Wasserleitungen hinzufügen. Hinzu käme dann noch das Karstwasser bis zu mindestens 150 m Tiefe, das aber auch noch gar nicht erforscht ist. Der Forscher empfängt seine Anstöße immer von dem, was noch nicht erforscht ist. Und das ist viel mehr als das schon Erforschte!

In 100 selber aufgenommenen Lichtbildern wurde alles noch einmal anschaulich gemacht. Die meisten Quellen sind sehr unscheinbar, wie alles Bedeutende am Anfang. Es wurden aber auch die sehr ergiebigen Karstquellen vorgeführt, bis zur größten in Deutschland bei dem Dorf und Städtchen Aach im Hegau, wo das bei Möhringen und Fridingen versunkene Donauwasser brodelnd zutage tritt. Die Bilder der Bäche und Flüsse ließen erkennen, daß der Albtrauf spärlicher bewässert ist als die Donauseite, wo zum Beispiel Schlichem und Bära gleich im Oberlauf zu beachtlicher Größe anschwellen. Eine Kartenskizze ließ erkennen, daß die Eyach und Starzel ein dichtes Netz winziger Nebenbäche aufzu-

weisen haben, während Schmiecha, Fehla und Lauchert wie dürre Äste aussehen, weil sie im Karstgebiet fließen und ihren Wasserzuschuß nur aus Grundquellen beziehen können. Ein Querschnitt durch das Eyachtal mit den verschiedenen Juraschichten veranschaulichte die Quellhorizonte. Eine größere Anzahl von Brunnenbildern aus dem ganzen Land regte dazu an, darüber nachzudenken, welche Art von Brunnen in welche Landschaft passen. Die rohen Holztröge gehören vorwiegend zum Allgäu. Holzschnitzereien an Brunnen sind im südlichen und mittleren Schwarzwald zu Hause, wo die begabten Holzschnitzer wohnen und schaffen. Linealgerade Brunnentröge aus dem geduldigen Buntsandstein gehören in den nördlichen Schwarzwald, wo dieser Stein „zu Hause“ ist.

Im Albvorland reizt der hübsche Keupersandstein zu Skulpturen. Das soll natürlich kein Schema sein. So kann für größere Städte manchmal auch anderes richtig sein. Aber auf der Alb, und da wieder besonders im Freien, ist eben doch der Kalkstein das gegebene. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: An der Burg bei Onstmettingen hat der Albverein Taifingen eine anspruchlose, aber außerordentlich schöne Brunnengruppe geschaffen. Anderen Albvereinen und Gemeinden zum Vorbild! Bis

zum Main hinunter wurden dann noch harmonische Marktplätze mit Brunnen gezeigt. Die Weiher sind heute selten geworden und müssen im Bild festgehalten werden, solange sie noch da sind. Ähnlich verhält es sich mit den noch nicht ganz verlandeten Seen, an denen glücklicherweise Oberschwaben noch sehr reich ist. Ihre herrlichen Anblicke bilden ein Gegengewicht gegenüber unserer so trockenen Alb.

Zuletzt konnte noch gezeigt werden, wie die Gemeinde Weilstetten von allen Seiten umrahmt ist von Bergen, nicht nur gegen Süden von den hohen Häuptern des Winkel, Hörnle, Lochenstein, Schafberg und Plettenberg sondern auch nach den anderen Himmelsrichtungen mit Heersberg, Schalksburg, Böllat, Pfeffinger Böllat, Höchst, Binsenbol und dem Kleinen Heuberg. Und dann konnte man noch auf Weilstetten (nicht auf die Weilstetter!) aus 300 m Höhe herabsehen und klar erkennen, daß dieser aus drei Ortsteilen zusammengewachsene Ort da drunten liegt wie ein „Hexenring“, den die Pilze bilden, wenn das Innere von ihnen abgeweidet ist. Aber hier bei Weilstetten ist es eigentlich umgekehrt: Es wächst nicht nach außen sondern nach innen. Weilstetten konnte sich auf diese Weise ein Schulzentrum anlegen, um das es größere Städte beneiden dürfen.

Kostbarkeiten der Heimat

Die Pfarrkirche in Margrethausen — Von Kurt Wedler, Ebingen

Im 7. Jahrhundert entstanden um Burgfelden herum einige -hausen-Orte, darunter auch „Husen“ im Eyachtal, das noch im 13. Jahrhundert bei der ersten urkundlichen Erwähnung so genannt wird. Zur Unterscheidung der vielen Hausen-Orte in unserer Heimat wurde dann auch die genauere Bezeichnung „Husen Margarete“ und im 14. Jahrhundert „Margaretenhusen“ mit dem Namen der Patronin der Pfarrkirche verwendet.

Diese Margareten-Kirche ist wahrscheinlich im 11. oder 12. Jahrhundert entstanden, in einer Zeit, in der auch eine kleine Begonnenklausen in der Siedlung gegründet wurde. Diese Klausen, die dann 1338 neu gestiftet wurde und sich zu einem Kloster erweiterte, hatte später auch eine eigene Kirche zu den Hl. Drei Königen, die im Jahr 1824 abgeris-

sen wurde. Sie ist auf einer Zeichnung im Pfarrarchiv vom Jahr 1702 mit der Pfarrkirche zusammen noch zu sehen (siehe Heimatkundliche Blätter Nr. 8, 1967, und Kreisbeschreibung).

Die Pfarrkirche war ursprünglich ein romanischer, dann ein gotischer Bau. Im Jahr 1347 fand eine neue Weihe zu Ehren der Heiligen Margarete, Johannes Ev., Katharina und Agnes statt und 1707 wurde das Langhaus nach dem damaligen Zeitgeschmack umgestaltet. Der kleine gotische Chor mußte einem modernen Erweiterungsbau im Jahr 1934 weichen. Aus der alten Zeit stammt nur noch das Untergeschoß des Nordwestturms, dem ein achteckiges Glockengeschoß mit welscher Haube im 18. Jahrhundert aufgesetzt wurde.

(Fortsetzung folgt)



Die 13 bunten, schlanken Fenster der Pfarrkirche in Margrethausen. Diese Fenster wurden von dem kürzlich verstorbenen Ulmer Künstler Wilhelm Geyer entworfen.

Heimatkundliche Blätter



für den Kreis
Balingen



Jahrgang 16

28. Februar 1969

Nr. 2

Vierhundert Jahre Mercator-Projektion

Von Dipl.-Ing. Kerndter

Die Humanisten des 16. Jahrhunderts liebten es, ihre Familiennamen zu latinisieren oder zu gräcisieren. Man sah ja das Ideal der Bildung im Studium der antiken Schriftsteller. Wer also etwa „Schwarzerd“ hieß, nahm das griechische „melas = schwarz“ und „chthon = Erde“ und baute daraus flugs „Melanchthon“. Und weil „mercator“ im Lateinischen „Händler, Krämer, Kaufmann“ bedeutet, verbirgt sich hinter „Gerhard Mercator“ ein berühmter Mathematiker und Geograph namens Gerhard Kremer, dem 1569 die Herausarbeitung der nach ihm benannten Mercator-Projektion gelang. „Projektion“ übersetzt man mit „Bildwurf“, im Kartenwesen also die möglichst winkel- und flächentreue Darstellung von Teilen der Erdoberfläche auf Land- und Seekarten. Die noch zu besprechende Abbildungsmethode Mercators wurde vom „Mathematikerfürsten“ C. F. Gauss (1777—1855) und vom Direktor des Potsdamer Geodätischen Instituts J. Krüger (1857—1923) verfeinert und bildet als Mercator-Gauss-Krüger-Projektion noch heute die Grundlage für die „Deutsche Grundkarte 1:5000“.

Der Geometer, der einen Bauplatz vermisst und auf einem Lageplan einzeichnet, braucht die Erdkrümmung nicht zu berücksichtigen. Der Geodät aber, bei der Landesvermessung tätig, geht von der Kugelgestalt der Erde aus, genauer von der Oberfläche eines Rotationsellipsoids bzw. Geoids. In Bezug auf das Gradnetz der Erde mit dem Null-Meridian durch Greenwich und der Äquatorebene als Breite Null ist Baden-Württemberg in die Grenzen 47 Grad 31 Minuten bis 49 Grad 47 Minuten nördlicher Breite und 7 Grad 31 Minuten bis 10 Grad 30 Minuten östlicher Länge eingeschlossen; beim Kartographieren dieses 35 750 qm großen Gebiets verbietet es sich daher, die Erdkrümmung zu vernachlässigen. Die Mantelfläche eines Kegels und Zylinders kann man abwickeln, also entlang einer Mantellinie auftrennen und in der Ebene ausbreiten, wobei Längen, Flächen und Winkel als solche erhalten bleiben. Die Kugel hat eine doppelte Krümmung — auf der Erdoberfläche z. B. von Ost nach West und von Süd nach Nord — und läßt sich deshalb nicht abwickeln. Anders gesagt: Auf der Ebene der Landkarte versucht man zwar in irgend einem Verkleinerungsmaßstab einen Teil der Erdoberfläche möglichst konform, naturgetreu in den Abmessungen, symbolisch in der Geländecharakterisierung, darzustellen, erzielt aber um so weniger Übereinstimmung mit der Wirklichkeit, je größer das doppelgekrümmte Landstück ist. Der Wanderfreund, der etwa die Topographische Karte 1:50 000, Sonderausgabe „Ebingen“ für den Schwäbischen Albverein, zur Hand nimmt, weiß vielleicht, daß der 478 qkm umfassende Kreis Balingen in die Grenzen 48 Grad 6 Minuten bis 48 Grad 20 Minuten nördlicher Breite und 8 Grad 39 Minuten bis 9 Grad 9 Minuten östlicher Länge eingeschlossen ist, aber er wird sich kaum Gedanken darüber machen, ob diese Karte die Erdkrümmung berücksichtigt, bzw. ob die etwaigen Kor-

rekturen merklige sind. Die neue Topographische Karte 1:100 000 ist eine winkeltreue Zylinderprojektion nach dem Mercator-Gauss-Krüger-Verfahren mit 3 Grad breiten Meridianstreifen, wobei die Meßtischblätter 1:25 000 die Unterlagen liefern. Die sogenannte Mercatorfunktion gilt es noch zu erläutern.

Das Dreieck ist uns eine geläufige Figur, ein Zweieck gibt es in der Ebene nicht, wohl aber auf der Kugel. Um es anschaulich zu machen: Wir schneiden aus einem Apfel einen „Schnitz“ heraus und schälen diesen. Das abgezogene Hautstück ist ein Kugelzweieck, das sich (angenähert) umso eher in der Ebene ausbreiten läßt, je schmaler es ist. Die Modellvorstellungen auf die Erde übertragen bedeutet dies, daß die Ecken des Zweiecks dem Nord- und Südpol, die größte Breite einem Äquatorbogen, die Seiten des Zweiecks zwei Meridianen entsprechen. Der erwähnte Meridianstreifen nach dem Mercator-Gauss-Krüger-Verfahren ist 3 Grad breit; dies sind bei 360 Grad, bzw. 40 000 km Äquatorumfang etwa 333 km, also ungefähr die Breite Baden-Württembergs. Das Kugelzweieck wird nach oben und unten immer schmaler: Wenn also Balingen die nördliche Breite 48 Grad 17 Minuten und die östliche Länge 8 Grad 51 Minuten hat, dann würde zu dieser Länge ein Äquatorbogen von ca. 983 km, dagegen auf dem Balingen Breitenparallel nur ein Bogenstück von ca. 655 km gehören. Dieses kürzere Bogenstück nennt der Seemann die Abweitung; der Differenzbetrag wäre vorliegendenfalls 983 weniger 655 = 328 km.

Um 100 n. Chr. entwarf Marinus von Tyrus sogenannte Plattkarten, auf denen das Kartennetz aus sich rechtwinklig kreuzenden Geraden gebildet wurde, die die Meridiane und Breitenkreise darstellten. Im obigen Beispiel wäre also die Differenz von 328 km unberücksichtigt geblieben und somit die Masche des Kugelzweiecks oben gewaltig auseinandergezerrt worden, um ein Rechteck zu erhalten. In der Nautik versteht man unter „Kurs“ den Winkel, den der Weg des Schiffes mit dem Meridian bildet. Auf der Erdkugel ist der kürzeste Weg von A nach B gleichbedeutend mit der „Orthodrome“, also mit dem Bogenstück AB des Kugelgroßkreises durch die Punkte A und B. Folgt der Seemann der Orthodrome, dann muß er dauernd den Kurs ändern, er zieht es aber auf kleiner Fahrtstrecke vor, nach einem einzigen Kurs zu steuern. Er bewegt sich dann auf der „Loxodrome“, einer schiefbläufigen Kurve, die alle Meridiane unter gleichem Winkel schneidet und sich asymptotisch in der Spirale dem Pol nähert. Was auf der Erdkugel ein sphärisches Dreieck ist, will er auf der Seekarte in ein ebenes Dreieck umsetzen mit dem Rechten Winkel (Katheten) aus Breitenunterschied und Abweitung und mit der „Distanz“ als Hypotenuse, deren Schrägstellung sich aus dem Kurswinkel ergibt. Die Distanz entspricht dem zurückgelegten Weg, ihre Berechnung heißt die „Bestecksrechnung“. Und nun war es bei der

Marinus-Projektion, die viele Jahrhunderte für die Seekarten im Gebrauch war, wegen ihrer Verzerrungen unmöglich, den Schiffskurs genau einzuzeichnen und aus dem Loxodromenstück die Distanz abzuleiten. Hier setzte Mercator ein mit der Überlegung, daß man den richtigen Kurswinkel erhält, wenn man die Masche nicht nur der Breite nach (also oben nach Ost und West), sondern auch der Länge nach (von Süd nach Nord) proportional verzerrt. Man nimmt die Äquatorminute oder, gleichbedeutend, die Seemeile = 1,852 km als Längeneinheit. Die sog. „vergrößerte Breite“ — man spricht auch von Meridionalteilen oder Mercatorfunktion — gibt an, um wieviel auf einer Mercatorkarte der Abstand eines Breitenparallels größer ist als der „unverzerrte“ Abstand. Auf solchen Karten ist die starke Vergrößerung in hohen Breitengraden, also in Polnähe, natürlich ein unvermeidbarer Übelstand, der sich aber auch nicht schlimmer auswirkt als die Konturenverzerrungen bei anderen geographischen Projektionen.

Gerhard Kremer wurde am 5. März 1512 zu Rupelmonde in Flandern geboren, er ist aber deutscher Abkunft. Er studierte in Löwen und erlernte nebenher den Kupferstich. Er arbeitete als Kosmograph des Herzogs von Jülich und starb am 2. Dezember 1594 in Duisburg, wo ihm 1878 ein Denkmal gesetzt wurde. Sein Hauptwerk war der große, von ihm selbst entworfene und in Kupfer gestochene „Atlas sive cosmographicae meditationes de fabrica mundi et fabricati figura“ (Erwägungen über die Erschaffung der Welt und die Gestalt der Schöpfung), der 1607 von Hondius vervollständigt wurde. Dieser gab 1628 auch Mercators „Atlas minor“ heraus. Kremer verfertigte auch mehrere Globen, begründete 1569 seine „Mercator-Projektion“ und veröffentlichte 1578 in Köln seine „Tabulae geographicae ad mentem Ptolemaei restituta“. Wie schon erwähnt, griffen Gauss und Krüger Mercators Gedanken auf, die Netzmaschen der Erdkugel so in die Ebene der Karte „umzurechnen“, daß dort Winkeltreue und in kleinstem Bereich auch Flächentreue erzielt wird.

Man muß Mercators Werk in großem geschichtlichen Zusammenhang sehen: Um eine Gradnetzkarte der Oekumene, der damals bekannten Wohngebiete der Erde, bemühte sich schon Eratosthenes um 325 v. Chr. Römische Itinerare waren Reisebücher; Portulane, Schiffshandbücher, gab es seit dem 13. Jahrhundert. Die Renaissance war das Zeitalter der Kartographie, seit dem 17. Jahrhundert schuf man trigonometrische Netze für die Landesvermessung. Bedeutungsvoll war 1817 die Isothermenkarte von A. v. Humboldt. Heute, unterstützt auch von Hilfsmitteln der Luftphotogrammetrie und Reproduktionstechnik, besteht eine Zusammenarbeit der Vereinten Nationen im „Cartographic Office“. Unverändert blieb aber die Aufgabe, die auch schon Mercator beschäftigte: Die Raumbeziehungen auf der Erdoberfläche möglichst getreu im Kartenbild darzustellen.

Kostbarkeiten der Heimat

Die Pfarrkirche in Margrethausen — Von Kurt Wedler, Ebingen

(Schluß)

Betritt man den neuen Kirchenraum, dann wird man zunächst von den 13 bunten, schlanken Fenstern fasziniert, die in dem weiten Halbrund des Chores den Meßkanon der Kirche mit der Erlösungsgeschichte zum Ausdruck bringen. Sie zeigen als große Gestalten Christus mit Maria und Johannes und kleinere Darstellungen aus dem Leben Jesu. Diese Fenster wurden von dem vor kurzem verstorbenen Ulmer Künstler Wilhelm Geyer entworfen und im Jahr 1942/43 angebracht. Die je vier äußeren Fenster vom Jahr 1947 zeigen links in groß den Hl. Martin als Diözesepatron, rechts die Hl. Margarete als Kirchen- und Ortspatronin, dann Gläubige, Engelsgestalten, Evangelistensymbole und die sieben Sakramente.

Vom Jahr 1740 stammt die schöne Rokokokanzel, die man aus der Zeit der Barockisierung belassen hat. Am Corpus werden die Evangelisten mit ihren Symbolen gezeigt: von links her zwischen den Säulen Matthäus mit dem Engel, dann Lukas mit dem Stier, Markus mit dem Löwen und Johannes mit dem Adler, eine Gestaltung, wie man sie an vielen Kanzeln finden kann. Die Evangelisten sollen hier gleichsam bei der Verkündigung anwesend sein. Darunter sieht man am Rand des Kanzelkörpers kleine Engelsköpfe. Unter dem Kanzeldeckel ist die Taube als Symbol des Heiligen Geistes angebracht und auf diesem Rand halten Engel die Leidenswerkzeuge. Die Bekrönung bildet der gute Hirte.

Noch aus der gotischen Kirche stammt aber die Madonna links am Chor, die einmal zu einem nicht mehr vorhandenen Schreinaltar gehörte, in dem vielleicht auch die Patrone der Kirche Margarete, Johannes Ev., Katharina und Agnes aufgestellt waren. Sie ist ein Schnitzwerk aus Lindenholz aus der Zeit um 1500, also in spätgotischem Stil. Die auf der Mondsichel stehende Madonna kommt schon im „Hortus deliciarum“ um 1170 vor, ist dann im 14. Jahrhundert geläufig und in der Spätgotik weit verbreitet. Diese Gestaltung geht zurück auf die Vision des Sonnenweibes in der Apokalypse 12,1: „Und es erschien ein großes Zeichen am

Himmel: ein Weib mit der Sonne bekleidet und der Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone mit zwölf Sternen.“

Die Spätgotik löste sich in der bildnerischen Gestaltung von der Abstraktion und der Idealität der Gotik und wendet sich einer natürlicheren und realistischeren Formgebung zu. Die Madonnen erhalten mütterliche Züge, und das Kind verliert die Steifheit früherer Auffassungen. So auch die Madonna in Margrethausen, bei der der gotische S-Schwung kaum noch zu erkennen ist. Der Meister ist nicht bekannt, aber Gesichtsausdruck und reicher Faltenwurf erinnern an die Ulmer Schule des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts. Die Krone ist erneuert und paßt sich gut dem Kunstwerk an. Man muß die Madonna von vorn betrachten, um das Werk des Meisters richtig zu erkennen. Als Schreinfigur mit Nebenfiguren ist sie für eine frontale Ansicht geschaffen worden.

Mit aufgelöstem Haar trägt die anmutige und doch kräftige Gestalt das schräg vor der Brust halb liegende, halb sitzende, liebevolle Kind in ihren Händen. Das Haar ist mit einem grauen Kopftuch bedeckt, das sich in einer schönen S-Linie hinter dem Kind zur rechten Hand durchschwingt und dann über das Gewand in Falten herabfällt. Der weite Mantel (innen blau, außen golden) wird vom rechten Arm an einem Zipfel hochgehalten und vom Spielbein leicht nach vorn gedrückt. Hier zeigt sich die phantasievolle Kunst des Meisters, der viel der möglichen Faltenmotive in diesem Gewand ver-



Die Madonna in Margrethausen.

wirklich. Der Mantelsaum, der vom rechten Arm in langgezogenem Bogen zu den Füßen herabfällt, geht über der Mondsichel in die vielen, dort knitterigen Falten des Mantels ein. Die ganzen Falten sind voll Leben und Bewegung. Wenn das Licht durch die bunten Fenster auf die Madonna fällt, dann entstehen im Gewand äußerst reizvolle, lebendige Reflexe, die diese edle Gestalt verklären und ins Numinose erheben.

Schulmeister Weidlen und die Onstmettinger Schule

... zu Anfang des 18. Jahrhunderts — Von Alfred Munz, Onstmettingen

Von 1707 bis 1766 war Johannes Weidlen Schulmeister in Onstmettingen. Aus seinem Leben und seiner Amtszeit liegen uns für die Onstmettinger Schule erstmals ausführliche Nachrichten vor. Einem Schulmeister,

der ein Leben lang an ein und demselben Ort unterrichtet, widerfahren erfreuliche und betrübende Dinge. Leider sind in den Protokollen meist nur die Ärgernisse festgehalten. Die nachfolgend angeführten Vorkommnisse können deshalb kein abgerundetes Bild von der Schul- und Lehrersituation in unserer Gemeinde vermitteln, sie können nur Streiflichter auf die damaligen Verhältnisse werfen.

Aus Anlaß eines Streites erfahren wir, daß Schulmeister Weidlen von kleiner Statur war und eine Perücke trug. Er führte nämlich vor dem Kirchengemeinderat Klage über einen Vater, der ihn in seinem Haus, als man aus der Betstunde ging (die also im Schulsaal stattfand), „entsetzlich angegriffen“. Vor der Haustür, wo noch Schulkinder standen, die ihre Schulbücher abholen wollten, schimpfte der Mann, der Schulmeister mache seinen Buben zum Narren, Narren habe er aber genug im Haus. Als ihm Weidlen sagte, er wisse von nichts, entgegnete jener, ob er sich nicht schäme, eine Perücke zu tragen, da er doch seine eigenen Haare habe! Da sich Weidlen solche unsachlichen Grobheiten nicht anhören wollte, ging er ins Haus. Der Mann folgte ihm aber mit der Begründung, das Schulhaus sei ein herrschaftliches Haus, da dürfe er so gut hinein wie der Schulmeister, und überhaupt fürchte er solch ein Perückenmännlein noch lange nicht. — Nun, der Kirchengemeinderat übergab die Sache dem Rathaus. Der Mann mußte öffentlich Abbitte tun und wurde um zwei



Pfarrkirche und Kloster in Margrethausen.

Fotos: Wedler

Pfund Heller in den Heiligen (Kirchenkasse) gestrafft.

Ein andermal erfahren wir, daß der Schulmeister zehn Buben zurechtwies, die während des Gottesdienstes auf der Empore der Kirche Unfug trieben, was aber „nichts geholfen, sondern da er sich wieder niedersetzen wollen, ist auch einer unter ihnen so verwegen und gottlos gewesen, daß er einen Stein von der Mauer abgebrochen und selbigen nach dem Schulmeister geworfen. Weil nun keiner gestehen wollen, daß er auf den Schulmeister geworfen habe, sondern es sei geschehen, eines andern aufzuwecken, wie solches der vormalige Pfarrer begehrt habe, also daß der Stein nur von ungefähr auf den Schulmeister geflogen“, wird beschlossen, daß die Buben in Zukunft unten im Kirchenschiff neben den Kirchengemeinderäten sitzen müssen.

Im Jahr 1727 hatte Schulmeister Weidlen Schwierigkeiten mit einem Matthes Sautter, der unter allen Umständen das Orgelspielen erlernen wollte. Letzterer besorgte sich deshalb Schlüssel, öffnete Kirche und Orgel und spielte ohne Wissen und Erlaubnis von Pfarrer und Schulmeister. Als endlich der Pfarrer den Schulmeister fragte, wer denn außer der Zeit auf der Orgel immer so leiere, antwortete dieser, was er wußte und fügte hinzu, er habe schon ein paarmal dem Pfarrer sagen wollen, es könne an der Orgel etwas ruiniert werden und die Schuld an den Schulmeister kommen. Daraufhin wurde Sautter vor den Kirchengemeinderat geladen und aufgefordert, die Schlüssel herzugeben und sich nicht mehr an die Orgel „als ein schwaches Werk“ zu wagen.

Es stellte sich aber heraus, daß der Bürgermeister und die Kirchengemeinderäte das Unternehmen des Matthes Sautter unterstützten und sich in der Sache notfalls an das Oberamt wenden wollten. Schulmeister Weidlen wurde herbeigeholt und um Stellungnahme gebeten. Er war aus folgenden Gründen gegen das Spielen des Matthes Sautter:

1. Weil es unnötig ist.
2. Weil es nicht gebräuchlich und nirgends zugelassen ist, daß ein Unbefugter das Schlagen der Orgel lernt.
3. Weil Sautter zu ihm gesagt hat, er wolle in einem Jahr das Orgelspielen so gut lernen wie er, der Schulmeister, es könne. Und wenn er sein Leben lang spielte wie er, so wollte er sich schämen, es nicht besser zu können.
4. Sautter wolle ihn, den Schulmeister, von der Orgel vertreiben, indem er bei der Bürgerschaft sage, er würde die Orgel umsonst schlagen. Nun sei aber die Bürgerschaft gehalten, ihm die sechs Gulden im Jahr für das Orgelspielen zu geben, weil es zu der bei seiner Anstellung festgelegten Besoldung gehöre und der alte Schulmeister solche sechs Gulden auch gehabt hat, obwohl er der Musici völlig unerfahren war.
5. Er, Schulmeister Weidlen, frage also an, ob man denn mit seinem Orgelspielen nicht mehr zufrieden sei, nachdem dies bisher der Fall war.

Matthes Sautter wollte aber unbedingt Orgelspielen lernen. Er sagte, er habe einfach Lust dazu und lasse sich ungern davon abtreiben. Er wisse nicht, was man gegen sein Spielen einwenden könnte, und weil der Mut zu lernen nichts Böses sei, so sollten die Richter die Sache ans Oberamt gelangen lassen.

Leider erfahren wir nun nicht, wie die Sache ausging, hoffen aber, daß dem Matthes Sautter erlaubt wurde, ein Orgelspieler zu werden. Wie froh sind wir heute an Leuten, die ein solch unbändiges Verlangen nach dem Erlernen eines Instrumentes oder

sonst einer Fertigkeit haben wie seinerzeit der Matthes Sautter.

Unter Johannes Weidlen wurde um das Jahr 1735 die Onstmettinger Schule zweiklassig. Weidlen hielt sich seitdem einen Provisor oder, wie man später sagte, einen Lehrgehilfen. Erster Provisor in Onstmettingen war Georg Philipp Schaudt, Schwiegersohn des Schulmeisters Weidlen und Vater des Philipp Gottfried Schaudt. Ob er seine Frau im Haus seines Meisters kennenlernte, oder aber, weil er sie kannte, Lehrgehilfe wurde, wissen wir nicht. Auf jeden Fall haben wir es 130 Jahre lang, von 1707 bis 1837, in Onstmettingen mit der Lehrerfamilie Weidlen-Schaudt zu tun, denn auf Georg Philipp folgte Philipp Gottfried, und diesem sein zweitältester Sohn Philipp Matthäus Schaudt. Die Schule war ein Familienbetrieb wie andere Handwerksbetriebe. Der Schulmeister stand ihr vor. Er stellte Gehilfen an, wenn er solche für nötig befand, bezahlte diese von seinem Einkommen und stellte ihnen Kost und Wohnung.

Von Schulmeister Weidlen erfahren wir nun auch, wie er besoldet wurde. Im Jahr 1733 „hat auf dem hiesigen Rathaus die gesamte löbliche Bürgerschaft in Gegenwart des Pfarrers, Vogts und Richtern dem Herrn Schulmeister Weidlin vor das Sommerschulgeld von einem jeden Kind fünf Kreuzer und von dem Flecken einen Wagen mit Heu, wohl geladen, frei und gutwillig zu geben verordnet, bei welcher Verordnung es auch sein beständiges Verbleiben haben solle, auch wenn Eltern ihre Kinder von der Schul abhalten und nicht dahin gehen lassen.“ Dazu kam das Einkommen aus der Mesnerei und dem Organistendienst. Daß es mit dem Bezahlen des Schulgeldes im ganzen Land oft haperte, ist aus zahlreichen Aufforderungen und Erlassen immer wieder zu entnehmen. Besonders das Sommerschulgeld wollte man nicht bezahlen, weil man die Kinder allzuhäufig gar nicht in die Schule schickte. Es erging deshalb z. B. 1730 ein „hochfürstlicher Befehl“, daß die Eltern dem Schulmeister „das so sauer verdiente Schulgeld zeitlich und mit gutem Willen abzutragen verbunden sind“, auch wenn sie ihre Kinder nicht die ganze Zeit über zur Schule schickten. Für Onstmettingen galt die Regel, daß nur für die Hirtenbuben und die beständig kranken Schüler kein Schulgeld zu bezahlen war.

Die Sommerschule verursachte damals viel Ärger bei Lehrern und Eltern. So gab es auch 1762 „wieder wegen der Sommerschul allerlei Defekt, weil die Eltern ihre Kinder gar nicht oder doch nur zwei-, drei-, viermal den ganzen Sommer in die Schul geschickt haben, wodurch die Sommerschul in Abgang kommen“. Es wurden deshalb 33 Eltern um je vier Kreuzer bestraft, „weil die Obrigkeit einmal vor allemal die Sommerschul gehalten wissen will, welches die Eltern wohl wissen.“ Aber diese sahen nicht ein, daß die Schule wichtiger sein sollte als die Mithilfe der Kinder in der Landwirtschaft und beim Kinderhüten. Da sich trotz der Strafen die Schulversäumnisse im nächsten Jahr nicht verringerten, ist 1763 „der Kirchenkonvent gemüßiget worden, in Gegenwart Herrn Amtmanns... jedem Vater statt vier Kreuzer in Heiligen nunmehr jedem zehn Kreuzer Straf anzusetzen.“

Als Schulmeister Weidlen älter wurde, nahm er selbst die Regelung seiner Nachfolge in die Hand. Er war ein sehr vorsichtiger Mann und versuchte, sich gegen alle mögliche Unbill abzusichern. Nachdem seinem Schwiegersohn, dem Provisor Georg Philipp Schaudt, kein langes Leben beschieden war, suchte er sich unter seinen Enkeln einen Nachfolger.

Eines Tages fand sich der Schulmeister von Hausen an der Lauchert bei ihm ein. Er wollte die Enkelin Anna Juditha heira-

ten, allerdings mit Zusicherung, daß er der nächste Schulmeister von Onstmettingen würde. Weidlen sollte einen Mehrheitsbeschluß der Bürgerschaft und die Zustimmung des Pfarrers zuwege bringen.

Nun, Weidlen stellte den Antrag, und ein Mehrheitsbeschluß des Gemeinderats kam zustande, weil man „nicht nur mit des Matthes F. Sautter Wissenschaft wohl zufrieden, sondern auch vornehmlich darauf reflectiert worden, daß sie dies ihrem alten Schulmeister Weidlen, den sie alle lieb und wert haben, auf sein eigenes Gesuch und Begehrt zulieb getan.“

Bei der Zustimmung spielte aber noch ein anderer Gesichtspunkt eine Rolle. Man dachte nämlich daran, daß mit der Zeit die verwitwete Mutter der Anna Juditha bei dem jungen Schulmeister „Zufucht und Unterschlupf haben und finden möge“.

Nachdem die Gemeinde mit der Nachfolge Sautters im Schulmeisteramt einverstanden war, schlossen Weidlen und Sautter eine Art Nachfolgevertrag. Er wurde im Protokoll des Kirchengemeinderates festgehalten, „damit man auch in künftigen Zeiten darüber urteilen könne und im Fall vorfallenden Streitens, was sie zwar nicht hoffen wollen, dieser besser auseinandergesetzt oder sie in Fried und Liebe zusammengebracht werden können“.

Der Inhalt dieses Vertrages ist:

1. Sautter soll versichern, „daß er die Enkeltochter Anna Juditha Schaudtin und keine andere heiraten, sich auch mit keiner anderen, es sei welche es wolle, einlassen werde“, da sonst das Nachfolgeversprechen zurückgezogen werde.

Sautter stimmte diesem Punkt zu mit der Einschränkung, daß, wenn er aus irgendeinem Grund die Nachfolge im Schulamt nicht antreten könne oder dürfe, „er seines Ehverspruchs gegen gedachte Anna Juditha frei und los sein wolle“.

2. Weidlen will versichert sein, daß Sautter ihn so lange nicht „beunruhigen, drücken“ oder vom Amt „austreiben“ wolle, solange er seinen Dienst mit seinem Enkel Ph. G. Schaudten selbst versehen könne, und sollte es nach Gottes Willen noch vier, fünf oder mehr Jahre währen.

Sautter sicherte das zu.

3. Sautter erklärte sich damit einverstanden, dem Schulmeister und seiner Frau, sollte dieser schwächer werden und nicht mehr imstand sein, den Schuldienst zu versehen, den „genugsamen Unterhalt von der Besoldung zu verschaffen, solange eines oder das andere bei Leben“.

4. Es „dinget“ der alte Schulmeister dem jungen an, seinen Enkel und bisherigen Provisor Ph. G. Schaudt so lange bei sich zu behalten, auch nach seinem Tod, bis dieser sein Glück anderwärts zu finden und zu machen wisse.

Sautter war einverstanden. Trotzdem erhielt er die Onstmettinger Schulmeisterstelle nicht. Ob ihm eine andere Stelle oder eine andere Schulmeisterstochter besser zugesagt hat, wissen wir nicht. Wir können aber mit dem Gang der Dinge zufrieden sein, denn statt Sautter wurde nun in sehr jungen Jahren Ph. G. Schaudt, dessen Denkmal neben dem Rathaus steht, Schulmeister in Onstmettingen. Weidlen schloß mit ihm einen Nachfolgevertrag ab. Es heißt in des „alten Schulmeisters schriftlichen Bedingungen gegen seinen Enkel, den jung angenommenen Schulmeister Ph. G. Schaudt“:

1. Daß der alte Schulmeister die Oberhand in Schul- und Kirchendiensten behält, solange ihm Gott Kraft und Vermögen dazu vorlegen werde, also daß er alles dirigieren und anordnen möge, wie es zur Ehre Gottes

und Erbauung der Schuljugend am tauglichsten gereiche.

2. Daß er die ganze Besoldung, wie er sie bisher gehabt, für sich und sein Weib behalten wolle, „hingegen sein Enkel mit der gnädigst geschöpften Provisoratsbesoldung von 20 Gulden samt den... dazu verordneten 10 Gulden Kostgeld, so es seinem Enkel lieber wäre, der Speis und Unterhaltung bei seinem Ihni (Großvater) zu genießen, sich begnügen solle, so lang er ihm in der Schularbeit Beistand leisten könne“.

3. Sollten „er und sein Weib kränklich werden, so solle Schaudt seinem Ihni und Ahne“ ihren nötigen Unterhalt an Frucht und Bargeld und anderen benötigten Lebensmitteln zukommen lassen.

4. Solle weder der alte Schulmeister noch sein Weib aus dem Schuldienst verdrängt werden, sondern bis zu ihrem Absterben in Ruh und Frieden gelassen werden.

5. So es aber geschähe, daß sich sein Enkel „unumgänglich verheirate und eine eigene Ökonomie anzustellen für nötig finde, so solle sich der Enkel nicht unterstehen, ein solches eigenmächtig seinem Ihni oder Ahne zuwider und leid zu tun, sondern nach fürstlicher Eheordnung und dem vierten Gebot auch ihre Zustimmung dazu einholen und erbitten. Man begehre jedoch nicht, ihn zu dieser oder jener Person zu zwingen, wozu er keine Lust und Affektion haben könnte, sondern wolle ihm die frei Wahl lassen, wofern es nur eine rein ehrliche Person, die zu diesem Stand tüchtig und anständig und seinem Ihni und Ahne alles Guts zu tun sich anbiete, sein werde.“

6. Sollte aber der junge Schulmeister vor dem alten sterben, so sollte der alte das Recht haben, „nach seinem Schuldienst vor allen Dingen wieder zu greifen und ihn bis an sein Ende zu behalten“.

Es folgen die Unterschriften der beiden Schulmeister, des Pfarrers, des Dorfvogtes (Bürgermeisters) und von vier Richtern.

Weiden beantragte nun bei der Gemeinde, Ph. G. Schaudt zu seinem Nachfolger zu erklären. Nachdem Schaudt vom hochfürstlichen Konsistorium zu einem ständigen Provisor ernannt worden war, stimmte die Gemeinde mit einer Einschränkung zu. Es heißt: „Nun ist obgedacht die ganze Bürgerschaft jeder besonders im Durchgang gewesen und hat ihm (Schaudt) in einmütiger Stimme die Wahl gegeben“ unter dem Vorbehalt, daß, „weil er ein lediger Mensch sei, man nicht wisse, wie er sich inskünftig halten werde, wann er um-

geschlagen, ein Trinker, Spieler, Gassenläufer, Flucher oder auch früher Beischläfer würde, welches sie nicht hoffen wollten, sie ihre Wahl zurückziehen und einem andern zu geben berechtigt sein und bleiben möchten“. Es folgten 24 Unterschriften.

Daraufhin mußte die Gemeinde noch beim herzoglichen Konsistorium um eine förmliche Ernennung Schaudts zum Schulmeister nachfolger einkommen, was offensichtlich geschah, denn Schaudt wurde Schulmeister in Onstmettingen und blieb es sein Leben lang.

Johannes Weiden starb, wie übrigens auch seine Frau Maria Margaretha geb. Krimmel aus Ebingen, mit 82 Jahren „an Nachlaß der Natur“.

Literatur: Kirchenbuch der Gemeinde Onstmettingen von 1661—1787 mit Rescripten. Kirchenkonventsprotokoll 1701—1730 und 1731—1763.

Burg und mittelalterliche Stadt Rosenfeld

Von Fritz Scheerer

Überblickt man von einem der Berge des Albraufs das Vorland, so liegt der Kleine Heuberg wie eine schildförmige Bastei mit weit nach Nordwesten vorspringender Spitze zu Füßen des Beschauers. In der Tiefe ist vor ihm die offene Platte mit ihren Städten und Dörfern ausgebreitet, die im Westen mit einem Waldstreifen verbrämt

ist. Zwischen den ausgedehnten Ackerflächen, auf denen zur Sommerzeit geschlossene Ackerfluren im lichten Gelb der Kornfelder aufleuchten, hebt sich in der lappig gegen den bewaldeten Keuperstufenrand ansteigenden Liasfläche der helle Kirchturm von Rosenfeld wie eine Burg ab.

Die Spornlage Rosenfelds

Nehmen wir von Brittheim oder Bickelsberg unseren Weg querfeldein in Richtung Rosenfeld, auf dem wir immer die einmaligen Berggestalten des Albraufs vom Dreifaltigkeitsberg bis zur Achalm vor uns haben, so senkt sich die Platte allmählich von 690 m bei Brittheim bis Rosenfeld nur um 70 m auf 620 m, bis wir bei der Rosenfelder Kirche auf einer wie mit dem Messer zugeschnittenen Kante vor der steil abwärts führenden Steige, der „Rothalde“, stehen.

Ganz anders ist das Bild, wenn wir von der Wirtschaft „Zur Burg“ (526 m) (bei der früheren Burg Bubehofen) die Stadt durch das oberste Stunzachtal, das einst auf dieser kurzen Strecke nicht weniger als vier Mühlen hatte, zu erreichen suchen. Während zunächst links unseres Weges dunkler Tannenwald das Tal säumt, geht es weiter aufwärts ganz in Wiesen und Baumland mit schiefstehenden und teilweise ellbogenartig abgewinkelten Obstbäumen über. An den Hängen des tiefeingeschnittenen Tales leuchten immer wieder die als Baugrund gefährlichen roten Knollenmergel auf (Name „Rothalde“). In Kehren windet sich die Straße hinauf, die bis 1849 von Isingen her mit über 13 Prozent Steigung über die „Rothalde“ zur Stadt führte. Der unterhalb der Uhrenfabrik Beutter mündende Weingartenbach hat mit der Stunzach eine Talgabel geschaffen, in der ein Bergsporn erhalten blieb. Eine Decke harter Kalke, die über den roten Mergeln anstehen und an der scharfen Kante deutlich hervortreten, haben der Abtragung starken Widerstand geleistet. Mancher Bauherr des Städtleins weiß von der Härte der 3 Meter mächtigen Arietenkalke, die bei Ausschachtungsarbeiten angeschnitten werden, ein Liedlein zu singen. Für die Stadt aber geben sie einen guten Baugrund ab.

(Fortsetzung folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Schneeglöckchen läuten den Frühling ein

Galanthus nivalis und *Leucóium vernum*



Völlig zu Recht hat dieser Frühlingsbote seinen Namen, denn oft kommen die Blüten und Blätter, wie auf unserem Bild, durch den Schnee und scheinen die Kälte nicht zu fürchten. Es müssen allerdings schon warme Tage vorausgegangen sein, damit der Boden auftauen konnte, und die Wurzeln der kleinen Zwiebeln Wasser aufnehmen können. Nahrungsstoffe sind zunächst in der Vorratskammer der Zwiebel genügend vorhanden, um Blüten und Blätter, die schon im Sommer vorher angelegt wurden, zum Wachstum zu bringen.

Von den Pyrenäen bis zum Kaukasus

findet man diesen Freudebringer in vielen Berggegenden Europas, und so auch auf unserer Schwäbischen Alb. Leider ist es aber bei uns recht selten geworden. In größeren Mengen tritt es noch auf in den nördlichen Seitentälern der Donau zwischen Tuttlingen und Beuron, und sonst findet man es in vielen Hausgärten als ersten Gast nach dem Winter.

Zwei Arten des Schneeglöckchens gibt es, auch in unseren Gärten: *Galanthus nivalis*, das kleinere, zartere Blümchen, bei dem die kürzeren, inneren, weißen Blütenblätter mit einer gelbgrünen, halbmondförmigen Querbinde versehen sind. Zwischen zwei grundständigen, schmalen Blättern kommt der Blütenstengel hervor.

Leucóium vernum, bei uns auch Märzenbecher genannt, ist der größere Bruder und hat eine becherförmige Zipfelblüte mit grünen Flecken an den Zipfeln. Die drei bis fünf grundständigen, auch schmalen, linealen Blätter reihen sich um den Stengel, der zeitweise auch zwei Blüten trägt. Die Blütenknospe kommt bei beiden Arten aus einer leicht gebogenen Tasche (Schutzkelch) hervor, die am Ende des Stieles sitzt, mit dem sich auch das Pflänzchen durch die Erde und den Schnee bohrt.

Der Fortpflanzung dienen neben den Samen, vor allem im Garten (weil hier die Samen meist vor der Reife entfernt werden), die Brutzwiebeln, die in den Achseln einer Zwiebelnscuppe entstehen und durch Wurzelzug von der Mutterpflanze entfernt werden.

Mein Glöckchen läutet den Frühling ein. Liegt auch noch Schnee, das tut nicht weh, bald wird es auch wieder wärmer sein. Im Boden rührt sich's und regt sich's schon. Auch Anemon' zeigt bald ihre Kron' und Küchenschelle und roter Mohn. Hab' Hoffnung drum auf schön're Tag', wenn Veilchen blühn und Wolken zieh'n und Blumen viel am grünen Hag.

Kurt Wedler, Ebingen

Heimatkundliche Blätter



für den Kreis
Balingen



Jahrgang 16

31. März 1969

Nr. 3

Entwicklung des Berufsschulwesens im 19. und 20. Jahrhundert in Onstmettingen

Von Alfred Munz, Onstmettingen

Es ist beachtlich, zu welchem Umfang und welcher Bedeutung sich das Berufsschulwesen in unserem Land während der letzten Jahre entwickelt hat. Dabei ist die Berufsschule noch gar nicht sehr alt, in Onstmettingen rund 100 Jahre. Sie ist ein Kind der Industrialisierung, und sie wuchs und nahm an Bedeutung zu parallel zur Industrie.

Als eine Art Vorläufer der Berufsschulen können die sogenannten Sonntagsschulen betrachtet werden. Sie hatten allerdings weniger die Aufgabe, berufliches Wissen zu vermitteln, da solches in herkömmlicher Weise durch Arbeit in der Landwirtschaft oder durch eine Lehre bei einem Handwerksmeister erworben wurde. Die Sonntagsschule hatte vielmehr die Aufgabe, bei der schulentlassenen Jugend das in der Schule gelernte aufzufrischen und einiges an Allgemeinwissen neu dazuzugeben. Sie wurde von den Volksschullehrern gehalten und dauerte um 1790 in Onstmettingen eine starke halbe Stunde für die Jungen und anschließend ebensolang für die Mädchen. Wie in der Werktagsschule wurden zweimal jährlich Prüfungen vorgenommen, an denen neben dem Schulheiß die Schulmeister und die Kirchenkonventsmitglieder zugegen waren. Die Sonntagsschule war bis zum 25. Lebensjahr (später bis zum 18.) zu besuchen und wurde in der Kirche gehalten. Pro Jahr durften 10 bis 12 Sonntage unterrichtsfrei sein. Wie man sich leicht vorstellen kann, gab es bei diesem Unterricht vor allem die Schwierigkeit, daß die jungen Leute am Sonntag alles andere im Kopf hatten als das Lernen. Nur allzuoft fehlte der eine oder andere, was zur Folge hatte, daß er vor den Kirchengemeinderat geladen, verhört und je nachdem bestraft wurde.

Zunächst Zeichenschule

Aus dieser Sonntagsschule entwickelte sich auf der einen Seite die Christenlehre, auf der anderen das Berufsschulwesen, in Onstmettingen zunächst in Form einer Zeichenschule. Sie wurde im Jahr 1861 auf Wunsch der Eltern eingerichtet. Den Unterricht für die schulentlassenen Jungen erteilten die Unterlehrer um 10 Gulden pro Jahr. Geheizt wurde mit Schulholz, für Kerzen und Laternen zur Beleuchtung mußten die Teilnehmer selbst aufkommen. 1866 beschloß der Ortsschulrat, zwei befähigte junge Mechaniker in Stuttgarter Werkstätten zu schicken, damit sie dort neben der Arbeit eine Fortbildungsschule besuchen konnten. Sie sollten dann später an der Onstmettinger Fortbildungsschule tätig sein und deshalb einen Zuschuß erhalten. Die Mechaniker Ludwig Boss und Gottfried Herre waren bereit, je einen Sohn nach Stuttgart zu schicken.

Auch auf landwirtschaftlichem Gebiet regte sich das Bedürfnis nach Weiterbil-

dung. Bereits 1859 erfahren wir, daß der Vorstand des Gesangvereins, der Unterlehrer Schlichter, den Männern vor, zwischen und nach dem Singen Mitteilungen über die Landwirtschaft machte.

Zur Zeichenschule gesellte sich bald die sogenannte gewerbliche Fortbildungsschule. Wer durch Befähigung und Fleiß für ihren Besuch geeignet war und sie besuchte, war von der Sonntagsschule befreit. Sie dauerte 1892 bis zum 17. Lebensjahr, ab 1895 nur noch zwei Jahre. Danach mußten die Jungen noch ein Jahr die Sonntagsschule besuchen, wozu sie aber „nur unter Schwierigkeiten“ beizuziehen waren. Der Besuch des Zeichenunterrichts dagegen entband nicht vom Besuch der Sonntagsschule. „Die rechte Wirkung“, heißt es in einem Beschluß der Ortsschulbehörde, „kann nur eintreten, wenn der Schüler sowohl den Zeichenunterricht als auch den Unterricht in anderen wissenschaftlichen Fächern (Sonntagsschule) besucht“.

Da in der gewerblichen Berufsschule und in der Zeichenschule mehr verlangt und Neuartiges geboten wurde, gewannen beide ein besseres Ansehen als die Sonntagsschule. 1897 erfahren wir, daß für letztere nur noch drei Söhne übriggeblieben sind. Diese wurden daraufhin zum Besuch der Fortbildungsschule verpflichtet und die Sonntagsschule aufgehoben, allerdings nur vorübergehend. Zwei Jahre zuvor hatte man beschlossen, eine Aufnahmeprüfung vorzunehmen, um unfähige Schüler abweisen zu können.

Schulgeld am Lohn abgezogen

Der Zeichenkurs wurde bald von der Handwerkerschaft geschätzt. 1877 besuchten von 17 Feinmechanikerlehrlingen 12 die Zeichenschule, von 36 Arbeitern zwei. Im selben Jahr waren die Gewerbetreibenden Kern, Boß, Conzelmann, Raster, Bosch, Luis Boß und Mezger damit einverstanden, daß in die Lehrverträge eine Bestimmung aufgenommen wurde, wonach die Lehrlinge zum Besuch der höheren Zeichenschule am Werktag verpflichtet waren. Das Schulgeld durfte der Meister am Lohn abziehen. 1885 wurde der Besuch der Zeichenschule für Lehrlinge Pflicht. Freiwilliger Besuch anderer Jugendlicher war das ganze Jahr hindurch möglich. Ab 1902 waren die Lehrlinge verpflichtet, während der ganzen Lehrzeit die gewerbliche Fortbildungsschule zu besuchen.

Interessant sind folgende Schülerzahlen:

Jahr	Gewerbliche	
	Zeichenschule	Fortbildungsschule
1878		36
1882	22	34
1884	13	24
1891	47	63
1898	36	47

Es fallen die niedrigen Zahlen von 1884

auf. In den Protokollen steht: „Die Zahl der Schüler hat heuer abgenommen, weil erstmals sehr viele Schüler hier oder in Tailfingen der Trikotweberei obliegen und dadurch abgehalten sind, zur Fortbildungsschule zu kommen“. Die Zeichenschule wurde von Schulmeister Müller geleitet. Er hatte im Winter auch an einigen Abenden die gewerbliche Fortbildungsschule. Landwirtschaftliche Abendschule hielt der zweite Schulmeister winters zweimal in der Woche.

Was wurde damals unterrichtet?

1870 beschloß der hiesige Gemeinderat mit sechs gegen fünf Stimmen, die Winterabendschule für alle Jugendlichen einzuführen, um sie mit dem neuen Maß- und Rechensystem (cm — m — km, Mark und Pfennig), das in Deutschland einheitlich eingeführt werden sollte, vertraut zu machen.

1871 wurde die gewerbliche Fortbildungsschule neu organisiert. An Unterrichtsfächern gab es: Freihand- und geometrisches Zeichnen, gewerbliches Rechnen und Schreiben, gewerblichen Aufsatz, Korrespondenz und Buchführung. 1878 sollten zwei Wochenstunden Konstruktionskunde dazukommen. Ferner wurde „mit Rücksicht auf die sozialdemokratische Bewegung und die Kirchengeschichte in Volkswirtschaft nach Rapet unterrichtet“.

In der landwirtschaftlichen Winterabendschule wurde Aufsatz, einfache Korrespondenz, Kopf- und Tafelrechnen mit Berücksichtigung der Landwirtschaft und landwirtschaftlicher Unterricht nach dem Buch „Des Landmanns Winterabende“ gegeben. 1901 liegt dann ein Lehrplan für die Fortbildungsschule vor. Kurs I erhielt 1½ Stunden Rechnen, 1½ Stunden Geschäftsaufsatz und eine Stunde Physik in der Woche. Kurs II dasselbe, nur statt Physik Buchführung. Als die Königliche Schulbehörde anregte, auf Physik zu verzichten, wurde geantwortet, daß dies „mit Rücksicht auf die hier betriebene Feinmechanik“ unmöglich sei.

Es wurde mit Gulden und Kreuzer bezahlt

Der Unterricht an der Fortbildungsschule wurde von den Lehrern zusätzlich erteilt. Sie wurden deshalb auch gesondert dafür bezahlt. Lehrer Barchet erhielt 1870 für vier Wochenstunden während des Winterhalbjahres 24 Gulden. Zwölf Gulden bezahlte die Gemeinde, zwölf hatten die Teilnehmer aufzubringen. 1871 erhielt jeder Lehrer für 135 Unterrichtsstunden im Winterhalbjahr 45 Gulden, macht pro Stunde 20 Kreuzer. 1876 wurde die Besoldung in Mark und Pfennig ausbezahlt. Die zwei Lehrer erhielten insgesamt 222,60 Mark. Davon bezahlte der Staat die Hälfte. Schulmeister Müller erhielt eine Mark Stundenlohn für den wissenschaftlichen Unterricht, Schulmeister Barchet 50 Pfennig für den Zeichenunterricht.

Das Schulgeld, das die Schüler aufzubringen hatten, betrug 1877 für die Werktagsschule im Winterhalbjahr 50 Pfennig, 1885 nur noch 25. Ganz abgeschafft sollte es aber nicht werden, „weil nach

allgemeiner Erfahrung nur das geschätzt wird, was man bezahlen muß". Drei Tailfinger, die 1884 die hiesige Zeichenschule besuchten, bezahlten eine Mark.

Im Jahr 1900 beantragten die Lehrer als Lohn für eine Unterrichtsstunde an der Fortbildungsschule 1,50 Mark, „da in keiner Gemeinde des Landes die Bezahlung so gering sei wie hier“. Ortsschulbehörde und Gemeinderat lehnten den Antrag ab. Daraufhin erklärten sich die Lehrer außerstande, weiterhin Unterricht zu erteilen. Ortsschulrat, Gemeinderat und Bürgerausschuß traten zur Beratung zusammen. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als „den Wünschen der Lehrer nachzugeben, da die Schule unter keinen Umständen eingestellt werden soll und ein anderer Weg nicht eingeschlagen werden kann“.

Da die Fortbildungsschule während der knapp bemessenen Freizeit der Lehrlinge stattfinden mußte, war es schwierig, eine geeignete Zeit dafür zu finden. Es kamen nur die Sonntage und die Werktagabende in Frage. 1873 setzte man den Mittwoch- und Freitagabend von 8 bis 10 Uhr fest, einige Zeit später den Dienstag- und Donnerstagabend von 7 bis 9 Uhr. Sonntags vor dem Morgengottesdienst war ebenfalls Unterricht, und zwar Zeichnen, an den Abenden gewerbliches Rechnen und Buchführung. Es stellte sich heraus, daß den Eltern und Lehrherren die Zeit von 7 bis 9 Uhr, die auch andernorts üblich war, nicht paßte. „Über die Gründe ist nichts zu sagen als: sie wollen nicht“, heißt es im Ortsschulratsprotokoll. Die Gründe waren aber dieselben wie in späteren Auseinandersetzungen: die jungen Leute wollten man um diese Zeit noch im Betrieb und bei den Feldgeschäften haben.

1884 war die Fortbildungsschule am Montag und Freitag von $\frac{1}{2}$ 8 bis $\frac{1}{2}$ 10 Uhr, der Zeichenunterricht am Dienstag, Donnerstag und Freitag zur selben Zeit. Sonntags blieb der Zeichensaal von 2 bis $\frac{1}{2}$ 4 Uhr geöffnet, damit die Schüler üben konnten. 1890 wurde von abends 6.00 bis 8.00 Uhr gewerbliche Fortbildungsschule gehalten unter der Voraussetzung, daß die Arbeitgeber ihre Lehrlinge kraft Gesetzes zum Unterricht entließen. 1896 kam es zum Streit zwischen der Ortsschulbehörde und den Lehrherren wegen der Unterrichtszeit. Ein Teil der Lehrherren weigerte sich, die Lehrlinge schon für den 6-Uhr-Unterricht zu entlassen. Damals arbeitete man ja häufig bis 7 Uhr oder noch länger. Schließlich sollte der Unterricht erst um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr beginnen. Auch das war den Lehrherren zu früh. Die Ortsschulbehörde stand auf dem Standpunkt, daß die Zeit von 6 bis 8 Uhr zum Lernen besser sei als von 7 bis 9 Uhr. Sie wollte die Interessen der Lehrlinge vertreten, denen die gewerbliche Fortbildungsschule vor allem dienen sollte und nicht die der Lehrherren, deren trotziges Beharren auf dem alten Standpunkt sie nur mißbilligen konnte. Da die Lehrherren aber nicht nachgaben, fand eine Sitzung mit dem Oberamtmann Filser statt. Ergebnis: Der Unterricht ist von 7 bis 9 Uhr.

Von den Wirtshäusern ferngehalten

Obwohl die jungen Leute damals wenig freie Zeit hatten, wollte man, daß sie dieselbe möglichst nutzbringend zubrachten. So wurde 1885 der Zeichensaal, der sonntags von 2 bis 4 Uhr für freiwillige Zeichner geheizt und geöffnet war, als ein Art Jugendraum allen konfirmierten Söhnen zugänglich gemacht. Die jungen Leute sollten von den Wirtshäusern ferngehalten werden. Lehrer Barchet war bereit, mit allen, die kamen, eine halbe Stunde zu singen. Der Geistliche und die drei anderen Lehrer wollten abwechslungsweise eine Stunde lang für eine passende Unterhaltung sorgen. Ob von dem Angebot viel Gebrauch gemacht wurde, erfahren wir

leider nicht, dafür von Bestrafungen wegen Wirtshausbesuches. Die Jungen durften nämlich in den ersten zwei, die Mädchen in den ersten drei Jahren nach der Konfirmation kein Wirtshaus besuchen. Wer es trotzdem tat und erwischt wurde, erhielt drei Stunden Arrest. Wer ohne Entschuldigung der Winterabendschule fernblieb und stattdessen auf einer Hochzeit war, wurde um eine Mark bestraft. Verhältnismäßig selten kam es bei den doch in einem schwierigen Alter befindlichen Jungen zu Unbotmäßigkeiten. Solche wurden allerdings streng gerügt. Wegen einer Lüge bekam z. B. ein Sonntagsschüler zwei Stunden Arrest. Als ein anderer sich einen Tadel des Lehrers nicht gefallen lassen wollte und mit der Faust auf den Tisch schlug, auch einen Vermerk des Lehrers im Heft mit einem Zusatz versehen hatte, wurde er zwölf Stunden eingesperrt. Wieder ein anderer wurde wegen Ungezogenheit von der Fortbildungsschule ausgeschlossen.

Erfreulich ist, daß Jahr um Jahr gute Arbeiten der Schüler mit Preisen ausgezeichnet werden konnten. Schon 1880 wurde für die in Stuttgart stattfindende Ausstellung von Arbeiten der gewerblichen Fortbildungs- und Zeichenschulen Württembergs eine Anzahl schöner Arbeiten geliefert. 1899 mußten alle Schulen, die einen Staatsbeitrag erhielten, Arbeiten zu einer Ausstellung in Stuttgart einsenden. Aus Onstmettingen wurden je eine Arbeit im Freihandzeichnen, geometrischen Zeichnen, Projektionszeichnen sowie fünf Aufsatz- und Buchführungshefte eingereicht.

Für die besten Fortbildungsschüler waren in Onstmettingen Preise gestiftet worden. Es gab Prämien von vier, drei und zwei Mark im Gesamtwert von 30 Mark, was damals ein Geld war, und sicher anspornend wirkte. Im Jahr 1910 erhielten die Söhne in der allgemeinen Fortbildungsschule in Onstmettingen jährlich 80 Stunden Unterricht, und zwar zehn Stunden Religion durch den Geistlichen und 70 Stunden durch Lehrer Veit. Unterrichtszeit: montags und donnerstags ab 18.30 Uhr. Für die schulentlassenen Mädchen war inzwischen ebenfalls eine Fortbildungsschule eingerichtet worden. In der jüngeren Abteilung erhielten sie 40 Stunden Handarbeit von Frau Veit, 30 Stunden Haushalts-

kunde von Hauptlehrer Auer und zehn Stunden Religion vom Geistlichen. Unterrichtszeit: dienstags und freitags von 18.30 bis 20.30 Uhr.

Kochen, Handarbeit und Religion

Die ältere Abteilung erhielt 20 Abende Kochunterricht á $2\frac{1}{2}$ Stunden von Kochlehrerin Frau Auer und zwar am Montag, Mittwoch, Donnerstag und Freitag von 18.30 bis 21 Uhr. Der Beitrag der Schülerinnen wurde von vier auf fünf RM erhöht. Ab Mitte Januar wurden 30 Stunden Handarbeit und zehn Stunden Religion gegeben. 22 Mädchen nahmen an diesem Kurs teil. 1913 erfahren wir, daß die Lehrer den Unterricht an der Fortbildungsschule gern abgeben möchten, aber es ist außer ihnen niemand da, der ihn übernehmen könnte. Mehr und mehr wird er den jungen Lehrern übertragen. 1925 etwa hat Hauptlehrer Bauer die Fortbildungsschule für die Mädchen, Unterlehrer Steinhilber die für die Jungen. Als 1928 wiederum eine Lehrerin im Kollegium ist, soll diese den Unterricht für den jüngeren Jahrgang der Mädchen übernehmen und ihn als Kochunterricht erteilen.

1929 wurde die männliche Fortbildungsschule aufgehoben und der Gewerbeschule einverleibt. Den Anforderungen, die von Handwerk und Industrie an die schulentlassene Jugend gestellt wurden, konnte nicht mehr mit einem Anhängsel der Volksschule entsprochen werden. Die Hauswirtschaftsschule für Mädchen, die „Kochschule“, blieb dagegen bis 1956 im Volksschulverband. Zunächst wurde hier nach und nach erreicht, daß der gesamte Unterricht von ausgebildeten Hauswirtschaftslehrerinnen erteilt wurde. Hierzu mußten die Mädchen an einem Wochentag von den Betrieben freigestellt werden. 1956 wurde dann aber auch diese Berufsschule „entflochten“, das heißt, aus dem Bereich der Volksschule herausgelöst und zu einem selbständigen Schulorganismus entwickelt.

Literatur: Kirchenkonventsprotokolle für Onstmettingen von 1819 bis 1856 und 1856 bis 1881. — Lehrerkonventsprotokoll von 1865 bis 1909 und 1910 bis 1931. — Protokoll der Ortsschulbehörde von 1873 bis 1902. — Protokolle des Ortsschulrats von 1931 bis 1961.

„Tieringen ist ein rechtes Tränental“

Anna Maria Koch, die Mutter Matthias Kochs, schrieb an ihren Sohn, der damals im Lehrerseminar Lichtenstern war, über ein Unwetter, das Tieringen heimgesucht hatte.

„Tieringen, den 15. September 1880.

Mein lieber Matthias!

Tieringen ist ein rechtes Tränental. Wo man geht und steht, sind Spuren von den verheerenden Elementen. Ich muß sagen, der Herr ist ganz verzürnt mit uns, und ich kann ihm nicht dawider sein. Die Hoffahrt und Verderbtheit nimmt überhand.

Du möchtest nun wissen, wie es steht, und wie es ging. Der Himmel wurde ganz schwarz, und es regnete so arg, daß Du es Dir kaum denken kannst, und mitunter kamen so viele Hagelkörner, daß die Berge ganz weiß waren. Den andern Tag konnte man überall zusammengeschwemmte Haufen Hagelsteiner sehen, so daß es, was noch im Feld war, sehr großen Schaden tat. Besonders Hafer, Gerste und auch noch Korn war draußen, und die Kartoffeln wurden dann gleich schwarz; es hätte ziemlich viel gegeben. Jetzt ist überall ein Sorgen und Jammern, wie es auch dieses Jahr gehen werde; doch der Herr hätte Mittel und Wege, wenn man nur zu ihm flehen würde; aber anstatt man sich zu dem Herrn wendet, kehrt man ihm den

Rücken. Es regnet beinahe alle Tage bei uns, und man weiß nicht einmal, das, was noch draußen ist, heimzutun.

Es regnete und hagelte arg. Ich war nicht zu Hause und kam noch mit harter Mühe in den ‚Storchen‘, bevor es fallen ließ. Die Ahne war allein zu Haus. Das Liesele war in den Kartoffeln und kam dann den Mühleweg noch zur rechten Zeit herauf, daß es noch heim konnte wegen dem Wasser. Dann regnete es immer stärker, bis endlich die ganze Schweizergasse einem starken Fluß gleich war, so daß es alles mit fort nahm, was ihm in den Weg kam. Endlich schaute ich zum Werkstattfenster hinten hinaus. Ach, da war des Gersteneckers Garten ein See und alles weiß. Jetzt sagte ich zum Vetter: ‚Jetzt muß ich heim; die Geißlein werden mir versaufen.‘ — ‚Ach‘, sagte er, ‚Du kannst nicht heim.‘ Vorne hätte ich es nicht können; das Wasser würde mich genommen haben. Da wagte ich es durch den Garten, und da lief mir das Wasser überall in die Schuhe hinein, und wie ich durch des Gersteneckers Haus herunter will, ist der Hausern so voll Wasser, daß ich waten mußte bis an die Knie, und wie ich in unser Gäble kam, lief ein Bach herunter, und Küche und Stube waren voll Wasser. Die Ahne und das Liesele weinten und saßen mit den Füßen auf den Bänken. Ich ließ das Was-

ser in den Keller, tat den Schlag auf, und dann schlug ich ein Loch in der Küche in die Wand, daß das Wasser hinauslaufen konnte. Dann hörte es auch auf mit Regnen, und so ging ich die Schweizergasse hinein auf die Brücke. Dort war die Feuerwehr versammelt. Man hat sie zusammengerufen; man glaubte, es könnte des Wagners Haus nehmen, wenn es nicht aufhöre. Man tat die Kinder mit der Feuerleiter heraus. Unser Pfarrer ist zuerst hinaufgegangen und hat die Kinder herausgegeben. Felder und Wiesen und Allmandteile hat es sehr viele auf Jahre zu Grund gerichtet. Die Straßen sind so böß zum Laufen. Es ist alles ausgeschwemmt und bietet einen traurigen Anblick. Ich war gestern in Hülzbuch und tat den Linsenhaber herunter; aber es hat ihn eben auch verhagelt.

Ich bin gottlob gesund. Dieses edle Kleinod hat mir der Herr bisher erhalten. Lieber Matthias! Du mußt uns aber nicht so arg nachdenken. Sorge Du nur, daß der

Herr etwas Tüchtiges aus Dir machen kann zu seinem Preise. Es fällt ja kein Haar von unserem Haupt ohne Gottes Willen. Er wird auch wissen, warum er uns so unten durch führt.

Deine Dich liebende Mutter
Anna Maria Koch“

Der Mutter Wunsch ging in Erfüllung. Es ist „etwas Tüchtiges“ aus Matthias Koch geworden, und er hat ihr und Tieringen in seinen Gedichten und Geschichten ein einzigartiges Denkmal gesetzt. Sie gehören zum Besten, was in der schwäbischen Mundartdichtung hervorgebracht wurde. Ja, man kann sagen, er hat für sein Dorf eine eigene Literatur geschaffen. Sein Wunsch war es, in der Mutter Grab auf dem Tieringer Friedhof begraben zu werden unter all denen zu ruhen, mit denen er sein Leben lang im Geist Umgang gehabt hat.

Karl Hötzer

Burg und mittelalterliche Stadt Rosenfeld

Von Fritz Scheerer

(Fortsetzung)

So fällt heute der vorspringende, dreieckige Sporn nach Norden, Osten und Süden steil ab, und die Stadt ist nur von der Westseite her einigermaßen bequem zugänglich. Der von Norden herkommende Verkehr muß somit den Anstieg aus dem Stunzachtal in Kauf nehmen. Diese Spornlage in der Talgabel von Stunzach und Weingartenbach dürfte einst für die Anlage der Stadt auf dieser Stelle einer der ausschlaggebenden Gründe gewesen sein (siehe Luftbild).

Gründung der Stadt

Um 770 gehörten die Orte Dormettingen, Erzingen, Geislingen, Erlaheim, Leidringen, Täbingen und Isingen, deren Markungen heute sternförmig auf dem Kleinen Heuberg zusammenlaufen, zu einer kleineren Herrschaft, einem Teil der Bertholdsbaar mit dem Schwerpunkt Donaueschingen. Der Sitz dieser kleineren Herrschaft dürfte Isingen mit seiner Martinskirche gewesen sein.

Isingen wird 786 erstmals urkundlich erwähnt, als Graf Gerold, der Schwager Karls des Großen, auf dem Königshof zu Nagold dem Kloster St. Gallen neben anderem Besitz auch solchen zu Isingen schenkte. St. Gallen richtete neben dem wohl schon vorher bestehenden herrschaftlichen Maierhof einen eigenen Hof, den nachmaligen Fronhof, ein. Die Martinskirche dürfte schon vor 786 bestanden haben, denn das Kloster hat in anderen Orten, wo es größeren Besitz geschenkt erhielt, Galluskirchen gegründet (Frommern, Vilsingen). Die Gründung der Martinskirche ist so für Isingen in das 7., spätestens in den Anfang des 8. Jahrhunderts anzusetzen. Sie besaß einen großen Zehnt- und Pfarrsprengel, zu dem bis zur Reformation Steinbronn (abgegangen), Rosenfeld und Erlaheim zählte und der um 800 wohl auch Binsdorf und Bubenhofen und vermutlich noch andere Orte umfaßte.

Die um 800 über den Heuberg gezogene Grafschaftsgrenze, bei deren Festlegung vielleicht das römische Denkmal auf dem Häsenbühl, dessen Reste 1953 entdeckt wurden, einen Beziehungspunkt bildete, brachte eine Teilung des Gebiets. Der nordwestliche Teil des Heuberg-Bezirks um Täbingen, Isingen, Balingen und Ostdorf fiel nicht an die Scherragrafschaft, sondern an eine Grafschaft, die sich von der Oberndorfer Gegend weit nach Osten hin bis Bisn-

Dem Ort Isingen kam aber immer noch mit seiner Martinskirche eine besondere Bedeutung zu. Hier müssen reiche Herren ansässig gewesen sein, die auf dem Maierhof saßen. Nach damals allgemeiner Gepflogenheit erbauten sich diese Herren im 11. oder 12. Jahrhundert auf dem Bergsporn, auf dem die heutige Rosenfelder Kirche steht, eine Höhenburg mit einer Burgkapelle. Für diese gab es auf der damaligen Isinger Markung, die auch einen großen Teil der heutigen Rosenfelder Markung umfaßte, keine günstigere Stelle als den Bergsporn. Im Chor der Rosenfelder Kirche steckt noch ein alter Bauteil. Mit Sicherheit gehört diesem ältesten Bau die auf der Nordseite gelegene Sakristei an, in der vor einigen Jahren der Ansatz eines Tonnengewölbes und ein rundbogiges Fenster freigelegt wurden. Auch die starken und ausgedehnten Fundamente der Kirche lassen den Schluß zu, daß sie ursprünglich für ein großes Bauwerk bestimmt waren. Erst später, nachdem die Burg in die Südwestecke verlegt war, wird die Burgkapelle in ein Gotteshaus für die Stadt umgewandelt worden sein. Etwa um 1300 tritt dann eine Herrschaft Rosenfeld in das Licht der Geschichte.

Die Höhenburg wird wie bei Horb oder Tübingen zur Stadt erweitert worden sein, die erstmals 1255 genannt wird, als der Vicepleban (Hilfspfarrer) Sifrid und der Schultheiß Berchthold von „Rosinvelt“

neben Ritter Cun von Bubenhofen als Zeugen für das Kloster St. Blasien auftreten. Die Stadt wird kurz zuvor, etwa um 1250 gegründet worden sein. Eine ältere Siedlung, Kloster oder Dorf, an die sich die neue Stadt hätte anlehnen können, war nicht da. Rosenfeld wurde auf neuem, jungfräulichem Boden, „aus wilder Wurzel“ gegründet. Eine dörfliche Vorzeit, wie bei mancher damals gegründeten Stadt, z. B. Balingen, gab es nicht.

Als Gründer der Stadt gelten wie bei Oberndorf die Herzöge von Teck, die um 1300 die Herrschaft Rosenfeld besaßen und diese von ihren Ahnen, den Herzögen von Zähringen, wahrscheinlich geerbt haben. Im Jahre 1187 erscheint Adalbert von Zähringen erstmals mit dem Titel eines Herzogs von Teck als Zeuge für den Herzog Friedrich V. von Schwaben. Der teckische Besitz wurde aus den zähringischen Gütern herausgelöst und umfaßte neben dem Kern bei der namengebenden Burg Besitzungen bei Eßlingen, im Remstal, im Schurwald, auf der Münsinger Alb, am oberen Neckar, am Schwarzwald und auch am Kleinen Heuberg (Herrschaften Rosenfeld, Oberndorf mit Schramberg). Wie daraus hervorgeht, haben diese Güter nie ein zusammenhängendes Ganzes gebildet und waren daher schwer zusammenzuhalten.

Einige Forscher haben schon Zweifel geäußert, daß es sich bei Rosenfeld um eine Teckische Stadtgründung handelt, da für Rosenfeld weder das Freiburger Stadtrecht noch ein Rechtszug nach Freiburg bezeugt ist und das Rosenfelder Stadtwappen nicht die Teckischen „Wecken“ (Rhomben) zeigt, wie z. B. das Oberndorfer Wappen, sondern eine Rose, die auf die Grafen von Eberstein weisen könnte. Besitzungen hatten zwar diese Grafen nicht in der Gegend, waren aber verwandt mit den Herzögen von Teck. Vom 13. Dezember 1244 ist bezeugt, daß Papst Innozenz IV. der Tochter des Herzogs von Teck mitteilt, daß ihre Ehe mit dem Grafen von Eberstein trotz bestehender Verwandtschaft gestattet sei (Reg. Imp. Nr. 6/7489). Der am besten erhaltene Siegelabdruck von Rosenfeld aus dem Jahre 1386 zeigt im roten Schild eine weiße Rose mit gelbem Samenstand und grünen Deckblättern. Man hat daher den Namen der Stadt (1255 und 1301 Rosinvelt, 1275 Rosvelt) mit der Rose in Verbindung gebracht. Das erste Teckische Siegel der Herzöge, auf dem der gerautete Schild zu sehen ist, stammt erst aus dem Jahr 1251, während das älteste einen steigenden Adler zeigt und dem oben genannten Herzog Adalbert gehört (vermutlich 12. Jahrhundert). Möglicherweise kann der Name auch auf die ursprüngliche Burg zurückgehen.

Die Zimmerische Chronik nennt als Stadtgründer die Herren von Zimmern. Es stimmt wohl, daß 1275 Rudolf von Zimmern Pfarrherr zu Isingen war und die Herren





von Zimmer in der Gegend begütert waren; aber als Stadtgründer dürften sie nicht in Frage kommen, da die wichtigsten Hoheitsrechte über den Kleinen Heuberg schon im 13. Jahrhundert den Herzögen von Teck zustanden. Mithin dürfte die Auffassung, daß die Stadt von den Herzögen von Teck Stadtrechte bekommen hat, noch als die am besten begründete angesehen werden.

Städte schossen in unserer Gegend zu jener Zeit wie Pilze nach dem Regen aus dem Boden. Auf engem Raum haben wir Sulz, Oberndorf, Binsdorf, Balingen und Schömberg. Schömberg und Binsdorf liegen kaum eine Stunde von Rosenfeld entfernt. Im Gründen von neuen Städten muß in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein Wettstreit und Wettlauf bestanden haben. Die Grafen von Zollern gründeten Balingen, Schömberg und Binsdorf. Daß die Herzöge von Teck in ihrer großen Herrschaft Rosenfeld nicht nachhinken wollten, um einen militärischen und wirtschaftlichen Mittelpunkt zu schaffen, dürfte verständlich sein. Der Bergsporn bot sich geradezu dazu an und ein Hinterland war gegeben.

Die neue Stadt mußte aber auch eine Markung haben und mußte eine entsprechende Zahl von Bürgern aufweisen können. Eine Markung war aber zunächst nicht vorhanden. Die heutige Markung Rosenfeld entstand erst in allmählichem Wachstum und weist verschiedene historische Bestandteile auf. Der Bergsporn, auf dem die Stadt gegründet wurde, gehörte ursprünglich zu Isingen. 500 Meter nördlich der Stadt lag im Gebiet der Fluren „Steinbrunnen“, „Schloßacker“ und „Weilen“ zunächst ein

römischer Gutshof, von dem in den letzten 70 Jahren immer wieder römischer Bauschutt (behauene Steinquader mit profilierstem Gesims, Fundamente usw.) zum Vorschein kam. Im Jahr 1312 ist hier eine bewohnte Siedlung mit eigener Markung und gesondertem Zehntsprengel bezeugt, die in nachkarolingischer Zeit entstanden sein dürfte. Das Kloster Rottenmünster hatte hier vier Zinser (später sieben, darunter einen Maier), und die Rottweiler Bruder-

schaft erwarb hier 1317 ein Gütlein. 1447 ist eine Kapelle des Hl. Nikolaus erwähnt, deren Vermögen mit der Rosenfelder Urbanspfünde zusammengeworfen wurde. Als Lehensherr tritt neben der Rottweiler Bruderschaft und der Stadt Rottweil, die Güter von den Herren von Zimmern erwerben konnte, vor allem das Oberndorfer Augustinerkloster auf, das bis zu seiner Auflösung 1806 als Lehen den Steinbrunner Hof besaß. (Fortsetzung folgt)

Und wer die blaue Blume finden will

Die Sternhyazinthe blüht (*Scilla bifolia*)

In den noch unbelaubten Wäldern unserer Alb, auf feuchtem Grund und manchmal in Gemeinschaft mit dem Knoblauchhederich wächst die zweiblättrige Sternhyazinthe (*Scilla bifolia*) und zeigt ihre schönen, himmelblauen, sechsstrahligen Sterne mit den dunklen Staubbeuteln. Im Frühlinggarten sieht man sie oft, sie gehört aber zu unserer Albflora und ist von dort in die Gärten übernommen worden. Als Zwiebelgewächs kann sie schon im zeitigen Frühjahr ihre Blätter und Blüten treiben und den Bienen ihre Gaben anbieten. Wenn dann das Laub kommt, können sie in der Stille des Waldes ihre Früchte reifen lassen. Ihre Blätter sind sehr schmal und lanzettlich, ihre Blüten ebensträußig, zwei bis sechs beisammen und ohne Deckblätter. Auch die Sternhyazinthe ist selten geworden, weil sie vielfach mit ihrer Zwiebel ausgegraben wurde. Man findet sie aber noch abseits der üblichen Wanderwege an verträumten Waldplätzen. Auch sie steht unter Naturschutz.

Einst fielen fünf Sterne vom Himmel herab,
sie wollten zum Menschen zur Erde hinab.



Doch als sie hörten nur Zank und Geschrei, da war's mit Wünschen und Hoffen vorbei. Sie flohen zum Walde und suchten sich dort ein einsames Plätzchen und ruhigen Ort. Im Frühling, da kommen die Sterne hervor und schauen voll Sehnsucht zum Himmel empor.
Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Heimatkundliche Blätter



für den Kreis
Balingen



Jahrgang 16

30. April 1969

Nr. 4

Interessantes aus der „Gerichtsordnung zu Geislingen“ vom Jahre 1608

(Aus dem früheren Schloßarchiv entnommen im Februar 1922 von Oberlehrer Reisch, notiert von H. Bienert)

In früheren Jahrhunderten hatten die Grafen, Barone, Reichsritter und Edlen außer anderen Rechten auch die Gerichtsbarkeit in den Ortschaften, die ihnen gehörten. So hatten auch die jeweiligen Herren zu Geislingen das Recht, über ihre Geislinger Untertanen zu Gericht zu sitzen. Die Herrschaft bestellte einen „Vogt“ als Richter, dem als Vertreter der Gemeinde einige ältere, angesehene Bürger als Schöffen beigegeben wurden. Vogt und Schöffen bildeten das Gericht. Dieses hatte nach einer von der Herrschaft aufgestellten Gerichtsordnung Recht zu sprechen.

Eine solche wurde von dem Edlen Hans Ulrich von Stotzingen für den Flecken Geislingen erlassen. Das Geschlecht der Edlen von Stotzingen hatte von 1527—1662 die Herrschaft in Geislingen inne. — Eine fast gleichlautende Gerichtsordnung hatte der spätere Herr von Geislingen, der General Georg Schütz von Pürschütz (1662 bis 1681) im Jahre 1666 zusammengestellt.

Das Interessanteste daraus wird bekanntgegeben und dabei die frühere Sprache möglichst belassen und abgesehen von einigen Originaltexten die Rechtschreibung der Neuzeit angepaßt.

I. Wie geschworen wurde

1. **Der Richter Eid:** Ich, N. N., gelob und schwör zu Gott dem Herrn und Allmächtigen, zu richten nach Klag und Antwort und Verhör der Zeugen und nach meinem besten Verständnis. Niemand zu Lieb noch zu Leid, weder durch Freundschaft noch Feindschaft, dem Fremden als dem Einheimischen, dem Heimgen als dem Fremden, dem Armen als dem Reichen, dem Reichen als dem Armen sonder zu richten, als ich Gott dem Allmächtigen am jüngsten Tag Antwort geben muß. So wahr mir Gott und alle meine Heiligen helfen. Amen.

Fast gleich lautet der **Untergänger Eid** (Schöffen).

2. **Der Zeugen Eid:** Ich, N. N., gelob und schwöre zu Gott einen leiblichen Eid, daß ich in der Sach, darum ich als ein Zeug fürgestellt und gefragt bin, die ganz laute Wahrheit sagen will, soviel mir kund und wissend ist. Und darin ich nichts verhalten (= verschweigen), noch Unwahrheit untermischen will, weder aus Freundschaft noch aus Feindschaft, weder zu Lieb noch zu Leid, bis zur rechten Eröffnung (= bis zu Ende). So wahr mir Gott und alle meine Heiligen helfen. Amen.

II. Über Form, Bedeutung und Auslegung des Eides

Ein Mensch hat sich wohl zu besinnen, wenn er zu einem solchen Eid aufgefordert werde, daß er sonder (= ohne) Falschheit die Wahrheit bekennen wolle, als unrecht schwören.

1. Euer Daumen, welcher der kürzeste ist und der den längeren Fingern muß bei-

stehen, bedeutet das gegenwärtig zeitlich Leben, das so kurz und vergänglich ist. Wenn nun der Schwörer den Daumen aufhebt, so bedeutet das soviel, als ob er spreche: Wenn ich nicht wahr habe, so kürz' mir Gott mein Leben.

2. Der andere Finger (Zeigfinger) ist länger. Das bedeutet das künftige Leben, und so ihr ihn nun aufhebt, so bedeutet das soviel: Wenn ich nicht wahr habe, so soll meine Seel keine Ruh haben in dem künftigen Leben bis an den jüngsten Tag.

3. Der dritte Finger (Mittelfinger) ist der längste. Er bedeutet das ewige Leben, das anfängt am jüngsten Tag und bleibt immer und ewig. Wer den aufhebt, so soll das heißen: Wenn ich nicht wahr rede, so werde mein Seel und Leib am jüngsten Tage ausgeschlossen von dem ewigen Leben und der Gemeinschaft der Heiligen.

4. Die letzten zwei abgebrochenen und geneigten Finger (Ringfinger und kleiner Finger) bedeuten diejenigen, so in der Hölle sind. Es bedeuten diese zwei Finger nun soviel: Wenn ich nicht wahr rede, so werde meine Seel bei denen, so in der Hölle sind, begraben.

Es ist dies sicherlich eine sinnige und anschauliche Auslegung des Schwörens. Das wurde dem Schwörer jeweils vor dem Schwur vorgelesen und hat so gar manchen vor einem Falscheid bewahrt.

III. Von der Bestrafung der Vergehen

Hier seien nur die Gebote bzw. Verbote und die Strafen (bei deren Übertretung) angeführt, die uns heute fremdartig und zum Teil unverständlich erscheinen.

1. Bei Meineid und Gotteslästerung: Wer eines falschen Eides überwiesen wird, dem solle man als seinem verdienten Lohn die rechte Hand abschlagen, oder aber es solle ihm die Zunge aus dem Rachen geschnitten werden.

Wer aus Zorn Gott lästert, wird mit 10 Schilling bestraft. Wer einen solchen Gotteslästerer nicht anzeigt, wozu jeder bei seinem Eid verpflichtet ist, wird mit 10 Pfund (180 Schilling) bestraft.

Wenn ein Kind flucht, so soll ihm sein eigener Vater vor mir (dem Vogt), oder wenn ich nicht einheimisch wäre, vor einem Gericht mit einer Rute hauen, bis ich oder das Gericht es für genug finden.

2. Bei Vergehen wider die Sittlichkeit („Von schändlichen und bösen Mißhandlungen, so täglich führgehen“):

a) Bei Ehebruch sollen die Ehebrüchigen gefänglich angenommen, der Mann im Thurm, das Weib in ihr gebürlich Gefängnis 4 Wochen lang gelegt werden und mit Wasser und Brot gespeist und gestraft werden. Wenn aber jedes 20 Gulden zur Strafe gibt, dann entgeht es der Freiheitsstrafe.

b) Ledige Personen, die bei Hurerei miteinander angetroffen werden, werden ebenso gestraft.

c) Ferner war verboten, daß niemand ein Mägdelein mit Rossen ausfahren lassen darf.

d) Item (= Auch) wollen wir, daß fürhin (fürderhin) vermieden sein soll, daß ein Junggesell und eine Jungfrau oder Weibsbild nicht mehr miteinander über Feld zum Tanz gehen sollen, da nichts Gutes daraus erfolgt. Schlüpfen allenthalben zusammen; haben schon zwei ein Lust und Willen zusammen, die thänd (tun) voll ihre Sach bei dem Tanz ausrichten, bei Straf: 3 Pfund 5 Schilling.

3. Bei unerlaubter Gemeinderatssitzung oder Verheiratung:

a) Von der Gemeindhaltung (Zusammenkommen des Gemeinderats). Ihr sollet auch keine Gemeind halten oder zusammen berufen ohne mein oder meines Vogtes Wissen und Willen. Ihr sollet auch keinen anderen Herren zuziehen, es sei Kriegssachen oder anderes, bestraft mit Leib und Gut.

b) Auch soll sich keine Manns- oder Frauensperson mit fremden ausländischen Personen verheiraten ohne Erlaubnis der Herrschaft. Bei Zúwiderhandlung: Verweisen aus dem Flecken. Auch keine Winkel-ehen dürfen stattfinden. Bestrafung wie vorher.

4. Bei Friedbruch: Item, wer den Fried bricht durch Wort, Werk oder Taten, der soll zur Straf 10 fl (Gulden) verfallen sein. Kommt es zum andermal vor, dann 20 fl. Kommt es zum drittenmal vor, so ist er 3 Finger oder der rechten Hand, ohn alles Mittel, verfallen.

5. Bei Wirtshausverboten und Polizeistund-Übertretung: Kein Wirt darf Wein ausschenken ohne es vorher dem Amtmann zu melden. Außerhalb des Orts darf keiner einen Wein holen: Strafe 3 Pfund 5 Schilling. Item darf kein Mayer (= Bauer), Einwohner oder Dienstknecht, nachdem man am Sonntag oder Feiertag in die Kirch zusammengeläutet hat, zu Geislingen in einem Wirtshaus sich finden lassen, ebenso auch nicht nach den Gebeläuten. Bei Strafe 3 Pfund 5 Schilling.

Kein Wirt darf einem Gast über 2 fl (Gulden) borgen. Strafe 3 Pfund 5 Schilling. Geborgtes Geld verloren. Item, niemand soll nachts, im Sommer „nach der 9. Uhr“ und im Winter „nach 8 Uhren“ ohne Licht auf der Gassen gehen oder nach dieser Zeit in Wirtshäusern „bei dem Wirt und Zechen“ sitzen. Auch darf Ihnen der Wirt keinen Wein mehr geben, noch sie sitzen lassen. Bei Straf: 3 Tag und 3 Nacht in das Gefängnis. Sollten aber die Gäste nicht heimgehen, soll der Wirt sie warnen und heißen Heimgehen und er damit entschuldigt sein. Wenn nicht, soll der Wirt mit den Gästen bestraft werden.

6. Beim Spielverbot: Item, so begibt sich oft, daß mancher durch böse Spiel sich selber, Weib und Kinder zur Armut und gar an Bettelstab richt, und um das zu ver-

hüten, sollen alle listigliche böse Spiele, als Dienschlagen, Borkchen (= Karten schlagen und Würfelspiel), Jungfrauen küssen, desgl. mit den Würsten, und was mit zur Kurzweil geschieht mit 1 fl (Gulden) verbot sein. Und in welchem Haus das geschieht, so soll der Hausvater auch um 1 fl gestraft werden. Während des Gottesdienstes darf man kein Spiel tun, heiß es wie es wolle.

7. Bei Trunksucht (Säuferei): Item, welche in den Wirtshäusern liegen (= sitzen) und das Ihrige gefährlicher Weise und üppiglich vertun und ihre Schulden nicht bezahlen können und zuletzt Weib und Kinder nach den Almosen gehen müssen, die sollen ge-

fänglich angenommen und mit Wasser und Brot im Thurm gespeist werden nach der Obrigkeit Gutachten und Größe der Mißhandlung (= schlechte Handlung).

Wörtlich lautet der Text nach der originalen Schreibung (= Schreibweise): „Item, welche in den Würzheußer ligen, Und das Ihrig gefährlicher weiß Und Üppiglich Verthandt, Und Ire schulden nit Zubezahlen haben, Und zum letzten Ihr Weib Und khinder nach dem Allmuessen gehen müessen, die sollen gefänglich Angenommen Undt mit Wasser Und Brodt Ihm Thurm gespeißt werden, Ihr nach der Obrighkheit woll gefallen Und große der Mißhandlung.“

der aufgeführt wurde, während sein Partner abgetragen worden ist und das dadurch entstandene Rondell seit dem Schillerjahr 1905 eine dem Gedächtnis des Dichters gewidmete Anlage hat. Vom Eckturm im Südwesten ist noch ein Stumpf erhalten; der Nordwestturm dient heute als Wasserbehälter für Feuerlöschzwecke. Acht Türme und Türmchen der turmbewehrten Mauer, von denen noch von vier Reste vorhanden sind, dürften Beweise einer starken Landesfestung sein.

Der Verlauf der Stadtmauern ist im Stadtbild mühelos zu erkennen (s. Luftbild). An der Nordseite sind ansehnliche Reste der inneren Mauer und Teile des Wehrganges an einem Haus der Mömpelgardstraße (früher „Hintere Gasse“) und an der Südseite die innere und äußere Mauer zu sehen. Die Befestigungen der Westseite wurden vor wenigen Jahren bei Kanalisationsarbeiten angeschnitten. Ein 4 m breiter, un bebauter Streifen zwischen den Häusern in der Grabenstraße (Name) sowie eine flache Mulde am Südende (bei der „Schütte“) kennzeichnen noch deutlich den Zug der späteren äußeren Mauer und des Grabens (Mauer 1838 teilweise noch erhalten).

Ein Wehrbau an der nördlichen Stadtmauer ist auch das vierstöckige Steinhaus (heute „Klosterhof“), das wohl zunächst Amtssitz der Vögte war und dann später in den Besitz eines Klosters überging. Es ist im Kern ein festes, mehrfach umgebautes Steingebäude. Über dem spitzbogigen Portal zeugt das gräflich-württembergische Wappen von seiner Bedeutung für den in der Stadt ansässigen Adel.

An der Südwestecke stand als weitere Befestigung (ähnlich wie das Zollernschloß in Balingen) die neue Burg, die mehr und mehr den Charakter eines Schlosses erhielt (s. Balingen). 1908 fiel es dem Brand zum Opfer.

Wir sehen, Gräben, Mauern, Türme und befestigte Gebäude kennzeichnen die militärische Bedeutung der Stadt Rosenfeld als starke Festung für Württemberg, die sich bei verschiedenen Belagerungen auch bewährt hat. Zu der militärischen Aufgabe kamen aber auch noch wirtschaftliche Funktionen als Wirtschaftszentrale des Kleinen Heubergs und als administrativer Mittelpunkt der Herrschaft. Der Bergsitz zwischen den beiden Tälern mit seinen turmbewehrten Mauern und seiner gefälligen Silhouette muß ein stolzer Anblick gewesen sein. Kein Wunder, daß er immer wieder zu liebevoller Darstellung reizte. 1573 ist uns durch Gadner und 70 Jahre später wieder durch Merian sein altertümliches Bild überliefert.

Grundriß der Altstadt

Durch die dreieckige Form des Bergsporns war für die Anlage des mittelalterlichen Städtchens eine für Südwestdeutschland nicht gerade typische Form gegeben. Rückgrat und Längsachse bildet die vom Unteren zum Oberen Tor verlaufende Hauptstraße, die in ihrer Mitte von einer Querstraße geschnitten wird. In spitzem Winkel zweigen bei der Kirche von der Hauptstraße die Nebenstraßen ab und laufen in flachem Bogen neben ihr her (heute Mömpelgard- und Spitalstraße), so daß vom dreifachen Rahmen der Mauern, der Mauerhäuser und Mauerstraßen eingefast das Innere durch ein Straßenkreuz in vier etwa gleich große Gebäudekomplexe eingeteilt wird, die durch schmale Gäßchen etwas aufgegliedert werden. Nicht wie in den benachbarten Städten Balingen, Schömberg und Rottweil haben wir hier die Seitenstraßen gleichlaufend zur Hauptstraße. „Aber nicht mit Lineal und Kreuzscheibe, sondern mit freiem Auge und freier Künstlerhand“ (Gradmann) werden die da-

Burg und mittelalterliche Stadt Rosenfeld

Von Fritz Scheerer

(Schluß)

Zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts, spätestens Anfang des 15. Jahrhunderts müssen die Einwohner der Siedlung Steinbrunnen nach Rosenfeld verzogen sein, denn die Leheninhaber waren später in der Stadt ansässig.

Wie stark das Bedürfnis war, in die schützende Stadt mit ihren Mauern übersiedeln, zeigt der Streit zwischen Simon und Cuonrad, den Herzögen von Teck, und Wernher von Zimmern. 1303 anerkannten die streitenden Parteien in Rottweil den Schiedspruch, bei dem Graf Hermann von Sulz, ihr Oheim, Hainrich, Herzog von Urslingen und Ritter Reinher von Rüti (Reutin bei Alpirsbach) als Vermittler fungierten. Die Herzöge verpflichteten sich, fortan keine zimmerischen Leute als Bürger in Rosenfeld aufzunehmen. Diese Vereinbarungen wurden schon von ihren Vätern getroffen, scheinen aber durchbrochen worden zu sein. Die bisher ohne Einwilligung Wernhers von Zimmern aufgenommenen Leute sollen davon ausgeschlossen sein (Zimmerisches Kopialbuch Seite 123, Donaueschingen).

Ähnlich wie Steinbrunnen ist es Berkheim beim Eintritt der Stunzach in die Rosenfelder Markung ergangen, das durch Mauerreste und Scherbenfunde nachgewiesen ist und an das auf Bickelsberger Markung noch heute der Flurname „Bergen“ erinnert. Die Markung dieser mittelalterlichen Siedlung, die heute im Rosenfelder Anteil fälschlicherweise „Hausener Tal“ (richtiger wie 1714 „Usamertal“, Usam = Ausheim) heißt, wurde unter Rosenfeld, Leidringen und Bickelsberg aufgeteilt. Die Bewohner des kleinen Weilers, in dem dem Rosenfelder Kaplan Anselm Sterer ein geschlossenes Hofgut gehörte, wurden von der Stadt aufgesogen.

Das Bubenhofer Tal kam an Rosenfeld und Binsdorf. Seit etwa 1570 sind von dem ehemaligen dortigen Siedlungsplatz nur noch Mühlen übrig, um deren Markungszugehörigkeit bis in das 18. Jahrhundert gestritten wurde. Als Rosenfeld dann im 14. und 15. Jahrhundert die Hälfte der Bubenhofer Markung erwarb, hatte die Stadtmarkung ihren heutigen Umfang etwa erreicht.

Bald nach der Gründung der Stadt wanderten auch aus den benachbarten Dörfern Leute zu, wie es von Leidringen bezeugt ist. Erst nach dem Dreißigjährigen Krieg ließ der Zustrom vom Lande nach.

Die Festung Rosenfeld

Die Spornlage der Stadt, nach drei Seiten steil abfallend und nur von der vierten her zugänglich, bot die Möglichkeit einer selten starken Befestigung. Nach der Gründung wurde die Nordwestecke durch das heute

noch erhaltene Steinhaus und die Südwestecke durch eine neue Burg bewehrt. Zunächst mögen die ummauerte Kirche, das Steinhaus und die Burg neben einem Graben, der die dreieckige Anlage von der anschließenden Hochfläche schied, die einzigen Befestigungen gewesen sein, bis dann 1274 eine Mauer um die Stadt gezogen wurde und nach dem Brand von 1290 Verstärkungen erhielt. Es dürfte sich aber immer noch um einen einfachen Mauerring gehandelt haben, denn die Stadtansicht Gadners von 1573 zeigt die äußere Mauer noch nicht. Sie erscheint erst auf dem Merianstich von 1643.

Für die Grafen von Württemberg, die seit 1317 im Besitz der Stadt waren (siehe unten), gewann Rosenfeld als ältester südlicher Pfeiler ihres Landes immer mehr an Bedeutung. Rosenfeld hatte die Grenzwehr zu halten gen Westen und Süden, gegen die freie Reichsstadt Rottweil, die noch 1394 der Stadt einen Schaden von 1000 Gulden zufügte, und die Grafschaft Hohenberg, die seit 1381 österreichisch war. Die Festung Rosenfeld war in das Kampffeld Württemberg/Habsburg gerückt.

Unter Graf Eberhard im Bart, der z. B. 1480 Truppen in Rosenfeld zusammenzog und allgemein große Summen Geldes für die Wiederherstellung der Burgen ausgab, wurde die Grenzfestung in ihrer militärischen Stärke erhalten. 1488 wurde sogar das Amt Rosenfeld zur Führung von Baumaterial auf das Schloß Albeck bei Sulz, das seit 1478 württembergisch war, herangezogen (WR 11763), das nach der Randnotiz Eberhards auf den Bericht des Schultheißen über den Amtsschaden „füro nit mehr geschehen“ soll. Der Obervogt verlangte aber einen Bauzuschuß von 55 Pfund Heller für Rosenfeld. Er ließ in Fronarbeit der Bauern des gesamten Amtes die Mauern der Stadt erneut instandsetzen. Etwa 700 Karren Steine, 300 Karren Sand, 100 Karren Holz und 2000 Ziegel mußten herangefahren werden.

Um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert muß ein doppelter Mauerring, wie ihn der Merianstich zeigt, aufgeführt worden sein (s. Bild). Zwischen den beiden Mauern entstanden ein Zwinger, auf der Westseite zwei tiefe Gräben über die beim Oberen Tor Zugbrücken führten, beim Unteren Tor ein Graben, ebenfalls mit einer Zugbrücke. Die innere Mauer war drei Stockwerke hoch und mit einem Wehrgang versehen. An der äußeren, niedrigeren Mauer befanden sich vorstehende Rondelle und Halbrondelle, um den Mauerring mit Schußwaffen beherrschen zu können. Die Tore waren durch hohe Türme geschützt, am Nordausgang sogar durch ein Turmpaar, von denen einer in den letzten Jahren wie-

maligen Städteplaner vorgegangen sein. Das dabei entstandene Straßen- und Gassenetz entbehrte gerader Häuserfronten. Erst nach den Brandkatastrophen des 19. und 20. Jahrhunderts haben die an der Straße einst giebelständigen Häuser in der Haupt- (früher „Vordere Straße“), der Schloß- und der Spitalstraße ihre strenge Ausrichtung bekommen.

Der Grundriß des mittelalterlichen Städtchens hat aber auch im Laufe der Jahrhunderte eine Reihe von Wandlungen erfahren. Anfänglich endigte die Stadt im Westen am heutigen Straßenzug Schloßstraße/Obere Straße. Erst später ist sie bis zur erkennbaren Mauerlinie (siehe oben) erweitert worden, was bei den Kanalisationsarbeiten der letzten Jahre auch bestätigt wurde. Die Nordmauer macht gerade dort einen deutlichen Knick und ist aus verschiedenartigem Material aufgeführt. Vor diesem Knick ist ein Einschnitt im Sporn, der als Fortsetzung des einstigen Grabens angesehen werden darf.

Der Marktplatz hat bis ins 16. Jahrhundert die nordwestliche Ecke eingenommen. 1565 heißt es vom Amtshaus (heute „Stadthaus“), daß es „vorne auff den Markt und hinten an der Stadtmauer“ anstoße (Lagerbuch 1565), und 1574 wird das Rathaus auf dem Markt stehend erwähnt (Spitallagerbuch). Der mächtige Fruchtkasten ist hier 1581 erbaut worden. Der etwa 10 Meter tiefe, sorgfältig gemauerte Ziehbrunnen vor der Nordmauer des Fruchtkastens kann so als öffentlicher Brunnen auf dem Markt gedeutet werden. Der heutige kleine Marktplatz mit dem Standbild eines geharnischten Ritters von 1560, den hohen und breiten Häusern mit der Giebelseite nach vorn, hat erst nach dem Brand von 1868 seine jetzige Form erhalten.

Aus all dem ist zu schließen, daß Rosenfeld auch in technischer Hinsicht als echte Stadtschöpfung des Hochmittelalters auf bisher unbesiedeltem Boden anzusehen ist. Die Spornlage der Stadt hat nur in der Längsrichtung ein organisches Wachstum zugelassen. 1699 wird das Wirtshaus „Zum Ochsen“ (heutige „Post“) in der Oberen Vorstadt genannt. Die festgefügte Siedlungseinheit war damit durchbrochen. In der Folgezeit entstanden die Vorstädte, so daß die ursprüngliche Längserstreckung von rund 300 Meter auf über das Fünffache anstieg.

Der Adel der Stadt

Die Grafen von Württemberg erwarben die Stadt Rosenfeld 1305 als Reichslehen von den Herzögen von Teck, die verarmt und deren anfänglich ansehnlicher Besitz im Laufe von zwei Jahrhunderten bis auf geringe Reste zusammengeschrumpft war. Am 14. Dezember 1317 gingen Rosenfeld, die Burgen Beuren und Aistaig, der Heuberg, der Mühlbach für 4000 Pfund Heller mit allen dazugehörigen Lehen und Kirchensätzen endgültig an Graf Eberhard von Württemberg über. Die Kaufsumme sei allerdings erst fällig, wenn die Bürger von Rosenfeld „sowie die auf den Burgen sitzenden Amtleute dem Grafen gehuldigt haben“ (WR 11630). 1320 bestätigten die Herzöge, daß die Kaufsumme bezahlt sei.

Der Landesherr bestellte einen adeligen Vogt, der zugleich für die Stadt und das Amt zuständig war. Dieser hatte seinen Sitz in der neuen Burg (Schloß) in der Südwestecke. Um 1360 ist Werner von den älteren Herren Rosenfelds Vogt. Wohl durch eine Erbtöchter fiel dessen Besitz an den Sohn Burkards von Schalksburg, an Werner der die Linie der jüngeren Herren von Rosenfeld begründete, die durch zweieinhalb Jahrhunderte mit der Geschichte des Städtchens verknüpft war und dem Namen der Stadt in schwäbischen Landen zu gutem Klang verhalf. Werner kam 1376 als gräflicher Vogt für Stadt und Amt nach Rosen-

feld. Anschließend war er Vogt in Tübingen und Leonberg und 1384–1403 Landvogt in Mömpelgard (Mömpelgardstraße). Er entschied 1388 mit seiner Mannschaft die Schlacht bei Döffingen zugunsten Graf Eberhard des Greiners. Für seine treuen Dienste wurden 1389 seine Güter in Rosenfeld von Steuern, Schatzung und Diensten befreit. Den Wohnsitz in Rosenfeld und den Namen Werner von Rosenfeld behielt er bei, ebenso das Schalksburger Wappen mit einer silbernen Burg im roten Schild.

Von Werners Nachkommen waren mehrere Schultheißen in Rosenfeld und Jörg der Jüngere Obervogt in Hohenberg. Mit ihm endigte der eine Zweig des Geschlechts (1518); der andere Zweig war im Mannesstamm schon früher mit Wolf dem Jüngeren erloschen. Eine seiner Töchter, Ursula (Ursulahauss), konnte in den Fürstenstand einheiraten. 1528 wurde sie die zweite Gattin des Markgrafen Ernst von Baden-Durlach und dadurch Stammutter der Großherzöge von Baden.

Ihre Schwester Sophie vererbte den Rest der Stammgüter samt dem Schloß an ihren Gatten Konrad von Frauenberg. Von dessen Nachkommen ging das Schloß an die Freiherren von Türk über. Einen Junker Konrad von Frauenberg finden wir zwischen 1600–1624 in den Taufbüchern 72mal als Pate erwähnt, Ernst von Frauenberg zwischen 1566 und 1611 sogar 104mal. Dies dürfte ein Beweis dafür sein, daß die Bürgerschaft mit dem ritterlichen Adel in gutem Einvernehmen lebte.

Als das Schloß bei dem Stadtbrand von

1684 ziemlich mitgenommen war, wohnten die Adeligen nur noch gelegentlich in ihm. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde es an Rosenfelder Bürger verkauft, die es als Gasthaus und Brauerei nützten, bis es dann 1908 dem Brand zum Opfer fiel.

Die mittelalterliche Kirche

Die Kirche zu Rosenfeld, anfänglich nur eine Kapelle, gehörte auch nach der Stadtgründung zur Pfarrei Isingen. Im 13. Jahrhundert war diese in der Hand hochadeliger Kirchherren, die sich durch Hilfsgeistliche vertreten ließen, von denen Sifrid seinen Sitz in Rosenfeld hatte und vermutlich in der Nähe der Burgkapelle wohnte. 1275 wird Rudolf von Zimmer und 1299 Berthold von Lupfen als Pfarrherr genannt. Als 1299 Werner von Zimmern den Kirchsatz zu Isingen samt Kirche an die Johanniter-Commende Rottweil verkaufte, ernannte diese ordentliche Pfarrer, die wieder in Isingen saßen (1328 Burkhard Schreter). Aber gegen Ende des 14. Jahrhunderts sind die Pfarrer wieder in Rosenfeld ansässig. Nominell blieb aber Isingen bis zur Reformation der Sitz der Pfarrei. Isingen wurde nun bis 1869 Filial von Rosenfeld. Von der Kapelle zu Rosenfeld, die 1319 erstmals erwähnt wird, ist 100 Jahre später erstmals bezeugt, daß sie Unserer lieben Frau geweiht ist. Im 15. Jahrhundert dürfte der Turm seinen monumentalen Ausbau erfahren haben, so daß er weithin sichtbar und die gefällige Silhouette des romantischen Bergsitzes noch anmutiger und anziehender wurde.

Noch viel Eiszeitliches in unserer Landschaft

von Hans Müller

Die Südwestalb wurde im Eiszeitalter so stark überformt, daß kein Quadratmeter unberührt geblieben ist. Es sind also mehr als nur „Spuren“. Die Bedeutung für Landwirtschaft, für Besiedlung und Verkehr und für das Wandern ist mit Händen zu greifen.

Wir beginnen mit einem Überblick:

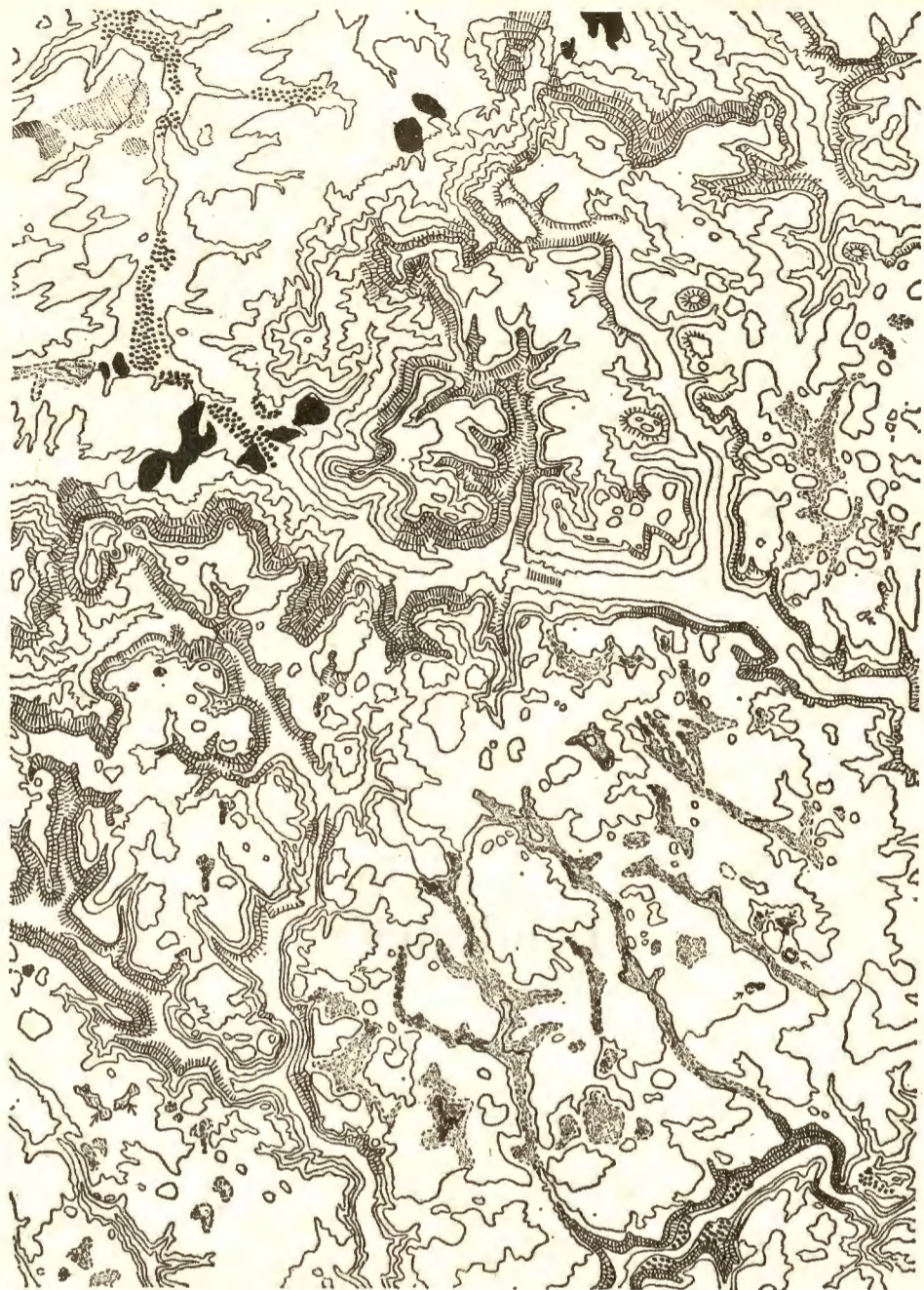
In der Mitte der Skizze (siehe auf der nächsten Seite) ist die Markung Lautlingen, westlich Eyach, östlich der Riedbach. Untere Blatthälfte: Heuberg und Balingen Berge bis Plettenberg. Links die beiden Bära, rechts unten Donau bis Thiergarten. Obere Blatthälfte: links Eyachtal bis vor Owingen, oben Mitte Zollern, rechts Starzel. Mitte: oberste Eyach, Schmieda, Degerfeld. Signaturen: Hangschraffen stehen für abgerutschten eiszeitlichen Gesteinsschutt mit Lehm. Schwarz: losgelöste, ins Vorland hinausgewanderte Decken aus Hangschutt. Dicke Punkte: Geröllterrassen aus Weißjura. Schrägschraffiert: Löß. Grau: steinfreie, lehmgefüllte Hochtäler, Karstwannen und „Schüsseln“. Weiß: durch eiszeitliche Erdfließen überformte Landschaft.

Es ist erstaunlich, daß wir für die umfassenden Veränderungen der Alb-Oberfläche nur die letzte Eiszeit (Würm) heranziehen müssen. (1) (9) Alles Vorherige wurde von der Würm-Eiszeit oberflächlich abgewandelt. Andererseits ist, von der Pflanzendecke und ein paar Berggrutschen abgesehen, nacheiszeitlich so wenig verändert, daß uns die Südwestalb tatsächlich wie durch eine würmzeitliche Maske anblickt. Auf folgende Fachleute wird bezug-

- | | |
|----------------------|-------------------|
| (1) P. Woldstedt | (6) R. German |
| (2) R. Brinkmann | (7) K. E. Bleich |
| (3) S. Müller | (8) H. Dongus |
| (4) E. Becksmann | (9) Geyer/Gwiner |
| (5) Fr. Huttenlocher | (10) P. Groschopf |
| | (11) K. Schädel |

Während der letzten Vereisung war die Alb eine Frostschutt-Tundra, also sehr öde, aber doch nicht ohne Leben. Besonders gegen die Donau hin wuchsen Flechten, Moose, Gräser, buschgroße Polarweiden, Birken und Kiefern in sehr lockeren Vorkommnissen. Davon lebte das Mammut, das wollhaarige Nashorn, das Polar-Rind (Moschusochse), der Höhlenbär, das Ren, Wildpferd, Eisfuchs, Schneehase, Zwergpfeifhase, Halsband- und Ob-Lemming, Vielfraß, Schneehuhn, Singschwan, Schnee-Eule. Diese natürlich sehr zerstreut vorkommenden „kälteliebenden“ Tiere, die man heute im hohen Norden vorfindet, soweit sie nicht ausgestorben sind, liebten weniger die Kälte als vielmehr die Nahrung, für die sie eingerichtet waren. Und daß der altsteinzeitliche Mensch „den Gletschern auf dem Fuße folgte“, war wiederum keine Liebe zum Eis, sondern Hunger und Aussicht auf Beute.

Trotz der kalten und damit schweren Fallwinde, die von den Gletschern herabgeflossen kamen, dürfen wir uns selbst auf den Höhepunkten der Würm-Vereisung durchaus keine sibirische Kälte vorstellen. Die Temperatur lag etwa 8° C unter der heutigen. Der Gletscher aus dem Alpenrheintal erreichte die Alb nicht. Aber stellenweise verharschte der Schnee zu Firnmulden (9), die sich noch etwas vertieften, weil dieser chemisch reine Schnee leicht Kohlensäure (CO₂) aufnahm und damit den Kalkstein anlöste. Die Hauptursache der Vereisungen war nicht große Kälte, vielmehr der Schneefall, die Neigung zu höheren Niederschlägen. „Schnee gibt Kälte und erzeugt mehr Schnee“ (H. Cloos). Weil nun viel Wasser in Form von Schnee und Eis auf den Festländern gebunden war, sank der Spiegel der Ozeane und mit ihm die



niederschlagsschwangere Wolkendecke, die sich immer in bestimmter Höhe hält. Dadurch kam natürlich die Schneegrenze tiefer herab; Firn und Gletschereis nahmen zu. Alles ohne übermäßige Kälte. Es gab durchaus eiszeitliche Sommertage mit ein paar Stunden über 0°C . Das begünstigte den „Spaltenfrost“ (1) (9) viel mehr als einheitliche Kälte. Besonders der geschichtliche Kalkstein zerfiel in scharfkantige, kleinstückige Scherben, die man auch „Bergkies“ nennt. (3) Als Verwitterungsrückstand bildete sich gleichzeitig und nachher der Lehm. Durchnäßt, rutschten diese Massen infolge der Schwerkraft die steilen Hänge hinab. Weit aus am meisten (Skizze) am Alb Nordrand (9) und in den einschneidenden Tälern, (11) wo zudem die leichter zerfallenden gebankten Kalke vorherrschen. Die Riffkalke dagegen verwittern langsamer und nicht stückig, sondern schalig. Darum rutschte zwar auch an der Bära und Donau viel Bergkies und sonstiger Hangschutt, bedeutend weniger dagegen von den Buckeln auf der Hochalb. Auf dem Ebinger Hart so wenig, daß er zum Teil durch Kalksinter wieder verbacken wurde. (Nägelesfluh) (9) Am Alb Nordrand war viel mehr Bewegung. Er wurde im

Eiszeitalter um mehrere Kilometer, während der Würm-Eiszeit immer noch um etwa 1 km zurückverlegt, so daß z. B. das Niveau erst „freigeschaufelt“ wurde, auf dem heute Lautlingen liegt. (7).

Eiszeit im Albvorland

In unserem Betrachtungsbereich haben sich vom Schafberg bis zum Zollern nicht weniger als zehn Decken aus Bergkies mit Lehm (Skizze) von den Bergen losgelöst und sind auf der Gleitfläche durchfeuchteter Tone des Braunjura ins Vorland gerutscht, manche sogar bis in den Lias. (9) (Endingen) Da liegen sie wie Inseln und sind dem Ackerbau willkommen als die nassen, schweren Tonböden: Stockenhäusen, Dürrwangen, Weilstetten, Thanheim, Boll. Es handelt sich immerhin um ganze Quadratkilometer!

Manche Täler zum Neckar sind in ihren oberen Abschnitten von Hangschutt und Lehm völlig ausgefüllt, am meisten das der oberen Eyach. (1) Diese Talfüllungen waren während der Eishochstände (Maxima) viel weiter verbreitet als heute. In warmen Zwischenzeiten (Interstadialen) der Würm-Eiszeit und nachher, (Postglazial) als die

Wasserläufe kräftig flossen, wurden enorme Mengen Hangschutt mitgenommen und zu Geröllen gerundet, die nun in Lehm gebettet noch viel weiter draußen im Vorland liegen als die Decken. (Skizze) Wo sich der Fluß in diese seine eignen Ablagerungen eingeschnitten hat, bleiben sie auf einer oder auf beiden Seiten als Geröll-Terrassen bestehen. Wir beobachten, daß sie für Ackerbau, Brunnenbohrung, hochwasserfreie Besiedlung und Straßenbau geradezu gesucht sind: Dürrwangen, Frommern, Endingen, Balingen, Bisingen, Owingen. Bis zu 26 km weit transportierte der große Spediteur Wasser die Weißjura-Gerölle. Die Starzel hat es sogar auf 28 km vom Albrand weg gebracht. Da gehen sie bis nach Rangendingen. — Auf den Liashöhen westlich der Eyach hat der eiszeitliche Wind echten Löß angeblasen, so daß Ostdorf ackerbaulich im Kreis an erster Stelle steht.

Eiszeit auf der Hochalb

Im gesamten Eiszeitalter wurden die Berge der Alb noch um rund 100 m erniedrigt, also während der Würm-Eiszeit um etwa 20 m. Dieses Verwitterungsmaterial konnte auf den Höhen nicht fortgeschafft werden. Es füllte zum Teil die alten Hochtäler oder blieb auch nur am Fuß der Berge und Buckel liegen, als Schuttfuß oder manchmal als Blockmeer. (1) (Braunhartsberg) Das Feinere war besser transportabel. Es gelangte ausgiebig in die Talsohlen der „Urtäler“ auf den Höhen, in die großen Karstsenken (z. B. Irrendorfer Hart) und „Schüsseln“ (Schwenningen/Heuberg usw.) und die kleineren Dolinen-Schwärme, an denen die Alb so überaus reich ist.

(Schluß folgt)

Der Lerchensporn

Jetzt zeigt er seine purpurroten
oder weißen Blüten

Aus einem knolligen Wurzelstock treiben an schattigen Waldhängen der Alb im zeitigen Frühjahr die saftig grünen Blätter des Lerchensorns (*Corydalis cava*), und bald kommen über den Blättern auch die aufrecht traubenförmig angeordneten Blüten hervor. Im sonst noch kahlen Wald stehen sie oft in großer Zahl beisammen und bieten dem Wanderer in ihrem bunten Gemisch von weiß und purpur einen erfreulichen Anblick. Die Blätter sind ungleich gekerbt und geteilt, die Blüten mit Ober- und Unterlippe tragen einen deutlichen Sporn. Bis zu 30 Zentimeter hoch wird das Pflänzchen, das mit der Belaubung des Waldes seine Blütezeit beendet. Außer dem gewöhnlichen Lerchensporn kommt noch der Gefingerte (*C. sólida*) und der Mittlere Lerchensporn (*C. intermedia*) vor, seltener und erst im Sommer blühend der Gelbe Lerchensporn (*C. lutea*).



Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Heimatkundliche Blätter



für den Kreis
Balingen



Jahrgang 16

29. Mai 1969

Nr. 5

Balinger Flurnamen

Von Fritz Scheerer

Von der Höhe des Heubergs aus kann die gesamte Markung Balingen überschaut werden. Sie erstreckt sich quer über die Pforte, die die Eyach vor ihrem Eintritt in den Keuper beim Durchbruch durch die Schwarzjurastufe geschaffen hat. Es ist ein durchaus abwechslungsreiches Bild. In dem etwa 100 m mächtigen Schichtenstoß des Lias hat sie sich 80 bis 100 m eingesenkt. Die Talwände liegen weit auseinander, da das Fließchen, als es noch höher floß, die blättrigen Turneritone breit ausgeräumt hat und auf den harten Kalken abgerutscht ist. Hinzu kommt, daß die Ränder durch Nebenbäche (Kaltbrunnen-, Etsel-, Schlichte- und Reichenbach) durchbrochen werden. So entstanden bewegte Oberflächenformen: die Talrinne der unteren Eyach im Rhät-sandstein, die welligen Ebenen des unteren, die ansteigenden Höhen des mittleren mit der Platte des oberen Lias (Posidonienschiefer) und die im Osten von Bächen eingerissenen Schluchten in den Hängen des Braunjura mit immer neuen Formen in vielen Vorsprüngen und Einbuchtungen in der unruhigen Waldlandschaft (Hirschberg usw.).

Die Ackerflur kann sich heute nur noch teilweise auf die freigelegten Arietenkalle der unteren Liasplatte mit guten dunklen und warmen Böden stützen, da sie größtenteils durch die Ausdehnung der Stadt überbaut sind. In der oberen Ackerflur sind es die nährstoffreichen Böden der Ölschiefer, während bei Heselwangen die feuchten Jurensismergel und die schweren Lehmböden des Opalinuston genützt werden müssen. Für die Wiesenflur wurden die unteren Hänge der Braunjurastufe durch Rodung gewonnen („Hädern“, „Bühl“, „Hau“) bis zum „Bol“ hinauf, der seine Erhaltung einem kleinen Rest Weißjuraschutt verdankt. Sonst beginnt mit Braunjura der Wald (Binsenbol usw.). So sind saftige Wiesenründe gekrönt von dunklen Nadelwäldern.

Die 1938 ha große Balinger Markung, mit der die aus der Urmarkung Balingen herausgeschnittene Heselwanger Markung seit 1934 wieder vereinigt ist (s. Zeichnung), er-

streckt sich in westöstlicher Richtung in einer Breite von 7,75 km vom Wahlberg bis gegen den „Gäbel“ bei Zillhausen und bis gegen Streichen, während ihre Längenausdehnung vom Holderhof bis zum Überlandwerk Eppler nur 3,8 km beträgt. Vom tiefsten Punkt an der Nordgrenze im Eyachtal (492 m) bis zum Höchst (803 m) ist auf 5,5 km ein Anstieg von über 300 m, wovon die oberen 200 m auf die Braunjurastufe, also auf Waldflur, entfallen.

Bei der starken Parzellierung und dem für unsere Gegend vorherrschenden Kleinbesitz war die Benennung der einzelnen Fluren dringend geboten. Nimmt man ein Meßtischblatt zur Hand, so können auf der Markung rund 40 Flurnamen festgestellt werden, das ist aber höchstens der sechste Teil aller Namen, die heute noch existieren. Bei der Herstellung der Karten geht man davon aus, möglichst große Gebiete unter einem Flurnamen zusammenzufassen. Für

den Grundstücksbesitzer aber, der innerhalb dieser eingezeichneten Großflurnamen vielleicht vier bis fünf Anteile hat, ist wichtig, daß er seine Stücke unterscheiden kann. Für ihn hat jeder einzelne seiner Äcker einen Namen; sie werden durch treffende sprachliche Formulierungen gekennzeichnet. Dies ist schon seit alten Zeiten so gewesen (1328: eine Wiese in Heselwangen „an Hiltelins und des Kaufmanns Wiese“, 1401: ein Lehen auf „Bella“ gelegen „eine Wiese die man nempt Schmalzkopfs wisa“).

Aus dem Volksmund

Aus alten Lagerbüchern, Akten, Grundbüchern und Katastern und aus dem Volksmund lassen sich über 400 Flurnamen auf der Markung feststellen, die vor über 30 Jahren von Oberlehrer Landerer gesammelt wurden. Viele von ihnen sind heute nicht mehr gebräuchlich, sind längst abgegangen (abg.). In den letzten 150 Jahren und vor allem in den letzten Jahrzehnten ist ihre Zahl durch vermehrten Wohnungsbau, Feldbereinigungen usw. im Schwinden begriffen. Zum Glück konnten aber viele in Straßennamen erhalten bleiben. Nur wo der Bauer noch ein enges Verhältnis zu seinen Flurnamen hat, nehmen sie die ganze Erlebniswelt gefangen, sind sie ihm ein wertvolles Stück Heimat. Uns erwächst die Pflicht, diese Namen vor dem Vergessen zu bewahren, da in ihnen meist altes Sprach- und Kulturgut steckt. Sie zeugen von unsern Altvordern, die den Boden urbar machten. Sie sollen daher nochmals zusammengestellt werden und, so weit es heute noch möglich ist, gedeutet werden.

Die Ackerflur der Markung Balingen war in die drei Zelgen „Binsenbohl“, „Heuberg“ und „Auf Schmiden“ eingeteilt. Oberhalb der Stadt bildete die Eyach, dann der Reichenbach und die Geislinger Straße die Eschgrenzen. Die nach der Dreifelderwirtschaft genutzte landwirtschaftliche Nutzfläche von Heselwangen umfaßte die drei Zelgen „Auf Hangen“, „Krummensteig“ und „Auf Neige“ oder „Vohenbrunnen“ von denen letztere auf Balinger Markung lag.

Schon 1323 „Stainach“

Die Gewässernamen setzen sich zusammen aus einem beliebigen Bestimmungswort und einem Grundwort mit der Bedeutung „fließendes Wasser“, meist auf -ach, oder -bach, wobei die Ach-Namen die größeren Wasserläufe bezeichnen. Weiter verbreitet als heute war die Eibe, deren vorzügliches Holz zur Herstellung von Bogen verwendet wurde. In dem Flußnamen Eyach steckt wie in dem Ortsnamen Eybach das Wort Eibe. Der Name des vom Plettenberg kommenden Fließchens Steinach, das erst ab Endingen diesen Namen führt und dann durch die abgelagerten Geröllfelder fließt, wird schon 1323 als „Stainach“ erwähnt, 1415 ein „Baumgarten und Kruttbett an der Steinach“ (also nicht „Steinlach“). Der Reichenbach ist ein im Verhältnis zu andern wasserreicher Bach, der auf früherer Heselwanger Markung Langenbach heißt und von der Krummensteige her den an der Grenzen entspringenden Ehesbach aufnimmt (1631 tauscht die Witwe des Kaspar Jetter ihr Stettener Klosterlehen,



das am Ehesbach in der Zelg Krummensteig liegt, „und gibt dafür ins Lehen 1 Mannsmahd Wiese im Zelg Hengen“ (Hangen). Von der früheren Balingen Weide kommt der Etzelbach (von ätzen=weiden). Der Schlichtebach (Schlichte=Ebene) ist heute größtenteils verdolt. Die Kälte des Wassers wird hervorgehoben in Kaltbrunnenbach, dessen Quellwasser Schwindsucht verursachen soll. Durch den Wettbach kann man waten. An der unteren Eyach liegt die Flur Unterbach. Das Ränkle war an einer Biegung der Steinach.

Stellen, wo das Wasser aus dem Boden fließt, heißen im Allgemeinen Brunnen mit einem entsprechenden Zusatz: Schwefelbrünnele (schwefelhaltiges Wasser), Am Wadelbrunnen im Tal (abg., nach der Form des Wasserstrahls, wie auch bei Lanzenbrunnen, abg.), Im neuen Brunnen, Brunnenegäle, Am Zapfen (abg., die Schwefelquelle war durch einen Zapfen, Sponten verschlossen), Schroffenbrunnen (abg., im Engleställe, „Hailigen prunnen“ (abg., 1384, kraftspendendes Wasser).

See, Lache, Weiher, Wette ...

Schäumend, brausend abstürzende und rasch hinfließende Gewässer heißen Gieß: Gießenmühle (1318 mußte Haintze von Gießen einen Zins von 13 Schilling Heller, acht Herbsthühner und ein Fastnachtshuhn an Hedwig von Balingen, die zu Rottweil seßhaft war, entrichten), Gießner Wiese (hieß vor 300 Jahren Ließerin Wiese). Stehendes Gewässer wird als See, Lache, Weiher, Wette oder Gumpen bezeichnet: Schiefersee (früherer Steinbruch des Zementwerks), In der Wette (zu waten, unreiner Dorfweiher, meist als Pferdeschwemme genutzt), Wettegasse; Stutzenweiher (früher Sylz und Stulz geschrieben, also ein künstlicher Weiher eines Sylz), Bei der Froschlachen (abg.), Am Gumpen, Am Mausgumpen und Schweinsgumpen (in dem sich die Schweine wälzten), Wigertäle (abg., eingesenktes Tal mit Weiher), An Mundrich (abg., 1438, Mündung in den Reichenbach).

Auf die Lage am Wasser weisen hin: In der Wuhrwiesen (am Mühlwehr), An der Falle (vom Wehr), Am Werd (Uferland) und Werdgärten, Auf der Insel (zwischen Stadtbach und Steinach), Bei der Kessel-, Kratzmühle (von den früheren Besitzern Keßler und Pankratius Miller). In der Nähe der Mühlen finden sich: Am Mühlwasen, Mühlörlein (zur Herrenmühle), Mühlgraben, Mühlrain, Im Mühlgarten. Die Altwasser der Steinach heißen Altachen. Au, Äuble, Äublesgraben sind wasserreiche Wiesen und durch Wasser geteiltes Land, meist mit rechtlicher und wirtschaftlicher Sonderstellung. Hierher gehört auch Brühl, die Wiesen, die zum Herren- oder Fronhof gehörten. Das Rohrloch ist ein mit Schilfrohr bewachsener Grund, Bezisried ein eingezäuntes oder einem Bez gehöriges Ried (Sumpf). Das Nettetäle (zusammengezogen aus „an Etten“ = Weidegeflecht zum Abdämmen des Wassers) mußte geschützt werden.

Die Beschaffenheit des Bodens

Vielgestaltig ist die Beschaffenheit des Bodens, der Geländeformen mit ihrem bunten Wechsel von Erhebungen und Senkungen und ebenem Land. Von der Siedlung aus werden sie mit erstaunlicher Fülle von treffenden Namen bezeichnet. Nach der Bodenbeschaffenheit wurden benannt: Steinige Halde, Steinäcker, Steinenbühl (Bühl = Hügel), Steingarten, Steinbuß (Buß = buckelartiger Körper), Biesenberg (von Büchse, schwäb. Bies? Binse?), Börle (von bar = nackt, bloß), Goldersberg (Berg mit abgestürztem Gestein), Raue Wiese, Obere Laimen (lehmig), Laymenbrunnen (abg., 1350 Acker und Wiese bei dem Laymenbrunnen). Der höchste Punkt der Markung ist das Höchst (803 m).

Der Geländeabfall tritt bald stärker ins Auge und findet daher nach Gradunterschieden Benennungen: Hangen, Neige, Halde, Schlichte (Ebene), Schlichtenhalde, Winkelhalde (eingeschnittener Abhang), Buchhalde, Schopffätschhalde, Baumhalde, Gallenhalde (abg., für harte Knollen im Gestein oder Druckwasserstellen, 1525: Der Maler Joseph Weiß zinst „aus sinem wingert an Gallenhalde), Göhrenhaldlein (abg., ger = Waffe), Wiesenbücke, Stapfel (staffelförmiges Gelände), Setze (Geländeabsatz), Rain (abgrenzende Bodenerhebung), Schrofen (zerklüftete Wand), Hurn (Horn), Hörnle, Schädelhärde (schädelförmiger Weidewald), Hohenwiese, Längenfeld (langes Feld). Umfangreiche Bodenvertiefungen oder -erhebungen: Im Tal, Im Grund, Tiefe Wiesen (1336: Tyffe Wiese), Grub, Wanne, Wannental, Hochental, Englestäle (von Angelika), Kästäle (käsefarbenes Wasser), Im Kessel. Aussichtsreiche Berghöhen werden mit Kapf (abg.) bezeichnet (zu kapfen, Ausschau halten). Vergleiche werden angestellt in Filzkogel (moosiger Hügel), Mittelberg (nach der Lage), Im Paradies (reizende Gegend), Tirolei (bergig), Kellerle (finstere, feuchte Schlucht), Jauchen (Joch, Bergsattel), Gäbel (gereutete Gabel), Auf Heinlichen (anmutige Lage), Heinlichenwasen. Die Fürstäcker (vordersten) stoßen weit in die Erzinger Markung vor; Schlachtenfirst (abg.). Die Sichel ist vielleicht nach der Form des halbringförmigen Gerätes zum Gras- und Getreideschnitt benannt.

Nach Form, Lage und Besitz der Fluren werden benannt: Kartenspiel (Äcker bunt durcheinander gelegt), Breite (1560 Brait: umfangreiche Ackerfluren, die wohl zum Heselwanger Fronhof gehörten, s. auch Brühl). Dazu gehört auch der Bol (Bölle abg. = kleiner Bol), der meist größere Güterkomplexe umfaßte, die in Herrenhand waren (s. Burgenwand). Bitz ist ein aus der Nutzordnung ausgenommenes, eingezäuntes Landstück und Luß sind aus der Aufteilung von Herrenbesitz im späten Mittelalter als durch das Los aufgeteilte Flurstücke (1438 verkauft Eberlin Yetter eine Wiese am Lussgäble).

Weinbergwege am Heuberg

Zahlreich sind Flurnamen, die der Pflanzenwelt oder der Art des Anbaues entnommen sind. 1440 ist der Weinbau an der Vogtshalde bezeugt; am Heuberg sind am Hohgäble und der Hohen Staffel noch die alten Weinbergwege zu erkennen. Im Englestäle stand der Engelinshof der St. Katharinenkaplanei, der an den steilen Südhängen Wein anbauen ließ. Im Lagerbuch von 1565 heißt es: „Joseph, maler, zinst jährlichen usser seinem Weingarten in Englestälen... zehn Schilling“. Unter dem Goldersberg läßt der 1565 genannte Flurnamen „Ob den Weinbergen“ einstigen Weinbau vermuten. Der Flurname Weingarten ist hier noch erhalten.

Der Heuberg (1336 Höiberg, 1338 Höberg) diente zur Gewinnung des nur im Winter benötigten Heues, da das Vieh im Sommer auf der Weide war. Das Kleine und Große Bohnland sind Baumland (schwäb. bom). Markungsteile erhielten auch oft nach einzeln stehenden Bäumen oder Baumgruppen ihren Namen: Bei den drei Bäumen, An der Buche, Am hangenden Büchle (abg.), Bei Loschems uns Bäscheles Bäumen (nach Personennamen), Lindlesberg, Am Eichle, Eichenwäldle, Tannenwiese (abg.), An der langen Hecke, Auf Hägern (abg., Hecke zur Einzäunung) und Hagwiese (abg.), Roßnägele (wilde Nelken), Distelnau (abg., 1350: ein Acker bei Distelnau), Warnnägele (abg.), Hopfenacker (abg.), Binsenbol. Der Hasel (Haselnußstrauch) wurden heil- und zauberkräftige Wirkung zugesprochen (auch im Ortsnamen Heselwangen): Am häsenen Rain und Häslinsrain (abg.). Der Holderhof (von Holunder)

wurde um die Jahrhundertwende von Elsässer in das alte Schafhaus eingebaut. Bei Eyselens Felben und Im Willenwiese waren Weidenbäume (wilg = Weidenbaum, Flachsäcker und Blumengärten sind abgegangen).

Die Urbarmachung des Waldes

Loh, Loch, schwäb. Lau bezeichnet den kleinen Wald, der teilweise als Weide diente: Lau, Lauwasen (nicht Sauwasen wie in Karten), Nierenloch (früher Lyrenloch = Waldrebenwald), Lehenäcker (loh), Buttloch (verbutterter Wald), Rohrloch (Schilfwald), Schachen (Waldzunge, Vorsaum eines Waldes). Das Hard (abg.), die Hardwiesen (abg.) waren die die Feldmark umgebenden Wälder, die dem Viehtrieb dienten. Die Urbarmachung des Waldes geschah durch Brennen und Reuten (roden): Brand und Auf Riedern. Wo Stöcke stehen blieben, sind der Stockacker, der Stettberg (früher Stöckberg), die Mittleren Stöcke. Sonderbezeichnungen für Wald sind Withau (abg.) und Withäusle (abg.) für jährlich geschlagenes Holz, das früher an die Bürger verteilt wurde. Im Ghaier war der Wald geheit, d. h. geschützt, für den Viehtrieb usw. verboten. Der Hau ist ein gerodetes Waldstück.

Auch nach Tieren wurden manche Fluren benannt: Vohenbrunnen (Vohe = Füchsin), Häzelengarten (Hätze = Elster), Lerchengarten (abg.), Nachtigall, Tröstele (Drossel), Geigelberg (Kuckucksberg), Gauchhalde (Kuckuckshalde), Weihental (Gabelweide), Bärenloch, Froschlache (abg.), Rappenhalde (Raben). Ob Wolfental etwas mit Wölfen zu tun hat, ist unsicher, vielleicht steckt auch der Personennamen darin. Unsicher ist auch die Erklärung von Hirschberg, weil früher manchmal Hursberg geschrieben wurde und das würde Heckenberg bedeuten.

Flurnamen erinnern an Weide

Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde von Frühjahr bis Herbst sämtliches Vieh auf die Weide getrieben. Alle Fluren der Markung, deren Namen an Weide erinnern, liegen östlich der Eyach im Vorland des Hirschbergs im weiteren Sinn, dessen Gegend früher bei weitem nicht im heutigen Umfang bewaldet war: Schafhaus, Schafschauer, Schafbühl, Schafweide, Füllesweide, Geißbühl, Geißglubbart (was dicht aneinander hängt), Ebergasse (Triebweg für die Weideschweine), Ochsenbrunnen (1323 Ochsenbrunnen), Etzelbach (Bach, der von der Weide kommt), Hirtenhäusle, Alter Stall, Hertweg (1402). Schutzstellen, die zu gewissen Zeiten am Tag oder in der Nacht bezogen wurden, oft durch Hecken oder Gräben umsäumt, heißen Stelle, Stelleweg, Uchtgärten und Uchtwiesen (abg.), (Nachtweide, besonders für das Zugvieh). Die Schmalzkappe ist ein rundlicher Hügel, der fette Weiden für Milchkühe trug. Die Öffnung zum Durchschreiten der Einfriedung oder am Eiterzaun hieß Gatter. Die Gänseweide war auf den Allmenden an der Eyach und im Unterbach. Die Weidewirtschaft gab, wie die vielen Niederschriften der Verhandlungen und Verträge im Balingen Vertragsbuch beweisen, oft zu Streitigkeiten mit den Nachbargemeinden Anlaß, insbesondere mit Heselwangen. Vielleicht hängt damit der Flurname „Hädern“ zusammen. Verendetes Vieh wurde vom Schinder oder Kleemeister abgezogen und vergraben: Kleemeistereigasse, Schinderhütte, -gasse, -gärtlein.

An Wege und Straßen erinnern: Krummensteige, Hangensteige, Altes Sträßle, Hinterer Hauptweg, Hohlweg, Stettgasse, Hahnengäble, Hochsträßle, Katzensteigle, Beim Kreuz (heute „Blume“), Oberes und Unteres Hohgäble (letzteres auch Hohe Stapfel genannt), Wendeplatte (zum Wenden der Wagen). Viele von diesen Namen sind abgegangen: Hohensteig, Fronsteig, Allmandgasse, Zwerchenweg (Querweg bei

der „Blume“), Dietsteig (beim Überlandwerk Eppler), Heerweg vor dem oberen Tor (1543), Heerstraße (1745), Auf der Stiegel (wo man den Zaun übersteigen muß). Der Kalbersteg an der Ostdorfer Straße bezeichnet einen Steg zu einer kahlen Stelle (schwäb. khal, khalb).

Auf der Bruck beim Höchsten

Über einen Bach führte eine Brücke (Bruck): Auf der hohen Bruck, am steinernen Brückle, Auf der Bruck beim Höchsten. Der Bahngraben (richtiger Banngraben) bezieht sich auf die Flur- und Markungsgrenze. Bei den Lachen standen wohl die Löchbäume mit Einschnitten und Grenzzeichen. In der Straße nach Heselwangen vor dem unteren Tor wurden die Krämermärkte abgehalten („Alter Markt“), während die Viehmärkte in der Maderstraße stattfanden (der Weg, der zum Grasboden führt, auf dem nur einmal gemäht wird, der sonst als Weide benützt wird, schwäb. mad). Noch in den Brandakten von 1809 wird vor dem oberen Tor ein Stadtgraben erwähnt; 1384 vermachte Bürgermeister Benz Betz seinen Töchtern im Kloster Stetten „einen Garten zwischen dem Stadtgraben und dem Hüsinger, den Burkart Heselwang innehat“. Der Bebbel oder Bebbelt hieß 1502 Betbol, da auf ihm die St. Ulrichskapelle stand, zu der gewallfahrtet wurde. Auf Besonderheiten im Besitz weist Im Pfänder hin.

Die Urtelegasse hat vielleicht von einer in der Nähe befindlichen Richtstätte ihren Namen. Der Galgen befand sich ursprünglich im Südwesten der Stadt an der Galgenhalde (abg.) und wurde später nach Norden auf den Galgenberg verlegt. In seiner Nähe befinden sich auch die anderen Flurnamen, die mit dem Strafvollzug zusammenhängen: Galgengarten, Galgenrain, Hauptwasen (Enthauptungsstätte), der Schnapper (der Galgen, der emporschnappt und an dem Strauchdiebe und Plünderer ihre Strafe fanden).

Alemannische Friedhöfe

An frühere Siedlungen erinnern die Flurnamen „Auf Stetten“ und das 1543 erwähnte „Walstetten“ (abg.) zwischen Hirschbrauerei und Siechenhaus, das auf Besiedlung mit Welschen hindeuten mag, und zu dem einer der fünf Balingener alemannischen Friedhöfe gehört. Auch Stetten hat einen Reihengräberfriedhof vom Ende des 7. Jahrhunderts. 1544 heißt diese Flur „Im Weyler“. Um 1130 stiftete hier Gräfin Udelhild von Zollern dem Kloster Zwiefalten eine Hube. Der Flurname Weiler ist auch beim Schädelhärde nachgewiesen. 1635 soll diese Siedlung nach der Pest verlassen worden sein. Es fehlen aber sichere Hinweise. Die größeren bevorrechtigten Höfe im Dorf und die zugehörigen Güter waren im Besitz des Grundherrn, der wahrscheinlich seinen Sitz an der Burgenwand hatte (1560 Burckenwies, 1565 Burckhenwang, wang von Wange, Antlitz, hier = aufgewölbte Geländeteile). Der direkt darunter liegende Bol dürfte in der Hand des Grundherrn gewesen sein.

Die Balingener Orgelhütte

Beim Hammer (abg., jetzt Epplersches Elektrizitätswerk) war ein Hammerwerk. Zum Gutleuthaus (abg.), dem Krankenhaus für Aussätzige und ansteckende Krankheiten, beim Siechenkirchlein gehörte der Siechengarten und das Siechenöschle. Im Eselstall war der Stall der Mülleresel, da früher weit häufiger als heute Esel zur Arbeit verwendet wurden. Von der Dominikanerinnenklausur, die in der Reformationszeit aufgehoben wurde, stammt der Name Auf Klausen. Die Orgelhütte war erst städtische Ziegelhütte, dann Scheidewasserfabrik und zuletzt Orgelfabrik. Bei der Salpeterpflanzhütte (abg.) wurde Salpeter erzeugt, im Kalkofen Kalk gebrannt. Beim Schießhaus, Bei der Schützenmauer und auf der Schüt-

zenwiese übten sich die Schützen. Die Leinwand und die Tuche wurden auf der Bleiche und im Bleichgarten der Sonne ausgesetzt. In der Walke wurde das Tuch geknetet und gereinigt. Die St. Äfenwiese war eine der St. Afra-Kaplanei der Stadtkirche gehörige Wiese. Vom Nießengrund hatte man Nutznießung.

Verschiedene Fluren wurden nach früheren Besitzern benannt: Pfeffinger, Trichtinger Äcker, Heinzles Rain, Kronenwäldle (in der Steinach bei der Torbrücke), Schwannewirts Täle, -rain, Stadtwald, -acker, Stiftungswald, Im Knollenhannes, In der Lotte, Textorsloch, Im Degernauer (1600 bis 1629 Hans Friedrich von Degernau, Obervogt), Vogthalde, Oberamtmanushalde, Marzenhansens Bruck (schon vor 300 Jahren, Schaftrieb über den Etzelbach), Römergäße, Waldschützenrain. Manche dieser Namen sind heute nicht mehr gebräuchlich: Im Tuchscherer, Im Schuhmacher, Im Kuttler (Metzger), Eyselensgarten (beim früheren Zementwerk), Stoffels Weingarten, Vötschlin Loch, Schweikhardshau, Raydenhard, Egenbohl, Erhardsgasse, Rollerwies. Bedeutende Grundbesitzer waren im Mittelalter die Geistlichen: Heiligenacker, Herrenwiese (dem Heier gehörig), Mesmerwiesle, Helferwiesle, Mesmerrain. Zum Spital gehörten Spittelwies und Spitteläcker. Die Stotzinger Mühle war Bannmühle für Geisligen, Dotternhausen und Roßwangen und gehörte bis 1531 den Herren von Stotzingen („Im Stotzen“). Nicht ganz geklärt werden kann, der schon 1543 erwähnte Flurname „Auf Schmiden“. Entweder geht er auf einen Personennamen oder auf eine Feldschmiede zurück. Auf dem Hohenstein soll in der Zollern-Hohen-

bergfehde 1286 eine bedeutende Persönlichkeit gefallen sein, für die ein Gedenkstein gesetzt worden sei.

Mit einzelnen Flurnamen sind Sagen verbunden wie mit der Tränenwiese. Bei manchen ist bis jetzt noch keine befriedigende Deutung gelungen: Im Keintle, Am Glaun, Im Remenstall (abg.), Auf dem Hochschmuß (abg.), Sittentäle (früher Sintental geschrieben), In Bitten (abg.) und Bittenwiese (von Butte?). Die Walzenwiese ist vielleicht eine Flur, die von einer Hand in die andere ging, d. h. frei verkauft werden konnte (Personenname?). Nicht geklärt ist auch der Name Walberg (unterlag nicht dem Flurzwang; Personenname, Welsche, Waldberg?).

Bindung an Natur und Heimat

Aus neuerer Zeit können Namen stammen wie Mandschurei, in dem die damalige Abgelegenheit verglichen wurde mit dem Kriegsschauplatz im russisch-japanischen Krieg. Bei dem Gang durch die Markung lassen uns diese Namen erkennen, was unsere Vorfahren in mehr als 1600 Jahren aus dem von ihnen bebauten Boden herausgeholt und an Leistungen auf ihm vollbracht haben. Je näher die Fluren den Siedlungen liegen, desto mehr häufen sich die Namen. Die treffenden Benennungen nach Bodenbeschaffenheit, -gliederung, -gestalt, nach Tieren und Pflanzen, nach Art der Nutzung und des Besitzers oder nach geschichtlichen Ereignissen zeigen uns die scharfe Beobachtungsgabe unserer Vorfahren, ihre enge Bindung an Natur und Heimat, an Haus und Hof. Ihre Namenwelt kann uns zum Spiegelbild der Wesensart dieser volkstümlichen Menschen werden.

Kostbarkeiten der Heimat

Die St. Wendelinskapelle in Obernheim-Tanneck / Kurt Wedler, Ebingen

Die jetzige Siedlung Obernheim-Tanneck ist erst nach den Befreiungskriegen entstanden. Die Rodung dort zwischen dem Burgbühl und dem Ortenberg, die beinahe ganz von Wald umgeben ist, läßt aber auf eine ältere Siedlung schließen, die vielleicht im Dreißigjährigen Krieg abgegangen ist.

Einquartierungen und Mißernten brachten in den Jahren 1813 bis 1815 Hungersnot in Obernheim, die im Jahr 1816 ihren Höhepunkt erreichte. Um ihren Äckern näher zu sein und nach Möglichkeit Felderbstahl zu verhindern, zogen einige Bauern nach Tanneck, bauten später auch ein Gasthaus und im Jahr 1848 die neue Wendelinskapelle, die im Jahr 1957 erweitert wurde.

Diese kleine Kapelle, direkt an der Straße zum Ortenberg gelegen, zeigt auf dem Altar rechts neben einem schlichten Kreuzifix und einer Pieta den Schutzpatron der Kapelle, den hl. Wendelin im faltenreichen Gewand mit Hirtentasche und Hirtenstab und fast fraulichen Gesichtszügen. Wendelin ist der Schutzheilige des Viehs und damit der Bauern und der Hirten, und deshalb wird er meist als Hirte dargestellt.

Links auf dem Altar ist Jakobus der Ältere zu sehen mit der Muschelmütze, dem Pilgermantel und dem Pilgerstab. Er ist der Patron der Pilger. Sein ausdrucksvolles Mä. ersicht mit dem wallenden Bart läßt, wie die Plastik des Wendelin a f eine Gestaltung des späten 15. Jahrhunderts schließen. Es sind also spätgotische Skulpturen, die ein gutes Beispiel jener schaffensfreudigen Epoche der deutschen Kunst geben, in der das Symbolhaft-Abstrakte der Gotik von ansprechenden

menschlichen Zügen der Vertraulichkeit und des Kontaktes abgelöst werden. Der ungeheure Reichtum und die Vielfalt der Bildwerke jener Zeit ist Ausdruck eines frommen Willens zur Mitgestaltung an der religiösen Welt auf dem Gebiet der Kunst. Das zeigen auch die beiden kleineren, bauerlichen Plastiken des Petrus (links mit Schlüssel) und des Paulus (rechts mit

(Fortsetzung nächste Seite)

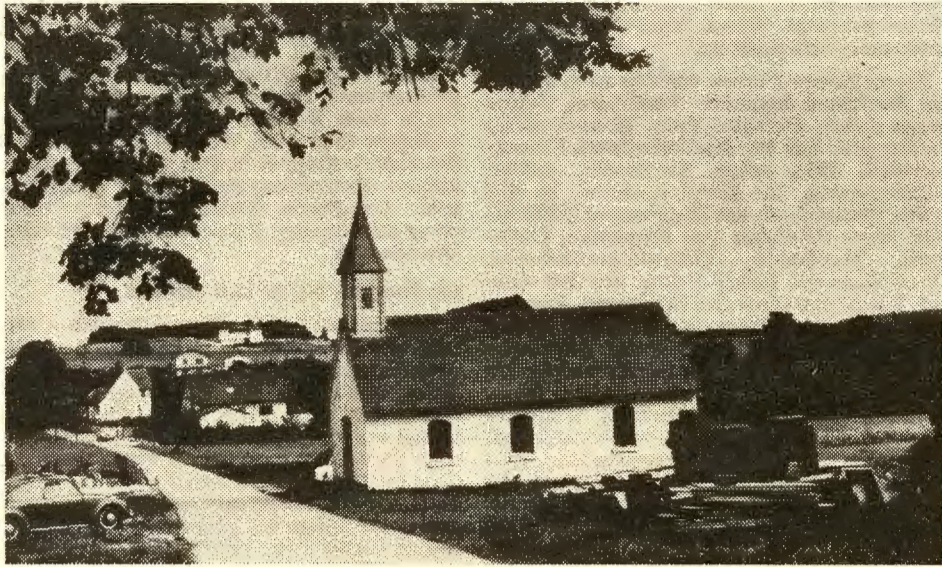


Hl. Wendelin in der Tannecker Kapelle.

Schwert), die trotz mangelnder Meisterschaft, Seele und Gemüt verraten.

Die beiden Tafelbilder mit Wendelin und Joseph werden Johann Pfünner von Rott-

weil und dem Meister Meßner von Saulgau zugeschrieben. — Bei der Erweiterung der Kapelle im Jahre 1957 wurde der Raum neu ausgemahlt.



Die Wendelinskapelle in Tanneck.

Foto: Wedler

Noch viel Eiszeitliches in unserer Landschaft

von Hans Müller

(Schluß)

Der Wind half mit. (1) Durch solche Lehm-lieferungen wurde der Karst vorübergehend verstopft, (plombiert) (9) (10) zumal der Untergrund zugefroren war. An warmen Eiszeittagen floß dann durch unsere vielen Hochtäler etwas Wasser. (4) (6) Es konnte diese „Urtäler“ aber nur leicht nachformen. Als es wärmer wurde, war der Karst wieder aufgetaut und freigespült und die Trockentäler wieder trocken. Es sind: Ursental und Lipbachtal, (Skizze, links unten) Finstertal, Hausener Tobel, Seetal, Pfaffental, Mauertal und Degerfeld. (Heimatkundliche Blätter 1957 Seite 157 ff) Alle „Urtäler“ (sie sind älter als die Donau) sehen mit ihren Bergen und Buckeln drumherum so seltsam verwaschen und „abgenutzt“ aus. Das kommt von der weiträumigsten Wirkung der letzten Eiszeit, (8) dem sogenannten Erdfließen (Solifluktion) (1) (2) (3) (9) (10): Über gefrorenem Untergrund taute sehr oft ein dezimeter- bis meterdicke Schicht (9) auf und kam als „Erbsensuppe“ in Bewegung — auch schon bei dem kaum merklichen Gefälle von 2 Winkelgrad! (1) Also praktisch überall. Es wurden auch Steine und sogar Blöcke (7) mitgeschoben. Diese Solifluktion (Sol = Sonne) hat unsere Landschaft so umfassend, wenn auch nur oberflächlich überformt, (11) daß man sich heute gar keinen rechten Begriff davon macht. In sehr gefällschwachen Tälern sind diese Fließ-erden zu Wülsten quer zum Tal zusammengestaucht worden; heute noch zu sehen am Sandbühl (Flur Auwerdern, zu Lautlingen), im Riedbachtal von Ebingen (von Friedhof bis Umspannwerk) und im Winterlinger Ried. Es wurden vom Erdfließen auch Eiskeilspalten gefüllt (z. B. bei Winterlingen) und Taschenböden gebildet, (z. B. im Degerfeld) überhaupt der Oberboden tüchtig durchgeknetet.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“, der „Ebingener Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Die tiefgreifende eiszeitliche Verwitterung hat sehr viel Gestein zu Erde aufbereitet. Wenn auch von der Erde bis zum bakterienerfüllten, fruchtbaren Mutterboden noch ein weiter Weg ist, so ist doch für ein Gebirge die Gesteinsverwitterung der erste Schritt. Daraus entstand die Braunerde auf den Äckern der Hochalpen. Aber auch die Waldschwarzerde der Laubwälder, die nur aus Blätterhumus zu bestehen scheint, wird von der Kalkverwitterung „mineralisch gedüngt“ und entsäuert. Wo in den hochgelegenen „Urtälern“ steinfreier Lehm eingeschwemmt oder eingeblasen (1) wurde, verwandelte er sich in entkalkten Lichsboden. (10) „Lichsen“ kom-

men auch als Flurnamen vor. Das Gegenteil davon sind die steinigen „Fleinsböden“ oder „Scherren“. Von ihnen hat sehr wahrscheinlich die Scherra-Grafschaft ihren Namen. Leider sind die Lixflächen zu klein, zu hoch und damit zu kalt gelegen und zu ortsfrem, als daß sie größere landwirtschaftliche Bedeutung haben könnten. Aber vergessen wir nicht, daß die Hochalpen zweimal von wohlhabenden Viehzüchtern dicht besiedelt war. (Hügelgräberbronzezeit und Hallstattzeit) — Das gilt natürlich nicht von den armen Kerlen der Altsteinzeit, die mit dem Eiszeitalter zusammenfällt. Die Funde aus dieser Epoche sind mehr als spärlich: in unserem Betrachtungsgebiet einige Feuerstein-Messerchen und -geräte, ein paar Feuerstellen, Knochen, Gräten und Zähne von Großtieren, (Mammut, Nashorn) Nagern, Vögeln, Fischen. Die Fundstellen sind durchweg Höhlen: Heidensteinhöhle bei Ebingen, je eine Grotte bei Ehestetten und Straßberg, im Degerfeld das Hüttenkirchle und der Bernloch (Bärenwald), die Kühstelle bei Winterlingen und die vier Höhlen von Veringenstadt. Und dennoch hat der altsteinzeitliche Mensch, ganz abgesehen davon, daß er überhaupt erst Mensch werden mußte auf dieser Erde, Ungeheures geleistet: Die Handhabung des Feuers, die Verwendung des Faustkeils und anderer Waffen, die Bearbeitung des Feuersteins. Kein Tier kam auf solche Gedanken, bis auf den heutigen Tag. Der Mensch der Altsteinzeit ist ein Bestandteil des Eiszeitalters. Er ist verschwunden. Aber er war der Pionier der gesamten Menschheit.

Im Vergleich zu dem Wenigen, das er hinterlassen hat oder zu dem Geringfügigen, das er in der Landschaft verändert hat, ist das eiszeitliche Erbe der Schöpfung ungeheuer. Unser ganzes Landschaftsbild, die in Bergkies, Blockmeere und Lehm eingehüllten Steilhänge, die abgewanderten Decken, die Geröllterrassen an den Flußufern, der Löß, die vom Erdfließen etwas verschleierten Celändeformen der Hochalpen, das Gesicht der seltsam schönen „Urtäler“ und eine enorme Aufbereitung des Gesteins zu Erde, das sind Wirkungen, die heute noch und für die Zukunft über die gesamte Oberfläche hin lückenlos alles Leben bestimmen.

Von welchem noch so berühmten historischen Ereignis könnte man auch nur entfernt Ähnliches aussagen?

Die Sonne leuchtet am Waldrand

Das Frühlingsfingerkraut blüht / Kurt Wedler, Ebingen



Ganze Polster bildet oft das Frühlingsfingerkraut, das aus dem noch dünnen Gras wie die Sonne aufleuchtet. An Wegrändern und Abhängen, auf Schafweiden und an Waldrändern ist es anzutreffen. Seine gesägten fünf Finger des Blattes haben ihm den Namen gegeben. Auch die Blütenblätter in ihrem satten Gelb sind in der Regel in der Fünffzahl.

Potentilla verna ist eine der über 300 Arten des Fingerkrautes, aber es ist wohl das bekannteste, weil es so zeitig im Frühjahr erscheint. Einige Wochen lang treibt es immer neue Knospen, die ihre gelbe Pracht entfalten. Wenn dann in der Nachbarschaft noch der Frühlingsenzian seine blauen Sterne zeigt, ist dies für den Blumenfreund eine Augenweide.

Die verwandte Blutwurz (Potentilla tormentilla oder silvestris) spielte in der Volksheilkunde eine große Rolle bei Verdauungsstörungen, Durchfall und inneren Blutungen, wozu eine Abkochung des Wurzelstockes verwendet wurde. Aus diesem Grunde ist das Pflänzchen seltener geworden.

Heimatkundliche Blätter



für den Kreis
Balingen



Jahrgang 16

Nr. 6

Aus alten Steuerlisten

von Dr. Walter Stettner, Ebingen

Steuerlisten — das ist doch etwas schrecklich Langweiliges; wissen die denn nichts Besseres aus der Geschichte zu bieten? Das mag der erste Gedanke bei vielen sein, die die Überschrift gelesen haben. Aber gemach! Sind wir nicht alle ein bißchen oder gar schrecklich neugierig, wieviel der andere verdient? Und von Gemeinde zu Gemeinde, ist es da nicht ebenso? Tut es uns nicht bis in die großen Zehen hinunter wohl, wenn wir wissen, daß unsere Gemeinde vermöglicher ist als die Nachbarorte? Also, beim Vergleich erwacht unsere Neugier. Daher sollen auch die Angaben, die im folgenden gemacht werden, die Möglichkeit zum Vergleich bieten.

Unsere Vorstellungen über die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse am Ende des Mittelalters sind im allgemeinen recht vage. Sie ein wenig zu präzisieren ermöglichen uns einige Steuerverzeichnisse unserer Gegend, die sich räumlich berühren,

leider aber nicht zeitlich decken. Das eine ist eine gedruckte hohenbergische Steuerliste schon vom Jahr 1394 (K. O. Müller, Quellen zur Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte der Grafschaft Hohenberg = Württ. Geschichtsquellen 24. Band, 1953), die anderen sind altwürttembergische Steuerverzeichnisse, die bei verschiedenen Anlässen entstanden; sie sind bisher noch nicht gedruckt, müssen daher im Original im Stuttgarter Hauptstaatsarchiv erhoben werden.

I

Wir befassen uns zunächst mit der Hohenberger Liste vom Jahr 1394. In unsere Tabelle sind aus der Publikation bei Müller die Orte aufgenommen, die zur späteren Oberen Grafschaft Hohenberg gehörten, ergänzt um die Städte Rottenburg, Horb und Haigerloch. Die Geldwerte sind Pfund Heller (lb.).

Hohenbergische Steuerliste von 1394

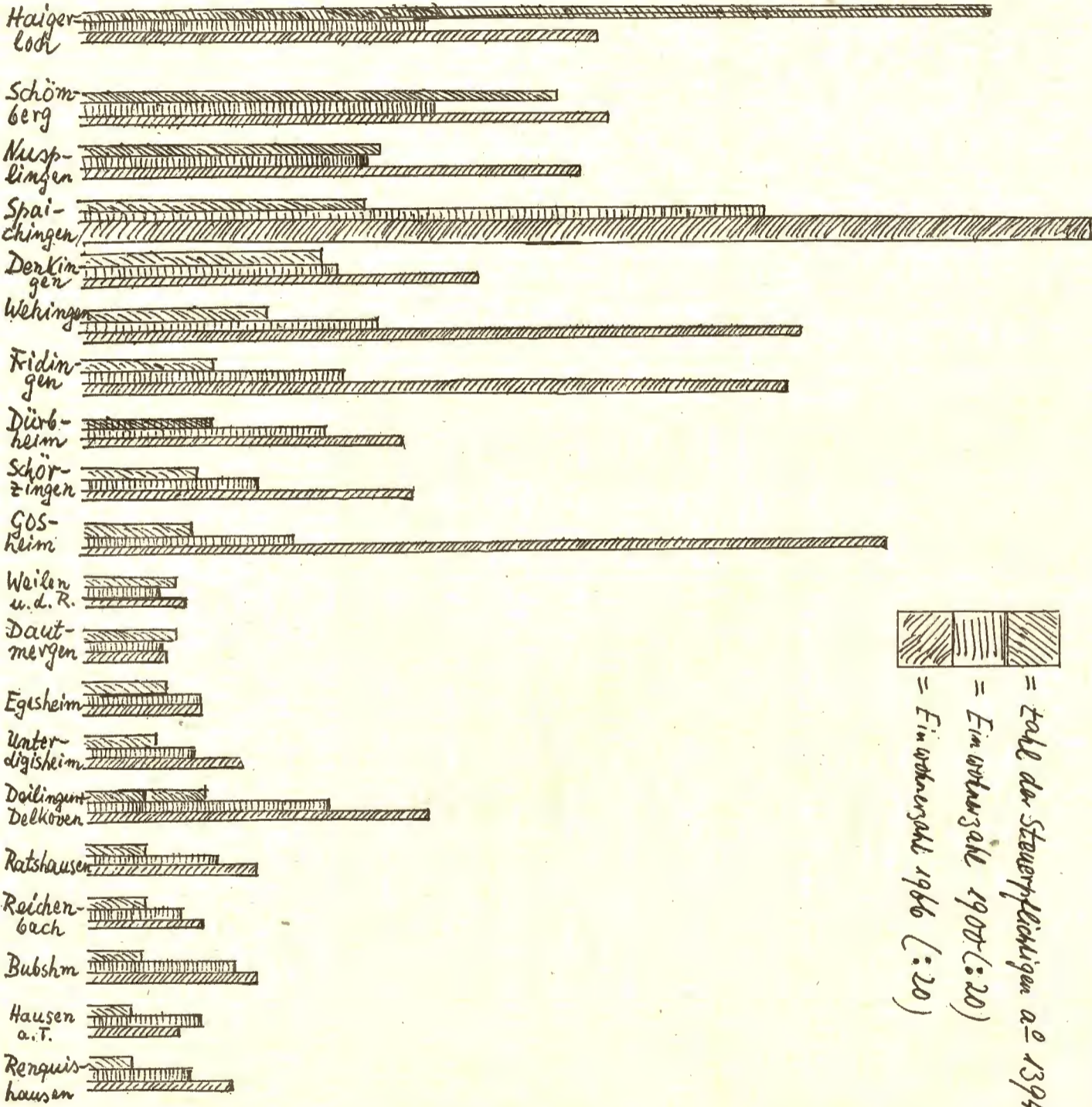
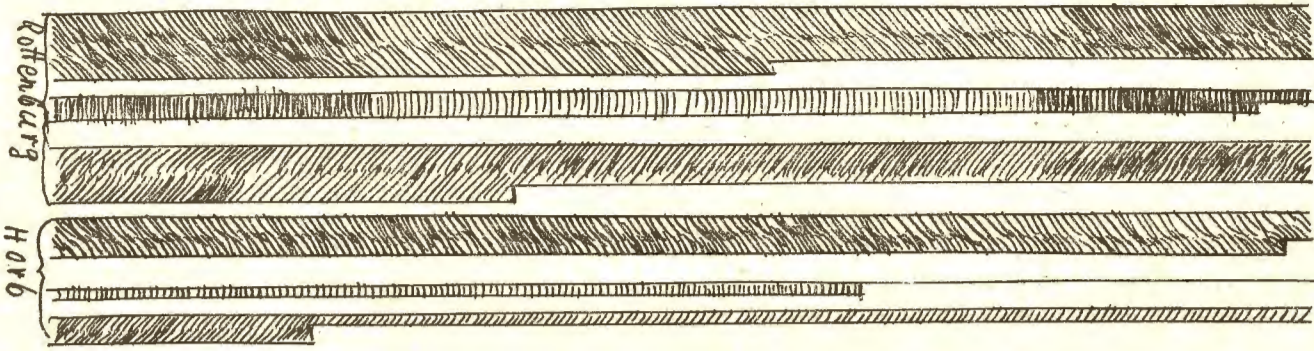
Ort	Zahl der Besteuer-ten	Gesamtvermögen	Platz nach Gesamtvermögen	Durchschnittsvermögen je Besteuer-ten	Platz nach diesem Durchschnittsvermögen	Zahl derer, die unter 20 fl. Vermögen haben	Zahl derer, die über 100 fl. Vermögen haben	davon 200—499 fl.	davon 500 fl. und darüber
Rottenburg	823	155 984	1	189,5	1	185	327	127	78
Horb	536	82 088	2	153	2	123	229	81	41
Hohenberg das stättlin	15	750	19	50	19	3	3	0	0
Deilingen	11	205	25	18,6	25	7	0	0	0
Delkhofen	11	815	18	74	11	4	3	2	0
Hausen ob Lochen = unter Tann	8	306	22	38,3	21	1	0	0	0
Ratshausen	11	630	21	57,3	16	3	2	0	0
Weiler u. Hohenberg = unter den Rinnen	17	1 711	9	100,6	6	0	8	1	0
Schörzingen	21	1 119	12	53,3	17	3	3	0	0
Denkingen	44	3 666	5	83,3	7	10	11	1	2
Spaichingen	52	3 204,5	6	61,6	14	16	13	2	0
Dürbheim	24	937	15	39	20	9	3	0	0
Gosheim	20	1 561	11	78	9	5	6	2	0
Wehingen	34	1 790	8	52,7	18	6	5	1	0
Reichenbach	11	906	16	82,4	8	2	5	1	0
Egesheim	14	996	14	71	12	2	3	2	0
Bubsheim	10	745	20	74,5	10	5	3	2	0
Nusplingen das stättlin	55	1 575	10	28,7	24	24	4	0	0
Unterdigisheim	13	872	17	67	13	2	3	1	0
Fridingen das stättlin	24	2 865	7	119	4	2	11	3	0
Schwenningen	7 (10)	212 (242)	24	35	22	3	0	0	0
Renquishausen	8	248	23	31	23	4	1	0	0
Schömberg die statt	88	12 168	4	138,3	3	15	42	16	4
Dautmergen	17	995	13	58,5	15	2	2	0	0
Haigerloch	168	18 517	3	110	5	46	56	26	5


Für Wellendingen, Schura, Feckenhausen, Dormettingen und Erlaheim sind keine Werte angegeben, sie waren verpfändet, dagegen sind noch mit Pauschalsummen aufgeführt Obernheim (200 fl. = etwa 260 lb.), Kolbingen (70 lb.) Hartheim (20 lb. 9 sch.) und Heinstetten (15 lb.). Die Differenz zwischen diesen Orten, die wir als annähernd gleichwertig annehmen würden, ist so gewaltig, daß man nach Erklärungen sucht: Liegt ein Irrtum vor? Sind das eine Vermögenswerte, das andere Steuerleistungen? Oder hatten Hartheim und Heinstetten unter ganz besonderen (kriegerischen oder elementaren) Unglücksfällen zu leiden?

Auch in einem Diagramm ist die Zahl der Besteuerten dargestellt, hier nach der Größe der Ortschaften; diese graphische Darstellung mag manchem Leser angenehmer, für einen Vergleich übersichtlicher sein als die vielen Zahlen. Fortgelassen sind hier die Orte Kolbingen, Obernheim, Schwenningen, Hartheim und Heinstetten, für die keine genügenden Unterlagen vorhanden sind. Auf dem Diagramm habe ich jedem Ort zum Vergleich die Einwohnerzahlen vom 1. 12. 1900 und 31. 12. 1966 beigegeben, so daß die Entwicklung jeder Gemeinde abzulesen ist; als Regel habe ich ein Wachstum seit 1394 auf das Vierfache zugrunde gelegt (die Zahl der Besteuerten mit fünf vervielfacht ergibt annähernd die damalige Einwohnerzahl; die Werte von 1900 und 1966 sind im Maßstab 20:1 verkleinert; Quellen: Das Königreich Württemberg Bd 2, Schwarzwaldkreis, 1905; Amtl. Gemeindeverzeichnis Baden-Württemberg 1967).

In der Tabelle und im Diagramm springt sofort die führende Rolle Rottenburgs in die Augen. Hier saß gewöhnlich die Herrschaft oder ihr oberster Vertreter, der Landvogt. Die hohenbergische „Hauptstadt“ dürfte damals rund 4000 Einwohner gezählt haben und ist damit ebenso wie Tübingen und Reutlingen unter die deutschen Mittelstädte des Spätmittelalters zu rechnen. Die Steuerkraft Rottenburgs kann sich auch neben der viel bekannteren Städte des Alten Reichs sehen lassen: Rechnen wir für 1394 einen rheinischen Gulden (1 fl.) = 1 lb 6 β oder 26 β (vgl. K. O. Müller a. a. o. Einleitung S. 27), so entsprechen die rund 156 000 lb etwa 124 000 fl. Nun hat B. Kirchgäßner (Eßlinger Studien Bd 9, 1964) das steuerbare Vermögen etlicher oberdeutscher Reichsstädte des 14. und 15. Jh. zusammengestellt, soweit sie zu ermitteln waren. Leider liegen diese Werte nicht ebenfalls für das Jahr 1394 vor, so daß Vergleiche mit einiger Vorsicht gezogen werden müssen. Danach hatten Vermögen: Eßlingen 1389: 205 000 fl., 1396: 244 000 fl.; Bern 1389: 400 000 fl.; Augsburg 1396: 500 000 fl.; Nördlingen 1401: 190 000 fl., 1407: 160 000 fl. Man sieht, daß der Abstand der hohenbergischen Landstadt Rottenburg zu den großen Reichsstädten geringer ist als der zu den Städtchen am Albrand und auf der Alb, d. h. für die wirtschaftliche Bedeutung schlägt der Unterschied zwischen Reichs- und Landstädten weniger zu Buch als der zwischen wirklichen Städten mit differenziertem Gewerbe und regem Ge-

10 20 30 40 50 60 70 80 90 100 110 120 130 140 150 160 170 180




 = Zahl der Steuerpflichtigen a. d. 1894
 = Einwohnerzahl 1907 (: 20)
 = Einwohnerzahl 1966 (: 20)

schäftsleben, zu denen für die damalige Zeit Rottenburg und auch Horb gerechnet werden dürfen, auf der einen und Bauernstädtchen wie Schömberg, Fridingen oder gar Hohenberg auf der anderen Seite. Der beachtliche Wohlstand Rottenburgs beruhte nicht auf dem Fernhandel, sondern auf dem fruchtbaren, auch für Weinbau genützten Boden, einem zahlreichen Gewerbe und einem umfangreichen Handel im Nah- und Mittelbereich.

Die zehn reichsten von 823 Bürgern Rottenburgs haben Einzelvermögen zwischen 4000 und 1700 lb. und versteuern zusammen 26 000 lb., das ist fast genau ein Sechstel des Gesamtvermögens der Bürgerschaft. In Horb ergibt sich das gleiche Verhältnis, dort beläuft sich das Vermögen der zehn wohlhabendsten Steuerzahler auf 13 900 von 82 088 lb. Die vermöglichssten Rottenburger wohnten durchweg in der Innenstadt; hier waren sie nicht bloß dem Getriebe der Wochen- und Jahrmärkte am nächsten, hier durften sie sich auch hinter den Stadtmauern sicher fühlen. Dagegen war die Gegend vor dem Kiebinger Tor, also eine Vorstadt, offensichtlich ein Quartier der ärmeren Leute. Für die hier ansässigen 83 Steuerzahler läßt sich ein Vermögen von 3 923 lb. errechnen, das sind im Schnitt 47,3 fl. Bei 35 von ihnen, d. h. 42%, sind Werte unter 20 lb. angegeben, sie sind also bitterarm. Für die ganze Stadt dagegen (einschl. Ehingen) betrug der Anteil der armen Leute (unter 20 lb.) nur etwa 22%.

Gegenüber den beiden Neckarstädten fällt schon die Doppelstadt Haigerloch weit ab und erst recht das spätere Oberhohenberg. Wie zu erwarten, sind im ganzen die Städte den Dörfern nicht nur hinsichtlich der Zahl der Besteuernten und damit der Einwohner, sondern auch der Durchschnittsvermögen überlegen. In diesem Betracht muß Haigerloch den Städtchen Schömberg und Fridingen den Vortritt lassen. Fridingen hatte ein besonders günstiges Verhältnis zwischen Vermöglichen und Armen. Dagegen steht Nusplingen ganz am Schluß, es hat 1394 nur vier halbwegs begüterte Bürger, dagegen über 40% arme Teufel, während in der Regel die Zahl der Begüterten (über 100 lb.) größer ist als die der Armen; dann können diese im Tagelohn bei den Reichen etwas hinzuverdienen (übrigens kommen zu den 55 Steuerzahlern noch 8—10 Personen, die namentlich, aber ohne Steuerleistung aufgeführt sind; sie eingerechnet würde das durchschnittliche Vermögen unter 25 fl. sinken). Vermutlich entsprang aber dieses ungesunde Verhältnis in Nusplingen einer besonderen Situation, war also wohl nicht von langer Dauer, denn in einer hohenbergischen Jahresrechnung von 1394/95 heißt es (bei K. O. Müller a. a. O. S. 190), ein Bote sei geschickt worden „von dez angriff wegen ze Nusplingen“. Offensichtlich hatten also die Nusplinger einen Angriff, vielleicht auch eine Besetzung oder gar Plünderung über sich ergehen lassen müssen und waren dadurch sehr auf den Hund gekommen. Die schlimmsten Auswirkungen solcher Katastrophen waren meist nach einigen Jahren überstanden, so daß sich die Vermögensstruktur bald wieder gebessert haben wird, doch fehlt uns dafür weiteres Zahlenmaterial.

Ähnlich dürfte es mit Schweningen auf der Hart stehen, für das ein ungewöhnlich niedriges Gesamtvermögen von nur 212 lb. (oder richtiger 242 fl., denn dieser Betrag ergibt sich, wenn man nach Adam Riese die einzelnen Vermögenswerte addiert) notiert ist. Hier sind nur sieben Personen mit Vermögen angeführt, bei drei weiteren Namen fehlt die Vermögenshöhe; sie mögen durch kriegerische Einwirkung oder auch durch einen Brand ihr Vermögen verloren haben, vielleicht sind sie auch

weggezogen. Daß auch hier außergewöhnliche Verhältnisse vorliegen, zeigt ein Vergleich mit den Nachbarorten Hartheim und Heinstetten, die ohne Schätzung der einzelnen Haushalte eine Steuersumme von 20 lb 9 ß bzw. 15 lb anboten, das entspricht einem Vermögen von 409 und 300 lb. Damit wären beide Orte vermöglicher als Schweningen. In einer anderen Steuerliste aber, die etwa im Jahre 1385 angelegt wurde (Müller a. a. O. S. 1), versteuerte Schweningen mit 50 lb. mehr als Heinstetten (20 lb.) und Hartheim (26 lb.) zusammen und stand gleichwertig neben Schörzingen und Weiler; auch dieser Vergleich zeigt, daß Schweningen zu den größeren Orten gehörte und die Ergebnisse von 1394 nicht den echten Wert des Ortes wiedergeben. Vier weitere Dörfer, Weilen, Hausen, Ratshausen und Schörzingen hatten 1393 eine Brandschätzung mitgemacht (Müller S. 13); das erklärt vielleicht die geringe Steuersumme Schörzingens, das schon im Albvorland liegt und daher eine höhere Summe erwarten ließe. Man muß also bei der Auswertung einer solchen Liste immer einige Vorbehalte machen. Im allgemeinen aber bestätigt sich auch durch diese Zusammenstellung, daß die altschwäbischen -ingen-Orte die volkreichsten und steuerstärksten sind. Unter diesen selbst schneiden die im Albvorland wie Spaichingen (das noch nicht Stadt war) und Denklingen hinsichtlich der Bevölkerungszahl besser ab als die auf der Alb. Den Hauptgrund dafür wird man in der besseren Bodenbeschaffenheit suchen; die Gunst der Verkehrslage kommt hinzu. Eine Ausnahme bildet neben Nusplingen und Schweningen noch Deilingen am Fuße des Oberhohenbergs, das nicht bloß schwach bevölkert, sondern auch ganz steuerschwach war. Wenn man auch bedenken muß, daß 1394 Delkhofen und das Städtchen Hohenberg eigene Markungen hatten, so möchte man doch auch hier noch zusätzlich an Schädigung der Bevölkerung durch Krieg oder sonstiges Unglück denken. (Vielleicht darf als Bekräftigung für diese Vermutung angeführt werden, daß neben den elf Einwohnern, die mit bestimmten Beträgen aufgezählt sind, noch vier weitere ohne Vermögensbeträge genannt werden; auch in Delkhofen begegneten drei zusätzliche Namen ohne Vermögensangaben). Demgegenüber ist der verhältnismäßige Wohlstand des benachbarten Weilen unter den Rinnen auffallend, zumal es ja auch unmittelbar davor eine Brandschätzung überstanden hatte. Weilen verzeichnet gar keine Armen. Das kann mit seiner Entstehung zusammenhängen: Hans Jänichen vermutet (Der Landkreis Balingen II S. 872), das heutige Weilen sei eine hochmittelalterliche Gründung, in der Bauern vom Herrn des Gebiets zu freierem Recht (als anderswo) angesetzt wurden. Dieser Wohlstand erklärt vielleicht, daß es sich die Weilemer leisten konnten, 100

Jahre später bei einem tüchtigen Holzschnitzer einen Hochaltar zu bestellen, nach dem dieser sonst unbekannt Meister seinen Namen hat (vgl. K. Wedler, der Meister von Weilen: Heimatkundl. Blätter 1965 S. 562 ff.).

Von den etwa 25 Orten hatten sieben nur je 8—11 Steuerzahler, also weniger als ein Dutzend Haushalte. Das liegt nicht nur an der geringen Ergiebigkeit des Altbodens oder an dem geringen Umfang der Markungen (in denen häufig sogar noch andere aufgegangen sind, s. z. B. für Hausen und Ratshausen: Der Landkreis Balingen II S. 407 und 662 f.), sondern hier schimmert noch die ältere Siedlungsform des Weilers durch, die für das frühere Mittelalter als die Regelform der Siedlung anzusehen ist.

Wenden wir uns nun noch der Entwicklung der Dörfer und Städte bis zum 20. Jh. zu, wie sie das Diagramm darstellt, so können wir leicht ablesen, daß fast alle Dörfer die zugrundegelegte Vermehrung der Bevölkerungszahl auf das Vierfache von 1394 im Jahr 1900 überschritten hatten. Ausnahmen bilden nur Weilen u. d. R. und Dautmergen. Ganz anders sieht es bei den Städten aus: Horb hatte 1900 noch nicht einmal so viel Einwohner wie 1394, Haigerloch knapp, Rottenburg etwas mehr als das Anderthalbfache, auch Schömberg und Nusplingen blieben hinter der Norm zurück. Der langsame Fortschritt in den Städten wird verschiedene Ursachen haben, von denen wenigstens einige erwähnt seien: Seuchen können in den engebauten Städten schlimmer wüten als in den Dörfern; Gewerbe und Handel sind zurückgegangen; nicht zu vergessen ist, daß Rottenburg, Horb und Haigerloch im Spätmittelalter zeitweise kleine Residenzen waren, von denen Impulse für das Wirtschaftsleben ausgingen; mit dieser Herrlichkeit war es seit dem 16. Jh. für Rottenburg und Horb vorbei. Der Vergleich mit den Nachbarstädten Tübingen und Reutlingen zeigt aber, daß es vor allem an der Einstellung der Bevölkerung zur industriellen Entwicklung lag; schon oft wurde festgestellt und auch manchmal beklagt, daß sie beim katholischen Bevölkerungsteil unseres Landes früher kein Verständnis fand. Das hat sich inzwischen geändert, und wo die Voraussetzungen günstig sind wie in Rottenburg, wird nun kräftig aufgeholt.

II a

Vermögensliste von 1470

Die folgenden Listen betreffen die altwürttembergischen Orte der Ämter Balingen, Ebingen und Rosenfeld (vom Amt Rosenfeld sind jedoch nur die Orte aufgeführt, die heute zum Kreis Balingen gehören). Am weitesten zurück führt eine Vermögensaufnahme des Amtes Rosenfeld vom Jahr 1470; die Geldwerte sind in Gulden (fl.) angegeben.

	Zahl der Besteuernten	Gesamtvermögen	Durchschnittsvermögen	Größere Vermögen einzelner	Vermögen zwischen 100 und 199 fl.	Vermögen unter 100 fl.	davon unter 25 fl.
Rosenfeld	85	11 895	140	1245, 1050, 640, 505, 475, 460	17	54 = 64%	25
Isingen	16	1 565	97,8	300, 275	4	10 = 62,5%	2
Bickelsberg	22	2 935	133,4	280, 265, 225, 200	14	4 = 19%	3
Brittheim	6	1 170	195	470, 310	2	2 = 33%	2
Leidringen	49	5 940	121,2	855, 345, 290, 270, 220, 210	16	27 = 55%	5
Tübingen	18	1 965	109,2	460, 330, 205	5	10 = 55%	7

Rosenfeld war um 1470 noch ein bedeutender Platz, erheblich größer als seine Amtsorte; vergleicht man die Zahl seiner Besteuerten mit denen der Herdstättenliste von 1477 (s. u.) und zählt dort die Knechte mit, so hatte Rosenfeld etwa 38% der Bevölkerung Balingens und 55% derjenigen Ebingsens.

In Rosenfeld ragen zwei Bürger, Burk Höberg und Hans Ruckinbrot, weit über den Durchschnitt hinaus; worauf ihr Wohlstand beruhte, ist nicht zu ermitteln. Der vermöglichsste Leidringer ist nebenbei Schultheiß. Isingen ist, wenn man den Durchschnitt der Vermögen in Betracht zieht, im Jahr 1470 die ärmste Gemeinde. Das ist deshalb erstaunlich, weil es mit seiner Martinskirche in älterer Zeit der kirchliche Mittelpunkt der Gegend war. Vielleicht ist es stärker als die anderen Gemeinden des Kleinen Heubergs durch die Gründung der Stadt Rosenfeld um die Mitte des 13. Jh. geschädigt worden. Ganz Arme werden jedoch nur zwei genannt, von denen der eine abwesend war, vielleicht suchte er sich anderswo einen besseren Broterwerb. Außer in Isingen wies noch in Rosenfeld, Leidringen und Täbingen mehr als die Hälfte der Besteuerten Vermögen unter 100 fl. auf; das bedeutet, daß sie keine selbständige landwirtschaftliche Vollexistenz hatten. Sie werden das Jahr über den größeren Bauern bei der Feldarbeit geholfen oder auch nebenher ein ländliches Handwerk betrieben haben. Die Ärmsten (unter 25 fl.) waren wohl zumeist Knechte oder Mägde oder Hirten. Hervorhebung verdient, daß in der Stadt Rosenfeld damals noch drei Adlige begütert waren, Junker Hans von Bubenhofen, Junker Hans Branthoh und Junker Wolf von Rosenfeld; die beiden ersten besaßen Haus, Scheuer und Garten, Wolf von Rosenfeld versteuerte nur zwei Mm Wiesen, ein Gärtlein und ein Weingärtlein (das ist der älteste Beleg dafür, daß auch in Rosenfeld eine Zeitlang Weinbau betrieben wurde).

II b

Herdstättenliste von 1477

Aus dem Jahr 1477 ist der Inhalt einer Herdstättenliste des Amtes Balingen, der Stadt Ebingen und des Dorfes Winterlingen erhalten geblieben, und zwar dank einer Abschrift des verstorbenen Tailfingier Heimatforschers Dr. Hermann Bizer. Die Urkunde selbst ist im letzten Krieg den Bomben zum Opfer gefallen (wieder abgedruckt von Dr. Wilhelm Foth in den Heimatk. Blättern 1960 S. 340).

Die Liste ist offenbar vorwiegend unter militärischen Gesichtspunkten zusammengestellt worden, da sie zwischen Häusern mit Mannen und solchen mit Frauen (auch „ohne Mannen“) unterscheidet. Das ist hier nicht wichtig, auch die Unterscheidung zwischen ledigen und verheirateten Knechten mag auf sich beruhen. Ich führe nur die Zahl der Häuser und die der Knechte auf:

Balingen 206, dazu 7 öde/22; Erzingen 24/5; Onstmettingen 44/13; Tailfingen 27/7; Neuenhausen 16/6; Truchteltingen 21/4; Pfeffingen 25/9; Meßstetten 27/8; Endingen 17/1; Tieringen 21/6; Ostdorf 35/15; Frommern 26/3; Laufen 15/2; Engstlatt 22/4; Dürrwangen 9/2; Streichen und Zillhausen 24/5; Hossingen 5/1; Burgfelden 3/0; Oberdigisheim 5/0; Weilheim und Waldstetten 15/6; Heselwangen 14/1; Summa Amt Balingen: 591 und 7 öde/138; Ebingen 150 und 42 öde/8; Winterlingen 30/3.

Zu dieser Liste einige Bemerkungen: 1. Die Zahlen entsprechen im allgemeinen annähernd denen der Herdstättenliste von 1525 (s. u.); jedoch fallen zwei Abweichungen auf (jeweils 1477/1525): Ostdorf 35/62; Oberdigisheim 5/20. Wie der sprunghafte Anstieg in beiden Orten zu

erklären ist, läßt sich nicht mehr ermitteln; der Phantasie bleibt ein weiter Spielraum.

2. In der Liste wird zwischen Tailfingen und Truchteltingen ein Ort Neuenhausen erwähnt. W. Foth kann den Ort nicht lokalisieren; ich möchte annehmen, daß er um 1500 in der Tailfingier Markung aufgegangen ist: beide zusammen ergeben 43 Häuser, dann entspricht das Wachstum bis 1525 auf 46 der Norm; auch die Häuserzahlen Onstmettingens und Truchteltingens haben sich in diesem Zeitraum nur geringfügig geändert. Vielleicht handelt es sich um Leute, die erst kurz zuvor aus Hausen im Killertal zugezogen waren.

3. Balingen ist beträchtlich größer als Ebingen.

4. Für Balingen werden 7 Häuser als öd aufgeführt, für Ebingen 42. Da hat es wohl nicht an Bewohnern gefehlt, sondern die Häuser lagen in Schutt und Asche. Wir müssen also in Ebingen ums Jahr 1477, vielleicht auch kurz zuvor, mit einem großen Brand rechnen, der etwa ein Viertel der Stadt vernichtet hat. Vermutlich war davon der westliche Teil um die Kapellkirche betroffen, denn diese, die einstige Frauenkapelle, hatte früher eine andere Form, ein Langhaus und einen Chor; davon ist aber seit dem 16. Jh. nicht mehr die Rede. An der Südseite der Kapelle, die doch 1382 geweiht worden ist, ist ein Stein mit der Jahreszahl MCCCCLXXXX = 1490 eingemauert. Offenbar wurde sie also 1490 neu gebaut. Nun gehört nicht viel Kombinationsgabe zu der Vermutung, daß die Angabe von 1477 mit den 42 öden Häusern und der Neubau der Kapelle im Jahr 1490 in einem ursächlichen Zusammenhang stehen. Mit dem Wiederaufbau der Kapelle ließ man sich über ein Jahrzehnt Zeit; der Neubau der Wohnhäuser wird den Leuten dringender gewesen sein. Für den Gottesdienst hatte man ja ohnehin noch die St. Martinskirche.

5. An der Reihenfolge der Orte ist manches sonderbar, vor allem aber dies, daß

Winterlingen nicht unter dem Amt Balingen aufgeführt ist. Es scheint, daß in der 2. Hälfte des 15. Jh. engere Beziehungen zwischen Ebingen und Winterlingen bestanden. Winterlingen war nicht bloß kirchliches Filial von Ebingen, es war auch zusammen mit Ebingen im Jahr 1463 von der Herren von Württemberg an Graf Sigmund von Hohenberg verpfändet und 1469 wieder von ihm eingelöst worden. 1485 wurde auch ein Minderurteil des Winterlinger Dorfgerichts vor das Ebinger (und nicht das Balinger) Stadtgericht gebracht. In einem Besitzverzeichnis der Herzöge von Württemberg im Amt Balingen vom Jahr 1496 wird jedoch auch Winterlingen behandelt; da Ebingen immer noch nur württ. Pfandbesitz war, wie 1490 bei den Verhandlungen über den Ulmer Vertrag festgestellt wurde, haben es offenbar die Württemberger vorgezogen, allen sonstigen Besitz in unserem Raum dem Amt Balingen zuzuweisen, Ebingen blieb württ. Amtstadt ohne Amtsorte.

II c

Herdstättenliste von 1525

Im Jahr 1525 ließ die österreichische Regierung, die nach der Vertreibung Herzog Ulrichs (1519) das Herzogtum verwaltete, Herdstättenlisten aufstellen, das sind Verzeichnisse der Hausbesitzer mit Angabe des Wertes der einzelnen Häuser; in weiteren Rubriken wurden Leute aufgeführt, die kein Haus, wohl aber sonstiges Vermögen besaßen, endlich solche Leute, die weder Haus noch Vermögen hatten. Daß bei den Hausbesitzern das sonstige Vermögen nicht mit aufgezeichnet wurde, ist eine Inkonsequenz, die wir nicht zu verantworten haben. Der Wert der Häuser und das Vermögen der Nichthausbesitzer sind in den Originalisten für die Ämter Balingen und Rosenfeld nach den Werten 1—20 fl., 21—100, 101—200, 201—300 und über 300 fl. gegliedert; für Ebingen habe ich das aus den Einzelangaben ergänzt.

(Fortsetzung folgt)

Die bittere Kreuzblume

Polygala amara

Das zarte Kreuzblümchen mit seinen dunkelvioletten oder blauen Blütchen, die manchmal ins Rötliche oder auch in Weiß übergehen, trifft man auf unserer Alb von Mai bis Juli auf Schafweiden, an Wald-rändern und auf Grasplätzen, die nicht gemäht werden, an. Es wird nur 5 cm, an günstigeren Plätzen bis zu 15 cm hoch. Amara enthält ein ätherisches Öl und die Polygala-Säure. Man verwendet das Pflänzchen gegen Magenstörungen, zur Förderung der Milchsekretion bei stillenden Frauen. „Plinius nennet es vmb der vberflüssigen milch willen / so das Kraut soll bringen / Eugalacton. Die in Wein gesottenen Blüten bringen den seugerin die versigene milch wider. Zuvor zerknitscht oder zerstoßen / helfen sie aufgelegt für alle Geschwülst vund Hitz.“ In Europa zählt man rund 450 Arten der Gattung Polygala, von teren-, die auch kleine Gemeine-, Schopdenen bei uns auf der Alb außer der Bitfige- und die gelb mit weiß blühende Buchsblättrige Kreuzblume (P. chamaebuxus) z. B. auf dem Lochengrat vorkommen. Der Name Kreuzblume soll mit der Blütezeit in der Kreuzwoche (zweite Woche nach Pfingsten) zusammenhängen, wo die Kreuzjungfrauen aus ihnen ihre Kränzlein flochten (vor allem aus der weißen Variante). Die unteren verkehrt-eiförmigen Blätter sind größer, sie werden nach oben immer kleiner und spitzer. Die drei bis fünf Kronenblätter der Blüte sind mit den Staubbeuteln vereint. Die Samen, die zuerst an den unteren Blüten reifen, sind in einer

kleinen, flachen Kapsel untergebracht. Die Blütentraube streckt sich nach oben und entfaltet der Reihe nach ihre Blüten.



Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Heimatkundliche Blätter



für den Kreis
Balingen



Jahrgang 16

31. Juli 1969

Nr. 7

Geschichtlicher Überblick über die Stadt Wien

Zur Fahrt der Heimatkundlichen Vereinigung nach der österreichischen Metropole
Von Kurt Wedler, Ebingen

Seit 2000 Jahren ist der Boden von Wien Siedlungszentrum. Zunächst waren es die Kelten, die hier am Donauström, am Alpenrand und am Kreuzungspunkt wichtiger Verbindungswege ihre Niederlassung Vindobona errichteten. Im Jahr 15 v. Chr. war die Donau von der Inn- bis zur Marchmündung die Nordgrenze des Römischen Reiches. Bei der keltischen Siedlung, deren Namen die Römer beibehielten, legten sie im Jahr 1 n. Chr. eine Militärstation an, die in den Jahren 166 bis 180, als Kaiser Marc Aurel von hier aus die Markomannenkriege leitete etwa eine Legion (6000 Mann) beherbergte. Die Grenze dieses mächtigen Standlagers läßt sich heute noch feststellen zwischen Salzries, dem Graben, dem Tiefen Graben und der Rotenturmstraße. Die römische Stadt, die sich im Lager bildete, hatte wohl bis zum 6. Jahrhundert bestanden, und die Bevölkerung war, schon seit dem 3. Jahrhundert, vorwiegend aus germanischen Söldnern hervorgegangen, in der Hauptsache germanisch.

Die Hunnen umgingen bei ihrer Invasion den festen Platz Vindobona, aber die Awaren eroberten die Stadt nach dem Abzug der Langobarden, die hier ein Zwischenspiel gaben. Aus der Awarenzeit soll der Legende nach die älteste Wiener Kirche, die Ruprechtskirche (um das Jahr 748) stammen. Durch Karl den Großen und seinen Sohn Pippin wurden in den Jahren 791—796 die Awaren hinter die Raab zurückgedrängt, die beiden Noricum und Pannonien erobert und damit die karolingische Ostmark geschaffen, aus der das spätere Ostreich = Österreich hervorging. Die kirchliche Legende legt in diese Zeit die Gründung der Peterskirche und der Schiffer- und Fischerkapelle Maria am Gestade.

In einer Salzburger Chronik des 9. Jahrhunderts taucht der Name „Wenia“ auf, und zufolge dieser haben die Ungarn im Jahr 881 Wien und in den folgenden Jahren die ganze Ostmark bis zur Enns erobert. Erst unter Kaiser Otto I. wurde diese nach der Schlacht auf dem Lechfeld (955) zurück-erobert und dann durch Otto II. im Jahr 973 den tatkräftigen Babenbergen verliehen (Leopold I. von Babenberg).

Die größte Kirche Wiens

Vindobona trat als „Wienna“ nun wieder in das Licht der Geschichte. Im Jahr 1137 wird die Stadt als Civitas genannt und war schon damals über den römischen Lagerbereich hinausgewachsen. In dieser Zeit entstand durch den Passauer Bischof auch die größte Kirche Wiens, die alte romanische Stephanskirche als Hauptpfarrkirche. — Im Jahr 1156 wurden die Babenberger unter Heinrich Jasomirgott zu Herzögen erhoben

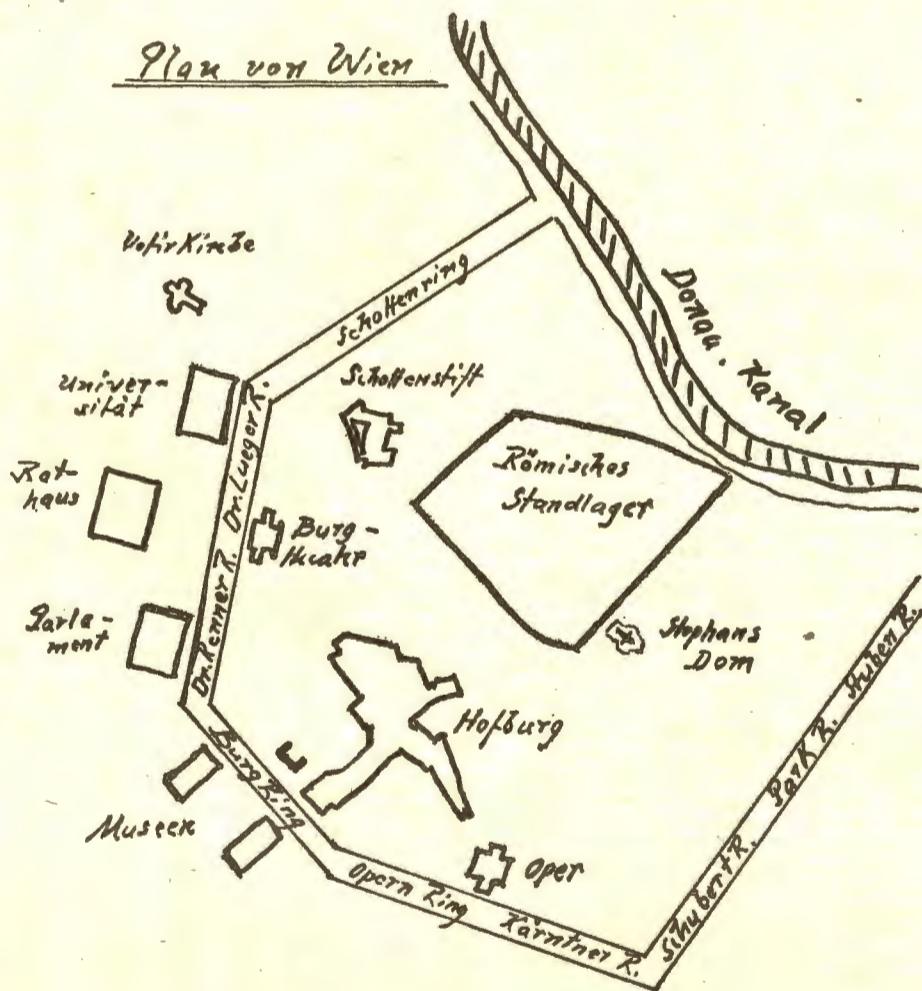
und verlegten ihre Residenz vom Leopoldsb-berg (Kahlenberg) nach Wien. Heinrich gründete auch das Schottenkloster als Grab- legestift der Babenberger, und Leopold IV. ist der Erbauer einer ersten Burg auf dem Platz der heutigen Hofburg. Um 1220 hatte Wien den Umfang der Inneren Stadt, des heutigen I. Bezirks.

Leopold VI., der Glorreiche (1198—1230), war der bedeutendste Fürst seines Hauses. Er brachte Wien eine besondere Blütezeit. Das Niederlagsrecht, das mit dem Stadt- recht verliehen wurde, förderte den Handel mit Ungarn und Venedig, so daß manche

Kaufleute „unmaßen reich“ wurden. Es ent- stand in dieser Zeit ein kirchliches Wien, in dem sich Johanniter, Deutschordens- herrn, Minoriten, Dominikaner, Heiliggeist- brüder und viele Nonnensorden ansiedel- ten. Der Herzog baute sich eine neue Resi- denz, vermutlich auf dem Platz der heuti- gen Stallburg und in ihrer Nähe die Mi- chaelerkirche als Hofkirche. Walther von der Vogelweide, Reinmar von Hagenau, Neithardt von Reuenthal und der Tann- häuser waren oft in den Mauern Wiens zu Gast, das damals schon kultureller Mittel- punkt und Strahlungszentrum war. Archi- tektonische Dokumente hat ein burgundi- scher Baumeister der Frühgotik in Kloster- neuburg, Heiligenkreuz und Lilienfeld hin- terlassen.

Bau der Hofburg

Mit Friedrich II., dem Streitbaren (1230 bis 1246), starb die Babenberger Linie aus. Nach einigem Hin und Her kam der aus- gedehnte Besitz von Nieder- und Ober- österreich, Steiermark und Krain mit dem Interregnum 1256 an König Ottokar II. von



Böhmen, der in den 20 Jahren seiner Herrschaft den Mauerring anlegte, der, im 16. Jahrhundert erneuert, bis 1857 Bestand hatte. Auch hat er den jetzigen Bau der Hofburg um den Schweizerhof begonnen.

Ottokar II. mußte im Jahr 1276 dem neu-gewählten König Rudolf von Habsburg weichen, der ihn 1278 auf dem Marchfeld besiegte. Er residierte bis 1381 in Wien und begründete dort die habsburgische Hausmacht. Nach der Ermordung seines Sohnes Albrecht I. am 1. Mai 1308 in Königsfelden in der Schweiz verloren zwar die Habsburger für lange Zeit die Königswürde, nicht aber ihren Besitz in Österreich, den sie sogar durch Kärnten, Tirol, Vorarlberg und Triest noch erweiterten. Auch eine kulturelle Blütezeit erfuhr Wien in dieser Epoche. Ein neuer Chorbau von St. Stephan und andere Kirchenbauten entstanden, bedeutende Bildhauer, Tafel- und Glasmaler waren tätig, und 1365 gründete Rudolf IV. die Wiener Universität.

Kluge Heiratspolitik

Unter dem schwachen Kaiser Friedrich III. (1440—1493) ging Wien 1485 mit ganz Niederösterreich an König Mathias Corvinus von Ungarn verloren. Erst sein Sohn Maximilian I. (1493—1519) gewann es 1490 zurück. Durch kluge Heiratspolitik verstand er es, sein Reich so auszudehnen, daß „die Sonne darin nie unterging“. Unter ihm fand die Renaissance von Italien her Zugang in Wien. Unter Lucas Cranach dem Älteren wird in der Stadt der Stil der Donauschule begründet.

Der erste Ansturm der Türken unter Sultan Soliman II. wurde von dem Feldhauptmann Graf Niklas Salm im Jahr 1529 während der Regierungszeit Ferdinands I. abgewehrt. Ein zweiter Angriff im Jahr 1532 wurde durch ein großes Reichsheer unter Karl V. verhindert, aber 1541 ging Ungarn an die Türken verloren. Alarmiert durch diese Gefahr entstanden nun anstelle der mittelalterlichen Mauern moderne Befestigungsanlagen mit großen Bastionen, und an dem Platz der abgebrannten Vorstädte ein breiter, freier Gürtel (Glacis), außerhalb der heutigen Ringstraße, zur Verteidigung. Die Vororte wurden, weiter abgesetzt, wieder errichtet.

Die Türken zweimal besiegt

Nach dem 30jährigen Krieg, der für Wien außer einer schwedischen und einer böhmischen Belagerung, keine besonderen Komplikationen brachte, wurden die Türken 1663—1664 zweimal besiegt, und dann erfolgte 1683 die zweimonatige Belagerung mit 200 000 Türken unter dem Großwesir Kara Mustafa des Sultans Mohammed IV. Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg verteidigte die Stadt heldenmütig bis zur Befreiung durch kaiserliche und polnische Truppen am 12. September. Durch die anschließenden Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen gegen die Türken wurde im Frieden von Karlowitz im Jahr 1699 die Türkengefahr gebannt.

Jetzt begann in Wien und im Land eine neue wirtschaftliche Blüte, die auch unter Leopold I., Joseph I. und Karl VI. den Aufstieg des Habsburgerhauses zur ersten Macht in Europa bewirkte. Schon in der Renaissancezeit erhielt Wien einige Repräsentativbauten, aber erst nach dem 30jährigen Krieg und nach den Türkenkriegen konnte sich der neue, nun barocke Lebensstil des Adels durchsetzen. Wohl in keiner andern Stadt ist dies so ausgeprägt wie in Wien. Baumeister, wie der Berninischüler Johann Bernhard Fischer von Erlach und der um 12 Jahre jüngere Johann Lukas von Hildebrandt prägten mit ihren neuen Adelspalästen, Kirchen und Schlössern das Gesicht des neuen Wien. Die Hofburg als kaiserliche Residenz durfte dabei nicht zurückstehen. So entstanden als bedeutendste Paläste die von Schwarzenberg, Prinz

Eugen, Trautson, Auersperg, Schönborn und Liechtenstein, dann das Belvedere des Prinzen Eugen und das Schloß Schönbrunn, das in der Regierungszeit der bedeutenden Herrscherin Maria Theresia (1740—1780) einige Umgestaltungen erfuhr. Der Bau des berühmten alten Burgtheaters fällt in ihre Regierungszeit. Unter der Mitregentschaft ihres Sohnes, des Kaisers der Aufklärung, Josephs II., ab 1765, kommt aber das Bauschaffen zum Erlahmen. Der Lebensstil der Zopfzeit und des Klassizismus ist ohnedies nicht mehr so baufreudig. Um so erfreulicher ist das Musikschaffen in dieser Zeit in Wien mit Gluck, Haydn, Mozart und dann mit Beethoven und Schubert.

Finanzielle Bedrängnisse

Die Franzosenkriege bildeten eine üble Einleitung in die Geschichte der Stadt im 19. Jahrhundert. Sie führten zur Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und zur zweimaligen Invasion (1805 und 1809) und damit zu schweren finanziellen Bedrängnissen. Nach der Niederwerfung Napoleons folgten allerdings die glanzvollen Tage des Wiener Kongresses (1814/1815) und damit die Auferstehung Wiens zur Hauptstadt einer großen Monarchie und des Beginns der kulturell nicht zu unterschätzenden Biedermeier- oder Backhendelzeit.

Politische Reaktion und blutige Aufstände kennzeichnen den Regierungsantritt des 18jährigen Kaisers Franz Joseph I. (1848—1916). Metternich wird gestürzt, Verwaltungsreformen werden durchgeführt und zahlreiche staatliche, wissenschaftliche und wirtschaftliche Institutionen neu geschaffen. Das Bild der Stadt verändert sich wesentlich durch die Beseitigung der Fe-

stungsanlagen im Jahr 1857 und den Bau des Ringstraßengürtels mit Oper, Neuer Burg, Hofmuseen, Parlament, Rathaus, Burgtheater, Universität und Votivkirche. Die Bevölkerung Wiens nahm von 537 000 Einwohnern im Jahr 1851 sprunghaft zu auf 1 116 000 im Jahr 1880 und auf 2 005 000 im Jahr 1910.

In den letzten Jahrzehnten der Monarchie treten in der Baukunst Otto Wagner, Joseph Hofmann und Adolf Loos besonders hervor, in der Literatur Hermann Bahr, Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal, R. M. Rilke und Franz Werfel, in der Malerei Klimt, Schiele und der jüngere Kokoschka und in der Musik Mahler und Schönberg.

Moderne Metropole

Nach dem ersten Weltkrieg wurde die Großmonarchie Österreich-Ungarn auf das spätmittelalterliche Habsburgerreich beschnitten, und das wirkte sich natürlich auch auf die Hauptstadt Wien sehr hemmend aus. Dasselbe gilt vom zweiten Weltkrieg und seinen Folgen. Wien wurde Viermächtestaat. Nach dem Staatsvertrag vom 15. 5. 1955 haben aber die Wiener ihre Aktivität wieder gezeigt und haben eine moderne Metropole erstehen lassen, die gegenüber andern Großstädten nicht zurückstehen braucht.

Was Wien für jeden Besucher so anziehend macht, das ist sein historischer Kern, von dem glücklicherweise aus allen Epochen vieles erhalten blieb, das sind seine heimeligen Vororte und Weindörfer am Rande des Wiener Waldes und das ist die besondere Atmosphäre, die nicht zum letzten von den gemütlichen, lebensfrohen Wienern geprägt wird.

Aus alten Steuerlisten

von Dr. Walter Stettner, Ebingen

(Fortsetzung)

	Zahl der Häuser	Gesamtwert der Häuser	Durchschnittswert der Häuser	Zahl der Häuser im Wert von				Personen ohne Häuser mit Vermögen von					
				über 300 fl.	201—300 fl.	101—200 fl.	21—100 fl.	bis 20 fl.	201—300 fl.	101—200 fl.	21—100 fl.	bis 20 fl.	ohne Haus u. Vermögen
Ebingen	158	10 284	65,1	1	2	25	97	30	1	1	6	10	15
Balingen	186	13 090	70,5	3	3	28	130	23					11
Erzingen	24	402	16,8				5	19					1
Endingen	26	528	20,3				13	13					2
Heselswangen	14	597	42,8			1	9	4					
Engstlatt	29	680	23,4				21	8					1
Ostdorf	63	1260	20				23	41			3	10	8
Frommern	31	1595	51,4		1		25	5		1	6		6
Weilheim und Waldstetten	22	619,5	28,1				16	6			2	10	1
Dürrwangen	14	340	24,3				8	6			2	2	
Laufen	20	484,5	24,2				9	11				2	2
Streichen	4	104	26				3	1					
Zillhausen	15	375	25				9	6					3
Stockenhausen	3	124	41,3				3						
Burgfelden	6	136	22,7				2	4					
Pfeffingen	29	714	24,6				20	7				1	2
Meßstetten	22	538	24,5				12	10					2
Hossingen	4	206	51,5				4				1		
Oberdigisheim	20	633	31,6				12	8			2		2
Tieringen	19	701	36,9				11	8			4		2
Onstmettingen	41	670	16,4				11	30					
Tailfingen	46	695	15,1				6	40					3
Winterlingen	30	991,5	33				16	14			2	2	1
Truchtelfingen	25	610	24,4			1	11	13			2	1	3
Rosenfeld	65	2393	36,8			4	40	21	1	1	6	4	11
Leidringen	43	1732	40,3			1	33	9			9	3	7
Isingen	12	354	29,5				8	4					2
Bickelsberg	17	626	36,9				11	6		2	1	1	3
Brittheim	5	220	44				4	1					1
Täbingen	18	1104	61,3			1	13	4				2	5

II d

Die Türkensteuerliste von 1545

Die Größe der Dörfer, die sich aus der Häuserzahl ergibt, entspricht annähernd unseren Vorstellungen von der Zeit vor der Industrialisierung. Bemerkenswert ist das Zurückfallen Rosenfelds, das nur noch 35 Prozent der Häuser Balingens, 41 Prozent derjenigen Ebingsens zählt. Bemerkenswert ist auch, daß schon 1477 (s. St.) und 1525 Weilheim und Waldstetten, die 1936 förmlich zusammengeschlossen wurden, eine Einheit bildeten.

Der Wert eines Hauses ist keine absolute Größe, er hängt von Angebot und Nachfrage ab und wird — heute wie früher — auch von der Verkehrslage der Gemeinde, sowie von Umfang und Bedeutung des Marktverkehrs bestimmt. Wenn die Rosenfelder Häuser im Durchschnitt nur etwa halb so viel gelten wie die Balingener, so möchte ich nicht annehmen, daß sie dort so viel bescheideneren Zuschnitt hatten, sondern daß infolge des Rückgangs der Bevölkerung das Angebot größer war als die Nachfrage. Auch vor Ebingen hatte Balingen damals einen Vorsprung: nicht bloß die Häuserzahl war größer (186:158), sondern auch der Wert der Häuser lag spürbar höher (70,5:85,1). In Balingen waren am höchsten veranschlagt die Häuser des Dieterlin Lew (320 fl.), des Ludin Keßler (310) und die obere Mühle (ebenfalls 310); in Ebingen folgte auf das Spital (400 fl. — es war das Haus, in dem vorher der letzte Hohenberger, Graf Sigmund, seinen Lebensabend zugebracht hatte —) Hans Schott (250 fl.) u. Hans Ziegler (220 fl.); in Rosenfeld ist der höchste Betrag für ein Haus 123 fl. In Frommern sticht die Mühle mit 250 fl., in Leidringen der Klosterhof des Abts von St. Georgen hervor.

Faßt man den durchschnittlichen Wert der Häuser in den Dörfern ins Auge, so schneiden im allgemeinen die kleineren Orte besser ab als die größeren. Bei diesen dürfte die Realteilung schon weiter fortgeschritten sein, da gab es schon zahlreiche Familien, die keine Vollbauern mehr waren. Häuser im Wert unter 20 fl. sind bestimmt keine Vollbauernhöfe, sondern höchstens Behausungen von Seldnern, die allenfalls ein oder zwei Stück Großvieh hatten. Die Zahl solcher Häuschen war besonders hoch in Tailfingen (40 von 46), in Erzingen (19/24) und Onstmettingen (30/41). Dabei gehörten Tailfingen und Onstmettingen, wo so viele Menschen in Quartieren bescheidensten Zuschnitts hausten, schon damals zu den volkreichsten Gemeinden unseres Bezirks. Man ahnt, was nachher das Auftreten eines Mannes wie Pfarrer Ph. M. Hahn für eine solche Gemeinde bedeutet hat.

Für Ebingen ist noch hervorzuheben, daß von den 158 Häusern neun in der Unteren und zwölf in der Oberen Vorstadt standen. Die Bevölkerung des Städtchens hatte also schon im Jahr 1525 nicht mehr genügend Raum innerhalb des eng gezogenen Mauerrings. Im wesentlichen waren es arme Leute, die in den Vorstädten wohnten: der Durchschnittswert der dortigen Häuser betrug 28 fl.; in der Oberen Vorstadt ragten die Häuser des Conrat Beck (160 fl.) und des Gabriel Löser (100 fl.) heraus, das dürften schon Wirtschaftshäuser vor dem Oberen Tor gewesen sein; das andere waren auch billige Häuschen.

Wovon die Personen lebten, die weder Haus noch Vermögen besaßen, wird nicht gesagt. Mancher mag sich als Tagelöhner durchgeholfen haben, andere werden Hilfe bei der Verwandtschaft gefunden haben, der eine oder andere lebte nur von der Mildtätigkeit: „geht nach dem Almosen“, heißt es von einem dieser Ärmsten aus Ebingen.

Seitdem die Türken unter ihrem energischen Sultan Suleiman vom Balkan aus Ungarn erobert und im Jahr 1529 zum erstenmal, wenn auch vergebens, Wien belagert hatten, lastete auf der Christenheit die Furcht vor neuen Angriffen der Osmanen, die nicht ausblieben. Seit einem Vorstoß im Jahr 1541 wehte der türkische Halbmond für etwa 150 Jahre über dem größten Teil Ungarns. Daher wurden mehrfach von Reichs wegen Türkensteuern ausgeschrieben, mit deren Ertrag der Kampf gegen die „Ungläubigen“ finanziert werden sollte. Dieses Anliegen machten sich die Anhänger Luthers ebenso zu eigen wie die Altgläubigen. Von einer solchen, 1544 ausgeschrieben Türkensteuer sind die Unterlagen im Stuttgarter Hauptstaatsarchiv noch vorhanden; sie geben uns einen weiteren Einblick in die Bevölkerungs- und Vermögensverhältnisse der altwürttembergischen Orte.

In die Tabelle habe ich die Daten für die Amtsstädte Balingen, Ebingen und Rosenfeld und die Orte der Ämter Rosenfeld und Balingen in der Reihenfolge der Steuerlisten eingetragen; erstere jedoch wieder nur, soweit sie im heutigen Kreis Balingen liegen. Der Steuersatz betrug damals 1/200 des Vermögens. Dieses beruhte auf Selbstschätzung; ob die Steuerschätzer daran

Korrekturen anbringen konnten, ist unbekannt. Der Maßstab war vielleicht nicht überall genau gleich, doch sehe ich keine Möglichkeit, diese Fehlerquellen zu überprüfen oder auszuschalten. In den Listen ist für jeden Ort am Schluß die Summe der Steuerleistung (nicht der Vermögen) angegeben. Dieser Betrag mit 200 vervielfacht ergibt das Gesamtvermögen. Die Geldbeträge sind wieder in rheinischen Gulden (1 fl.) zu 60 Kreuzern (x) gerechnet; der Wert des Guldens dürfte innerhalb unseres Raumes höchstens geringfügig geschwankt haben.

Schwierig ist es, zu sagen, woraus das zu versteuernde Vermögen bestand. Im Jahr 1607 berichten Schultheiß, Bürgermeister, Gericht und Rat zu Ebingen, vor dem Jahr 1583 habe man keine Fahrnis, sondern nur die liegenden Güter (mit Steuern und Abgaben) belegt. Stimmte das, so wären für die Besteuerung im wesentlichen nur Häuser, Äcker und Wiesen in Betracht gekommen. Aber das dürfte für unsere Türkensteuer nicht zutreffen, sonst hätte man Knechte und Mägde und wohl auch manchen weiteren Armen nicht besteuern dürfen. Jedoch ergab sich uns eine Inkonsistenz auch bei der Herdstättenliste von 1525. Trotzdem glaube ich, daß man bei den Werten unserer Liste auch an die „Fahrnis“, an die handwerklichen Arbeitsgeräte, an die gewerblichen Rohstoffe, vielleicht auch an den Gewerbeertrag und Barvermögen denken darf.

Türkensteuer 1545

	Zahl der Besteuer-ten m. Knechten u. Mägden	ohne K. u. M.	Gesamtvermögen	Durchschnittsvermögen mit K. u. M.	ohne K. u. M.	Zahl der Vermögen						
						unter 20 fl.	20—99 fl.	100—199 fl.	200—299 fl.	300—499 fl.	500—999 fl.	1000 fl. u. darüber
Balingen	299	(259)	50 560	168	(195)	86	92	53	28	19	18	3
Ebingen	277	(245)	82 030	296	(335)	68	105	37	12	22	9	11
Ebingen ohne geistl. Anstalten	272	(240)	55 200	203	(230)							
Rosenfeld	54	(48)	10 950	203	(228)	7	23	11	6	5	2	
Bickelsberg	33	(24)	3278	99	(121)	12	7	9	3		1	
Brittheim	11	(6)	898	82	(140)	5	1	3	2			
Leidringen	67	(53)	13 975	209	(264)	21	24	10	6	2	2	
Leidringen ohne Abt v. St. Georgen	66	(52)	6175	94	(118)							
Täbingen	28	(18)	2745	98	(152)	10	8	6	3		1	
Isingen	19	(15)	1587	83	(106)	6	7	3	3			
Ostdorf	99	(90)	16 830	170	(187)	23	26	24	11	9	4	2
Engstlatt	53	(43)	5837	110	(137)	14	15	14	8	2		
Heselwangen	22	(18)	3417	155	(190)	6	3	8	3		2	
Erzingen	46	(38)	8580	186	(226)	15	10	6	7	5	3	
Endingen	47	(45)	7340	156	(163)	9	21	7	3	5	2	
Weilheim und Waldstetten	43	(38)	7973	185	(210)	7	12	9	7	4	2	
Frommern	55	(51)	11 588	211	(227)	7	10	15	11	8	4	
Dürrwangen	30	(26)	4045	135	(150)	11	6	2	7	4		
Laufen	29	(27)	2343	81	(87)	5	19	3	2	2		
Zillhausen	23	(23)	2100	91	(91)	6	11	4		2		
Stockenhausen	5	(5)	530	106	(106)		3	1	1			
Burgfelden	9	(8)	1518	169	(190)	1	5	1	2			
Streichen	7	(7)	473	68	(68)	1	3	3				
Oberwannental	3	(2)	282	94	(141)	1	1	1				
Pfeffingen	38	(38)	4235	111	(111)	5	18	7	7	1		
Onstmettingen	76	(62)	7405	97	(119)	26	20	17	7	6		
Tailfingen	76	(67)	11 227	148	(168)	18	26	14	5	8	5	
Truchteilingen	57	(51)	4963	87	(97)	17	23	9	5	3		
Winterlingen	74	(56)	10 217	138	(182)	30	20	7	5	6	6	
Meßstetten	43	(35)	2778	65	(79)	21	15	3	4			
Hossingen	19	(6)	2865	151	(477)	13	1				5	
Oberdigisheim	40	(34)	3185	79	(97)	15	15	6		4		
Tieringen	38	(30)	6455	170	(215)	13	11	2	4	5	3	

Im Amt Balingen wurden damals für diejenigen, die unter 20 fl. Vermögen hatten, einheitlich 4 Kreuzer Türkensteuer angesetzt. Knechte und Mägde taxierte man nach ihrem Lohn, eigener Besitz wird von ihnen nicht erwähnt, während es anderwärts Fälle gab, wo der Knecht mehr Vermögen versteuerte als sein Herr. Knechte und Mägde führten im Gegensatz zu den übrigen Besteuereten keinen eigenen Haushalt. Bei der Ermittlung des durchschnittlichen Vermögens habe ich zunächst Knechte und Mägde mitgezählt, aber auch (in Klammern) die Werte ohne deren Berücksichtigung errechnet. Das schlägt bei manchen Gemeinden stark zu Buch, am stärksten bei Hossingen, das damals eine einzigartige Struktur aufwies: fünf Großbauern (einer mit 600 fl., die anderen vier mit je 550) und 13 Dienstboten, wozu als letztes das Vermögen des Armenkastens kam.

Der Anteil der geistlichen Anstalten wechselt beträchtlich, z. B. Ostdorf, Engstlatt, Burgfelden und Tieringen hatten reiche Kirchen, andere überhaupt keine. Auch das bringt für den Vergleich Ungenauigkeiten; da aber das Kirchenvermögen als Armenkasten den Gemeinden wieder zugute kam, ist es jeweils mit eingerechnet. In zwei Orten, Ebingen und Leidringen, ist jedoch der Anteil der geistlichen Institutionen so groß, daß er besonders erwähnt werden muß: In Ebingen sind, neben ziemlich hohen Beträgen der Klause und der Frauenpflege und geringen einer Sebastiansbrüderschaft, über die wir nichts wissen, für das Spital (12400 fl.) und St. Martin (10560 fl.) außergewöhnlich hohe Werte angesetzt, die höchsten im ganzen Bezirk. In Leidringen zahlte der „Prälat“ d. i. der Abt von St. Georgen, 39 fl. Steuern aus einem Jahreseinkommen von 390 fl. Er leistete damit nicht weniger als 55 Prozent der Leidringer Steuersumme. Daher habe ich bei Ebingen und Leidringen neben der üblichen Rechnung noch eine zweite unter Herausnahme dieser Beträge angestellt.

Will man die Bevölkerungszahl eines Ortes im Jahr 1545 annähernd ermitteln, so ist die Zahl der Haushalte mit fünf zu multiplizieren.

Was besagt nun die Tabelle? Zunächst wird deutlich, daß vor 500 Jahren die beiden Städte Balingen und Ebingen sowohl an Volkszahl wie an Vermögen weit vor allen anderen Gemeinden lagen. Von ihnen war am Ende des 15. Jahrhunderts Balingen vermöglicher gewesen, denn 1481 hatten (ohne Zweifel auf starken Druck hin) die Balingen dem Grafen Eberhard 300 fl. geschenkt, die Ebinger 200 fl. (WR 1747 f.), und 1496 hatte die Stadt Balingen 400 fl., Ebingen dagegen nur 200 fl. beisteuern müssen (WR 2097). Dagegen wird im Jahr 1538 Balingen mit 1638 fl., Ebingen aber mit 1836 fl. veranlagt, und ebenso liegt Ebingen bei unserer Türkensteuerliste von 1545 vorne. Dieses muß also in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts eine wirtschaftliche Blüte erlebt haben. Der Vorsprung Ebingens beruht vor allem auf den schon erwähnten großen Vermögen des Spitals und St. Martins. Dazu kommt noch, daß zwei Bürger ungewöhnlich reich waren, Stefan Datt (7980 fl.) und der Bürgermeister Hans Rümelin (6240 fl.); mit großem Abstand folgt als nächster Conrad Legeler mit 1800 fl. Die drei Männer, die 1,25 Prozent der Ebinger Bevölkerung darstellten, versteuerten also 29 Prozent des hiesigen Vermögens. Sehen wir uns die Herren etwas näher an! Stefan Datt stammte aus einer alteingesessenen Familie, die nach H. Jänichen wahrscheinlich adliger Herkunft war; jedenfalls gehörte sie schon am Ende des 14. Jahrhunderts zu den führenden Familien der Stadt. Ihre Angehörigen ha-

ben Stiftungen für die Klöster Margrethausen und Hedingen (bei Sigmaringen) gemacht, weswegen ihrer in deren Anniversarien (Jahrtagslisten) gedacht wird. Frau Adelheid Dettin war 1509 Priorin in Hedingen. Die Datt hatten zeitweise Zehntanteile in Lakendorf (bei Rottweil) und in Egesheim. Johannes Dätt, Mönch in Zwiefalten, wurde 1483, (sein Bruder?) Marcus Datt 1493 an der Universität Tübingen immatrikuliert. Stefan Datt selber kaufte 1522 eine Metzger in Ebingen und stiftete daraus „den armen Leuten zu den Aussiechen“ (im Siechenhaus östlich der Stadt) wöchentlich ein Pfund Rindfleisch. Er besaß 1530 ein Eigengut in Meßstetten. Im selben Jahr führte er zusammen mit Nürnberger Kaufleuten Klage gegen Konstanzer Bürger vor dem dortigen Stadtgericht; worum der Streit ging, ist leider aus den Konstanzer Akten nicht ersichtlich, aber die Notizen lassen etwas von den weitgespannten Beziehungen des Mannes ahnen, der sicher Händler war. Sein Ansehen kommt zum Ausdruck in seiner Berufung zum St. Martinspfleger, Spitalpfleger und Bürgermeister; bei der Erbhuldigung für Herzog Ulrich in Stuttgart im Jahr 1534 vertrat er mit zwei anderen Bürgern seine Heimatstadt.

Die Herkunft der Rimelin, die etwa ab 1510 in Ebingen begegnen, ist dunkel. Die Ableitung von dem Reichsritter Hans Caspar Rümelin, Kammerherrn Kaiser Maximilians, die in einer gedruckten Stammtafel versucht wird, ist höchstwahrscheinlich falsch. Auch die Rimelin betrieben hier das Metzgerhandwerk, womit häufig Viehhandel verbunden war. Er war wohl die Hauptquelle ihres Reichtums, an dem auch andere Mitglieder der Familie teil hatten: Jung Hans Rimelin versteuerte 1545 immerhin 1150 fl. und stand damit (die geistl. Institutionen ausgenommen) an fünfter

Stelle, Basti Rimelin mit 1075 fl. an 7. Stelle, und auch Stefan R. lag mit 445 fl. noch erheblich über dem Durchschnitt. Unser Hans Rimelin war mindestens zweimal Bürgermeister.

Die Legeler (Lägeller u. ä.) stammten von einer Burg Lägellen über dem Donautal südlich von Hausen, die aber in der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts nicht mehr bewohnt war (1424 „Burgstall“). In Ebingen sind sie seit etwa 1340 nachweisbar, sie förderten gleich die Anfänge des Klostersleins Margrethausen. Eine Verschwägerung mit den Herren von Hausen (i. T.) ist für jene Zeit erweislich. In Ebingen gehörten sie natürlich als ehemalige Adlige zur Oberschicht und bekleideten die Ämter des Spitals-, St. Martins- und Frauenpflegers, stellten auch verschiedentlich den Bürgermeister. Conrad Legeler, etwa 1512 geboren, war schon mit 26 Jahren ins Gericht berufen worden. Er hatte auch militärische Funktionen: er führte mindestens von 1546—1563 als Leutnant das Aufgebot erster Wahl.

Der Datt und der Legeler gehörten also zur alten Ebinger Führungsschicht, die sich hier wie in Balingen über all die kritischen Zeiten in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu behaupten wußte, während sie z. B. in Tübingen nach der Rückkehr Hz. Ulrichs (1534) größtenteils verschwinden mußte, weil sie sich vorher mit der österreichischen Herrschaft allzu eng eingelassen hatte. In Ebingen wurde 1534 nur der Schultheiß Hans Paur durch einen anderen Bürger ersetzt, er blieb aber da ansässig.

Die Datt, die Rimelin und die Legeler wohnten, wie alle wohlhabenden Leute der damaligen Zeit, an der Marktstraße, die früher stets die Wohngegend der „besseren“ Leute war.

(Fortsetzung folgt)

Das Ruprechtskraut

Geranium Robertianum



Von den vielen Storchschnabelgewächsen (Geranium) unserer Heimat, wie Wiesen-, Wald-, Sumpf-, Tauben-, Rundblättriger-, Kleiner-, Weicher- u. a. Storchschnabeln gehört das Ruprechtskraut wohl zu den verbreitetsten. Es wächst auf Mauern und Felsen, an Weg- und Waldrändern, im Schutt und in Hecken. Die ganze Gattung Geranium umfaßt mehr als 250 Arten.

Über den Namen Storchschnabel schreibt Leonhardt Fuchs im 16. Jahrhundert: „Storchschnabel sind von den Griechen und Lateinischen genent worden Gerania /

darumb das sie am obersten teyl des stengels bringen ein köpfflin mit langen schnäbeln / mit anderst dann die Krench (Kraniche) / oder Storken (Störche). Unnd daher kompt es / das zu unsern Zeiten würdt Rostrum ciconiae geheysen / das ist / Storkenschnabel.“

Der storchschnabelähnliche Fruchtstand gehört zu den Springfrüchten. Die Hülle platzt bei Austrocknung auf und schleudert die Samen heraus. Auch in der Humanmedizin finden verschiedene Storchschnabelarten, vor allem die Blutwurz, aber auch unser Ruprechtskraut, Verwendung. Es soll reinigend wirken bei Geschwüren, Fisteln, Nierenentzündungen und Brustkatarrhen und auch bei Blutungen und Magen- und Darmentzündungen heilsam sein.

Wegen eines widerlichen Geruches wird das Ruprechtskraut auch stinkender Storchschnabel, Wanzenkraut oder Stinkender Robert genannt. Aber es ist trotzdem mit seinen kleinen rosaroten Blüten, die auf ihren fünf Blütenblättern dunkelrote Streifen tragen, ein munteres Pflänzchen, das von Juni bis Oktober unsere Flora mit ihren Blüten belebt und auch mit wenig Nahrung auskommt, weshalb es auch in kleinen Ritzen noch zum Gedeihen kommt.

Im Spätherbst, wenn die ersten Fröste über das Land ziehen, färben sich seine zarten grünen Blätter zu einem tiefen Purpurrot und schmücken damit nochmal Wegränder und Felsen in der sonst sterbenden Natur.

Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Heimatkundliche Blätter



für den Kreis
Balingen



Jahrgang 16

30. August 1969

Nr. 8

Aus der Geschichte von Engstlatt

Von Fritz Scheerer

Eingebettet in die sanfte Talmulde des Wertebachs und seiner Nebenbäche, zwischen den Vorbergen der Schwäbischen Alb, liegt der Ort 522 m hoch. Der Name des Ortes wird um 1130 erstmals urkundlich erwähnt, als Udilbild, Gemahlin des Grafen Friedrich von Zollern und Tochter des Grafen Eginio II. von Urach neben andern Dingen „unam huobam ad Stetin, unam ad Inglatt, unam ad Harde, unam ad Striche, duas ad Danheim“ (eine Hube zu Stetten bei Haigerloch, eine zu Engstlatt, eine zu Harde, eine zu Streichen, zwei zu Thanheim) an das Kloster Zwiefalten schenkte. „Harde“ wird als zwischen Engstlatt und Streichen gelegen aufgeführt. Falls die Aufzählung geographisch geordnet ist, wird es sich um Harde beim Ziegelwasen handeln, das um 1300 in einem St. Galler Rodel erwähnt wird und später dann abgegangen ist.

Name und Alter des Dorfes

1273 wird der Name von Engstlatt in einer zollerischen Urkunde Engeslatt geschrieben. In der Verkaufsurkunde der Schalksburgherrschaft von 1403 und im 14. Jahrhundert in verschiedenen Schenkungen an das Kloster Stetten bei Hechingen steht „Engschlatt“. Über die Bedeutung des Namens ist schon viel gerätselt worden. Dr. Veit erklärte den Namen mit enge (angl) Schlucht (slade zu schlagen) am Wertebach. Bild und Tatsache stimmen aber nicht ganz überein. Von einer Enge (Senke zwischen Rain und Kirchhügel) läßt sich wohl noch reden, aber nicht von einer Schlucht. Das in Flur- und Ortsnamen häufig vorkommende „Schlatt“ (Schlatt im Killertal, Schlattwiese usw.) wird heute allgemein als Sumpfland gedeutet. Dies dürfte auch für Engstlatt stimmen. Im Westen des Dorfes wölbt sich der Netzenberg. Wie ein Riegel schiebt er sich an die von Osten herziehende Ebene des Riedbachs. Diesen selbst zwingt die Anhöhe aus seinem Ostwestlauf. Innerhalb des Dorfes, am Fuß des Kirchhügels, der als vorgeschobener Posten des Netzenbergs zu betrachten ist, wendet sich der Riedbach nach Südwest und plätschert dem Wertebach zu. Ried (Sumpf) heißen die rechten und linken Uferländer des Baches (Dorfteil „Ried“, „Riedgärten“ 1690 am Abhang des Lehmbergs, „Riedgasse“ eine Dorfstraße, „Riedhalde“ der langgestreckte, breite Nordhang zum Riedbach, namengebend für die einstige Zelg „Riedhalde“, „Riedweg“ der untere Saum der Riedhalde). Wir sehen, das Ried zieht sich weit herein bis in das heutige Dorf. An das Ried anstoßend ist „Brühlen“, die Eisweierwiesen der einstigen Kronenbrauerei. Ein „Brühl“ sind immer wasserreiche Wiesen, meistens im Besitz eines Orts- und Grundherrn. Der 2. Teil des Ortsnamens dürfte also klar sein, nämlich „sumpfiges Gelände“. Anders verhält es sich mit dem Bestimmungswort. Ob dies etwas mit „eng“ zu tun hat oder mit dem Personennamen „Ingi“, wie heute viel-

fach wegen der ursprünglichen Form angenommen wird, sei offen gelassen.

Sicher ist, daß Engstlatt seiner Namensform nach nicht zu den älteren Siedlungen zählt. Die Altsiedlungen endigen auf „ingen“ und „heim“, die der älteren Ausbauezeit auf „stetten“, „dorf“, „hofen“ und „hausen“. Wir haben es bei Engstlatt im Grundwort mit einer Stellenbezeichnung der jüngeren Ausbauezeit zu tun. Bis zur Reformation bestanden starke Beziehungen zu Bisingen und Steinhofen, die ursprünglich auch nach Balingen orientiert waren. Diese Orte hatten nicht das Hechinger, sondern das Balingen Maß (1 Viertel etwa 23 l). Die Kellerei Balingen hatte noch 1560 zwei Güter zu Steinhofen mit 23 Jauchert Äcker (1 J. etwa 1½ Morgen) und 6,25 Mannsmahd Wiesen. Den Zollhaber zahlten sie nach Balingen, d. h. jeder Einwohner, der anbaute, mußte ein Viertel Hafer entrichten. Dafür war er auf dem Markt der Stadt Balingen zollfrei. Von der angrenzenden Markung Bisingen entrichtete der Zelg „Hofen“ (s. Markung) den Zehnten nach Engstlatt. In der Pfefferschen Erneuerung von 1590 heißt es: „177,75 J. Äcker in einem Öschlin, genannt auf Hofen in der Zelg Hochstraß, gehört aller Zehnt gen Engstlatt in den Laienzehnten“. 1435 hatten die württembergischen Untertanen von Engstlatt Besitz im benachbarten Zollerischen und die Bisinger und Steinhofener waren ihrerseits auf der Engstlatter Markung begütert (Bickelsperger Lagerbuch). Ferner mag die Engstlatter Peterskirche der Entstehung nach mit der Steinhofener Peterskirche zusammenhängen. Peterskirchen wurden anderwärts schon um 700 gegründet (s. unten). Aus all dem darf angenommen werden, daß Engstlatt eine von Steinhofen oder Bisingen aus angelegte Ausbausiedlung ist, die spätestens ums Jahr 1000, vielleicht auch schon 200–300 Jahre früher gegründet wurde.

Zum Beweis für eine solch späte Entstehungszeit sollen das Werden der Markung und ihre frühere Bebauung etwas genauer betrachtet werden.

Die Markung

Die Markung Engstlatt mit ihren 740 ha ergibt heute das Bild einer Keule, deren Griff sich im Südosten befindet. Durch den in Südost-Nordwestrichtung verlaufenden Wertebach wird sie in zwei nahezu gleichgroße Hälften geteilt. Die Senkrechte, die auf dieser Linie steht, bildete früher die Straße Balingen-Tübingen durch das Dorf, die ziemlich nach dem Westen der Markung und durch die Bundesstraße noch weiter nach Westen gerückt ist. Durch verschiedene Bäche und Gräben heben sich die einzelnen Geländeteile scharf gegeneinander ab und schaffen die Bewegtheit, die der Engstlatter Markung ihr reizvolles Gepräge gibt. Versteckte Talwinkel und freisichtige Höhen, glatte Ebenen und mannigfach geformte Erhebungen wechseln in reichem Maße. So bildet die Markung einen

schmalen Ausschnitt aus der Stufenlandschaft des Schwarzen und Braunen Juras. Im Osten beginnend haben wir an der Markungsgrenze gegen Streichen eine Höhe von 760 m. Es ist der Absturz von Hundsrück und Geißberg, der bis zum 571 m hoch gelegenen „Stocken“ und 566 m hohen „Kornen“ reicht und schlechtweg als das Engstlatter Waldgebiet bezeichnet werden kann. Über der breiten „Reute“ erhebt sich das „Hörnle“. Schneiden wir die so scharf nach Südosten springende Spitze ab, dem „Stockengäßle“ folgend, so bleibt ein faustförmiger Rest, die Acker- und Wiesenflur bildend (s. Karte). Die bewaldete Braunjurastufe mit ihren wulstigen Erhebungen hat also rund 200 m Höhenunterschied und die Markung bis zum tiefsten Punkt, der bei der Einmündung des Wertebachs in die Eyach an der westlichen Markungsgrenze 476 m hoch liegt, fast 300 m.

Das vorwiegend flachwellige Gelände bis zum Aufstieg der Braunjurastufe bilden die beiden Liasplatten des unteren und oberen Lias. Die untere Liasplatte ist aber rechts des Wertebachs im Gegensatz bei Ostdorf nur noch als schmaler Saum ausgebildet und nimmt vor ihrem Untertauchen unter die Hänge der oberen Platte den westlich des Ortes gelegenen Markungsteil ein. Östlich des Ortes in den Fluren Haignen, Langerwasen, Berg, Sohnhalde, Dehnhalde, die auf die Bisinger Markung übergreift, Riedhalde, Leimberg ist schon die obere Liasfläche. Die ganze Südplatte von Lauen, Optenbühl, der wie ein hübsches Hüttlein aufsitzt, senkt sich nach Norden teils kurz und steil, teils langsamer verlaufend gegen den Wertebach, um dann jäh zum Talbach, wie hier der Wertebach heißt, und zur Eyach abzubrechen. An den Hängen zum Talbach ist ein Rutschgebiet, wo nach längeren Regenfällen der Landmann seine Wiese mitsamt den darauf stehenden Bäumen zu Tal fahren sehen kann.

Eine Besonderheit bildet der Netzenberg in den vom Dorf nach Westen gelagerten Fluren. Während sein Ost-, Süd- und Nordhang dem Wieswachs und der Obstbaumkultur dienen, ist seine Hochfläche und die westlich vorgelagerte Flur fruchtbarster Ackerboden. Wenn allgemein verbreitet ist, auf ihm sei Eichenwald gestanden und aus seinen Eichen sei das älteste Haus Engstlatts gebaut (Giebel 1586), so ist ein Wald auf ihm nicht von der Hand zu weisen, den Netzenberg bedeutet so viel wie Weidewald auf dem Beg (etzen = weiden, wie im Balingen Etselbach = Bach von der Weide). Der Nordwest- und Nordhang des Netzenbergs ist die Hubhalde, im Volksmund auch Rughalde genannt (Hub zu hauen) und am Südosthang Hard (= Weidewald). Nach Norden folgen „Rauhe Äcker“, „Ganze Häsel“, „Aftergreutle“ (Greutle = das Gerodete), „Am Hägele“, alles Namen, die auf Wald oder mindestens Buschwald hinweisen (s. unten).

Vom linken Eyachufer, etwa von Ostdorf aus, erscheint der Netzenberg als ein auffallender, ein über der welligen Liasfläche isoliert 40–60 m aufsteigender Berg. Wie kommt es nun, daß ein solcher Berg hier mitten auf der Liasplatte erhalten blieb? Dazu wollen wir seinen Aufbau betrachten.

„Im Grund“ oder „Auf Steinen“ (1818: „auf steinen oder grund“, 1830 kultiviert) in der langgestreckten, flachen Mulde nördlich vom Dorf war in den harten Angulaten-sandsteinen der Herrschaftssteinbruch, wo auch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Steine für den Bau der Burg Hohenzollern gebrochen wurden (bastionierte Umfassung, Rampen-, Wilhelmsturm usw.). Von hier aus sind im flachen Anstieg des Netzenberges weiche Schiefertone, die der Abtragung so nahe an der Eyach schon lange zum Opfer gefallen sein müßten, wenn nicht die Oberfläche des Berges eine kräftige Decke Weißjuraschotter, ein Rest einer großen Schotterfläche tragen würde. Die Eyach lagerte diese Schotter in der Rißzeit hier ab, als sie noch hoch über der Gießmühle (550—560 m hoch) floß, denn sie wurde vor der Durchsägung der harten Arienkalke gestaut. Also ein ähnliches Bild wie in der weiten Ebene von Balingen, aber 80 m über dem heutigen Eyachbett.

Verschiedene Flurnamen lassen darauf schließen, daß nicht nur der Netzenberg bewaldet war. Schon genannt wurden Aftertalgreutle, Rauhe Äcker, Hubhalde, Hard. Am Talbach findet sich das Zwerenhölzle (Name von überzwerch), das bis vor rund 150 Jahren Kuhweide war und als „Eckwäldchen“ wieder als Wald erstand. Seit den 20er Jahren wurde auch „Erlen-traub“, eine ehemalige Farrenwiese, an der Eyach aufgeforstet. Die Namen „Talgreutle“ deuten auf Gerodetes und „Blumengarten“ hinter dem alten Friedhof (1866 angelegt) auf eingehogter Weidewald, blumenreiche Weide im Wald hin. In „Eselsloch“ (Mühle in der Nähe), „Ohmesloch“ (1534: „am ameysloch“), „Hundsloch“ (heute überbaut) und in der Nähe „Hürsten“ (Buschwald), „Hinter Lauen“ (1534: „hinder lohen“) steckt loh = Wald. Das „Hölzle“ beim Opfenbühl (= „ob dem Bühl“) war ein kleiner Nutzungswald (s. Zeichnung Seite 756.)

Wir sehen, die heutige Markung muß einst von einem Waldgürtel, wie die Flurnamen ausweisen, begrenzt gewesen sein, der vom heutigen zusammenhängenden Waldgebiet niedersteigend, den Südrand der Markung umfaßte, durch das ganze Eyachtal ging und im Norden bis an den Klingenbach reichte. Dagegen findet sich in der Zelg „Riethalder“ kein Waldname.

Im schwäbisch-alemannischen Raum lassen sich bei dem angebauten Ackerland fast bei jedem Dorf und Weiler drei Zelgen oder Esche nachweisen, die man zum reibungslosen Ablauf der Dreifelderwirtschaft brauchte, so auch in Engstlatt. Sie werden aber hier dem Anbau gemäß größtenteils heute noch als Winter-, Sommer- und Brachesch bezeichnet, so daß die Benennung jetzt wechselnd ist. Seit dem 14. Jahrhundert waren aber drei feststehende Bezeichnungen üblich, doch heute kaum mehr angewandt: Zelg „Neunzfeld“ oder „Auf Steinen“, „Hürsten“ („Hüsten“) und „Riethalder“ mit Haber- und Vesen-(Dinkel-)Anbau (s. Karte).

Zelg „Riethalder“ lag im Osten vom Dorf. Die Nordgrenze bildete der Riedbach, die Südgrenze der Wertener- und Mamudenbach (Name nicht geklärt) und umspannte auch Haignen und Langerwasen. Das „Wagental“ war das Grenzthal zur Zelg „Hürsten“. Dieser Zelg reichte westwärts bis zur ehemaligen Balingen-Engstlatter Landstraße, der einstigen Balingen Gaß. Zelg „Neunzfeld“ war der größte Esch. Zu ihm gehörte alles links der alten Straße Balingen-Hechingen, mit Ausnahme von „Lauen“, das zum Zelg „Hürsten“ zählte (s. unten).

Die Allmenden waren ursprünglich über die ganze Markung verteilt und dienten, bald näher und bald ferner des Orts gelegen, der Viehweide. In der Riethalder liegt die „Auchtwies“ (Nacht-, Herbstweide), im Zelg „Hürsten“ die „Stelle“ und daneben das „Stellegärtle“, auf Zelg

„Neunzfeld“ die „Kuhstelle“. Die einstige Allmend „Egert“ an der Ostdorfer Straße wurde 1852/53, in jener Hungerzeit, als Notstandsarbeit kultiviert und hat heute ertragreiche Äcker. Mit Beginn des 19. Jahrhunderts verlor die Viehweide an Wertschätzung, da die „Freihut“ aufhörte, weil der Bauer zur Stallfütterung überging. 1830 wurde durch königlichen Erlaß die Genehmigung zur Aufteilung der Kühwasen erteilt. Die Allmenden wurden nun den Bürgern zur beliebigen Nutzung überlassen. Kühwasen, Mühlerrain, Eselsloch, Talwasen, Eck- und Aftertal, Kreutle, im ganzen 72 Morgen, wurden zu gleichen Teilen an die Bürgerschaft verteilt, zunächst auf 12 Jahre, später auf Lebenszeit.

Abgegangene Siedlungen

In den Außenbezirken der heutigen Markungen steckt oft das Wirtschaftsland abgegangener Siedlungen. Als Beweis hierfür bietet die Markung Engstlatt treffende Beispiele. Vielfach haben im Hochmittelalter manche Fluren nicht zu den heutigen Siedlungen gehört. Erst nach der spätmittelalterlichen Wüstungsperiode, dem Abgang von Siedlungen, haben die weiterbestehenden Siedlungsgemeinschaften das verödete Land in Besitz genommen und es nach altgewohnter Weise als Wiesen und Äcker genützt oder auch in Gemeindeländereien umgewandelt.

Nun sahen wir bei der Zelgeneinteilung des Engstlatter Ackerfeldes am Westrand der Markung einen Zelgfeldzen, der im Gewann „Hinter Lauen“ zur Großzelg „Hürsten“ gehörte, jedoch von dieser durch einen Vorstoß der Zelg „Neunzfeld“ getrennt war. Bei diesem Zelgfeldzen handelt es sich um einen Teil des abgegangenen Weilers **Schlechtenfurt**, von dem bereits um 1300 nur noch eine Mühle, die heutige Ostdorfer Obere Mühle, übrig geblieben war. Die Nachbargemeinden Ostdorf und Engstlatt teilten, nachdem die Bewohner die Siedlung Schlechtenfurt verlassen hatten, den Zubehör dieses Weilers auf. In den neuhinzugekommenen Zelgfeldzen brachten die Engstlatter Bauern nach altgewohnter Weise abwechslungsweise Winter- und Sommerfrucht ein und hielten auch die Brache. Übrig blieb nur die Mühle, die 1314 die Schenken (Ritter) von Andeck (am Farrenberg) um 62 Pfund an das Kloster Kirchberg verkauften und später meist Weinhöllenmühle oder Obere Mühle genannt wurde. 1508 ging sie in den Besitz der Balingen Geistlichen Verwaltung über. In Engstlatt wird 1690 noch ein „Schlechtenfurter Mühlweg“ und 1733 eine Wiese „bey schlechtenfurter wuhr“ genannt. Bis vor 80 Jahren führte hier keine Brücke über die Eyach, sondern nur eine Furt, bei der auf den harten Sandsteinen an der seichten, ebenen Stelle (schlecht bedeutet hier = eben, wie „Schlichte“ = Ebene) durchwaten und durchfahren werden konnte.

Weitere Wüstungen, Rohr und Hofen, sind am Ostrand der Engstlatter Markung. Am äußersten Südostzipfel finden sich die Flurnamen „Burgstall“ und „Schlößleswald“. Auf Bisinger Boden wird 1303 die Burg **Rohr** erwähnt, die aber schon 1342 ein Burgstall genannt wird, denn es heißt Cun der Truchseß von Urach zu Ringingen verkauft „Ror daz Burgstall und Bisingen daz Dorf“, Gut und Leute mit allem Zubehör zu Steinhofen, Grosselfingen usw. an den Grafen von Zollern (Monumenta Zollernana). Zur Burg gehörte auch das Gut, das 1416 von Friedrich von Zollern um 120 Pfund Heller an den Balingen Vogt Heinrich Sätzli verkauft wurde. Eine Sage verbindet Rohr mit der Kirche in Engstlatt, so daß angenommen werden darf, daß Rohr nach Engstlatt eingepfarrt war. Teile des Baufeldes von Rohr sind sehr wahrschein-

lich im 15. Jahrhundert der Markung Engstlatt einverleibt worden.

2 km östlich des Dorfes an der Markungsgrenze gegen Bisingen wird 1496 und 1560 die Flur **Hofen** erwähnt, die sich teilweise mit dem Bisinger „Öschle“ deckt. Im Balingen Vertragsbuch wird 1402 „Fischers briehl“ in derselben Gegend, und in den Trägerzetteln von 1825 heißt es: „Vor stockach, so sich vor alters an des Fischers briegel geschrieben“. Da dieser Brühl mit dem eigentlichen Engstlatter Brühl nördlich des alten Dorfes gar nichts zu tun hat, muß eine zugehörige Siedlung angenommen werden. In der Nähe findet sich auch der Name „Grafenhalde“ (1775: „Äcker zu hofen oder zu grafenhalde“), der vielleicht auf zollerischen Sonderbesitz hinweist. Heute ist dort der Name „Bisinger Öschle“ üblich (Sage von den 3 Halden: Grafen-, Sohn-, Mayerhalde). Der Namen Hofen weist auf einen abgegangenen Ort hin, von dessen Markung auch Teile an Engstlatt gekommen sein können, aber weitere Angaben über Alter und Dauer von Hofen können bei dem Mangel an Urkunden nicht gemacht werden.

Aber nicht nur im Osten und Westen vergrößerte sich die Engstlatter Markung, sondern auch im Norden. 1690 befanden sich über dem Klingenbach neben den Gewannen „Rauhe Äcker“ oder „Millstaig“ (Mühlsteige) die Allmenden „Aftertal“ (= Tal hinten in der Markung), „Lachen ob Anhauser Tal“ und die „Faudenländlein“, die einst zum Zwing und Bann **Anhausen** gehörten. In dem Tal der Eyach erhebt sich über der Böllatmühle ein fast 20 m hoher, freistehender Sandsteinrücken. Er trug den Weiler Anhausen, der erstmals 1095 erwähnt wird, als Manegold de Ahusen bei einer Schenkung des Klosters St. Georgen im Schwarzwald auftritt. Die Gefällstufe im Stubensandstein wurde für eine Mühle genützt, die zu den frühest genannten Mühlen zählt (schon 1263 genannt) und nahe beim Friedhof des Weilers, etwas unterhalb der heutigen Böllatmühle lag. Vom Geschlecht der Walger von Bisingen wurde sie dem Kloster Kirchberg geschenkt. Den Weiler Anhausen erhielt das Kloster von den Grafen von Hohenberg.

Um 1400 muß der Weiler, vielleicht durch eine Pest, abgegangen sein. Doch dürfte aber auch der Grund, wie bei anderen abgegangenen Siedlungen an der Keuperstufe (Nammelhausen bei Binsdorf, Haarhausen bei Brittheim, Juchhausen bei Täbingen), an dem für den Ackerbau ungeeigneten Gelände liegen. Heute ist nur noch die Mühle und der Flurname „Anhauser Berg“ erhalten. Die Markung der Siedlung wurde größtenteils, ihr ganzes Gebiet links der Eyach, um den Anhauser Berg und den „Geißhau“, mit der von Ostdorf vereinigt. Die Felder, die auf der Hochfläche (nicht im Eyach- und Klingenbachtal) lagen („Oberanhausen“), kamen an Grosselfingen und gaben noch im 16. Jahrhundert Zehnten an Engstlatt. Die Gewanne „Aftertal“ und „Lachen“ fielen an Engstlatt. Nach einer Sage soll ein Fräulein von Anhausen die Engstlatter um freies Begräbnis gebeten haben. Sie hätten es aber verweigert, während die Ostdorfer einwilligten und dafür den Wald, also den größeren Teil, geschenkt bekommen hätten.

Ziehen wir nun der seit 1498 im heutigen Umfang bezeugten Engstlatter Markung die Ländereien ab, die erst nach 1300 infolge Abgangs von benachbarten Siedlungen hinzugekommen sind, dann bleibt nur ein enger Bezirk übrig. Das hochmittelalterliche Engstlatt kann daher nach dem zugehörigen Ackerland zu schließen, nicht viel mehr als ein kleiner Weiler gewesen sein, der sich nur dadurch von den abgegangenen Siedlungen am heutigen Markungsrand unterschieden hat, daß er zu Füßen der seit 1275 erwähnten Pfarrkirche St. Peter lag, ringsum von einer Mauer

umgeben, die Schutz geboten und daher die Siedlungskonzentration an dieser Stelle begünstigt hat. 1477 zählte er dann 22 Wohnhäuser, war also schon Dorf geworden. Das Kellereilagerbuch Balingen spricht: 1690 von 52 Häusern.

Gründung der Siedlung

Diese Häuser müssen sich um den Kirchhügel geschart haben. Bezeichnenderweise heißt heute noch der Dorfteil an der Hauptstraße „Im Dorf“. Kirchhügel, Hof, Dorf und Rain sind zweifelsohne der Kern der Siedlung. Der „Angel“ (Anger), der an den Rain anschließt und ein Stück der Ostausdehnung des Dorfes ausmacht, wird noch im 17. Jahrhundert als Allmend bezeichnet und die Zehntscheuer, in dem heutigen Dorfteil „Killwiese“ (Kirchwiese) gelegen, an deren Stelle sich die heutige Trikotfabrik Maute befindet, stand noch 1680 außerhalb des Dorfes.

Bei den engen Beziehungen zu Steinhofen (s. oben) darf angenommen werden, daß die Engstlatte Peterskirche von der Steinhofener Peterskirche aus gegründet wurde und dann jünger als diese ist, denn Peterskirchen wurden anderwärts um 700 gegründet (Peterskirche in Rangendingen wird schon 795 erwähnt). Fest steht, daß 1275 zu Engstlatt eine selbständige Pfarrei bestand. Die Gründung der Siedlung dürfte von Steinhofen aus erfolgt sein.

In der Zelg „Riethalde“ wird das erste Stück der Markung vermutet. Eine Rodung war hier überflüssig, denn im ganzen Esch befindet sich kein Waldname. Der Bauer brauchte nur den Tälern des Ried- und Wertebachs zu folgen. Als dieser Zelg nicht mehr ausreichte, wandte sich der Bauer wohl nach Zelg „Hürsten“, der aber wegen seines bergigen Charakters schwerer zugänglich und mühseliger zu bearbeiten war als Zelg „Riethalde“. Am spätesten dürfte Zelg „Neunzfeld“ als Kulturland wegen des Höhenunterschieds einbezogen worden sein, denn hier haben sich die meisten Waldnamen erhalten.

Der Grundbesitz

Engstlatt dürfte wohl zu den ältesten zollerischen Besitzungen in unserem Kreis zählen (s. oben) und ist dann 1288 bei der zollerischen Teilung zur zollerischen Herrschaft Schalksburg gekommen. Zollerischer Besitz könnte ursprünglich der Selhof gewesen sein, denn er gehörte 1390 dem Kloster Alpirsbach, das 1095 von den Grafen von Zollern mitbegründet worden ist. Ob der Hof allerdings zu dem Ausstattungsgut des Klosters zählte, ist fraglich.

Der **Selhof** (Name von terra salica, Herrenhof) wird erst 1390 anlässlich eines Streitens des Hofinhabers Bentz Götz von Engstlatt und Genossen mit dem Alpirsbacher Abt Konrad genannt, war also damals schon geteilt. Wegen seiner Größe und seiner besonderen Rechtsverhältnisse war er der bedeutendste Hof am Ort. In keinem Ort unseres Kreises hatte das Kloster so großen Besitz. Es gab kaum ein Gewann auf der Markung, auf das es nicht seinen Fuß gesetzt hatte. 1460 gehörten zum Hof 170 Jauchert Äcker (1 J. etwa 1½ Morgen), 38 Mannsmahd Wiesen. 1820 umfaßte er noch 120 Morgen Äcker, 10 Morgen Gras- und Baumgarten, 66 Morgen Wiesen und 67 Morgen Holz und Waldungen. Der Hof trägt alle Merkmale eines Maierhofes und dürfte ursprünglich einem Ortsherrn gehört haben.

Wo kann nun dieser Hof gestanden sein?

Der Trägerzettel der Alpirsbacher Lehen von 1825 enthält folgende Notiz: Es gehören nachfolgende Stücke und Güter in den Selhof „eine zweistöckige Behausung und Scheuer unter einem Dach, einem Hof, Hofraithin und Garten dabey... alles an und beieinander mitten im Dorf in der Gans

Wayd genannt, zwischen Martin Bantten Beckers und Schwanenwirth Majers Häuser und Garten gelegen, vornen auf die Landstraß, hinten auf Schwanenwirth Majers Garten stoßend (haben inne: Jakob Schmid die Behausung, Johannes Vötsch, Hans Jerg Jetter, Soldat, Christian Fröschle)“ (wahrscheinlich das Haus des früheren Schultheißer Schmid).

Dann weiter ein ähnlich beschriebenes Gut: „...mitten im Dorf beim Riedbach... vornen auf die Allmend (Angel s. oben) hinten auf Hans Martin Jettters Ostdorfer Gärten stoßend (haben inne: Hans Martin Jetter Ostdorfer die Behausung)“. Dieses Haus, das die ehemalige Wohnung des Leheninhabers war, dürfen wir als den Selhof ansprechen. Ein 3. Haus war der sog. Schöntagsche Hof (ältestes Haus in Engstlatt) und ein 4. ist nicht mehr genau zu bestimmen. Wir sehen, alle müssen in der Nähe der „Schwane“ gelegen sein.

Merkwürdig war, daß der Hof alle 12 Jahre neu verliehen werden mußte. Die Hofmaier mußten ihr Recht bei den alpirsbachischen Gerichten zu Wittershausen oder zu Gruol holen. Die Träger der Lehen güteten an die Pflege des Klosters in Balingen. Dieser Pfleger durfte jährlich zwei „Herbergen ansprechen“, d. h. zwei Bewirtungen fordern, zu denen er einen Balingener Freund sowie einen der ihm unterwegs begegnete, eine Dame und ein Hündlein mitbringen durfte. Dazu wurde der Dorfvogt und der Pfarrer eingeladen. Der Inhaber des Selhofs mußte das Mahl bereiten.

Neben dem Selhof besaß das Kloster noch den **Rangendinger Hof** (Name von einem der Rangendinger hieß), der 1830 79 Morgen umfaßte, und das **Reblinsgut**.

Ein anderer bemerkenswerter Hof war der **Weisen- oder Freihof**, der seinen Namen von der Steuerfreiheit hatte. Er war im 15. Jahrhundert im Besitz der reich begüterten Herren von Bubenhofen, die aber in der Mitte des 16. Jahrhunderts verarmten und zu Verkäufen gezwungen waren. So wurde der Weisenhof 1530 an den späteren ersten protestantischen Obervogt von Balingen, Fritz Jakob von Anweil, verkauft, der von den Bubenhofen auch die Haimburg, Stetten und Grosseifingen erwarb. Nach 1619 wechselte er öfters seinen Besitzer, bis ihn schließlich 1665 Hans Vötsch von Ostdorf übernahm. Damit war der Hof in Bauernhände geraten, wurde allmählich zerschlagen und verschwand schließlich auch als Rechtseinheit.

In der Größe des Besitzes folgte auf das Schwarzwaldkloster das Dominikanerinnenkloster **Gnadental** in Stetten bei Hechingen, das von dem Grafen Friedrich von Zollern um 1260 gegründet worden war. Durch Stiftungen und Käufe, vor allem im 14. Jahrhundert, kam das Kloster auf insgesamt 232 Morgen.

Die übrigen grundherrschaftlichen Verhältnisse sind in Engstlatt, wie kaum irgendwo anders, überaus verwickelt, weil man die meisten Güter und Lehen schon frühzeitig zerschlagen hatte. Wir finden den Balingener Spital, die Engstlatte Kirche, Kloster Beuron, die Balingener Frauenpflege, die Pfarrei Steinhofen usw. als Lehenbesitzer. Genau so verwickelt sind die Zehntverhältnisse. Von einzelnen Gütern war sogar der Zehnten geteilt. Der Bauer hatte daher nicht nur einem, sondern mehreren Herren zu dienen. Die Landesherrschaft Württemberg hatte bis zur Reformation so gut wie gar keinen Besitz im Ort. Erst nach der Reformation kamen Lehen durch die Balingener Geistliche Verwaltung oder durch die Heiligenvogtei unter landesherrliche Aufsicht. Nur die Beuronener und Stettener Lehen blieben bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts in Händen der Klöster erhalten. Die anderen Güter wurden schon sehr früh Erblehen und in Trägereien aufgeteilt. Die Gülten und Zehnten

wurden von 1818 an abgelöst. Die Träger der Lehen hatten Lehenspacht in Form von Geld und Früchten zu entrichten.

Eine Zusammenstellung des urkundlich nachweisbaren Lehensbesitzes ergibt:

Kellerei Lehen	289 Morgen
Alpirsbacher Lehen	269 Morgen
Stettener Lehen	232 Morgen
Rangendinger Lehen	79 Morgen
Geistliche Verwaltung	57 Morgen
Spital Lehen	19 Morgen
St. Peter Lehen	15 Morgen

Bis 1854 mußte Großzehnt für Getreide entrichtet werden. Der Kleinzehnt, der mit wenigen Ausnahmen der hiesigen Pfarrei gehörte, umfaßte Rüben, Hanf, Flachs und Obst. Der Heuzehnt gehörte zu drei Teilen der gnädigen Herrschaft und zu einem Viertel der hiesigen Kirchenpflege. Dann mußten jährliche Steuern, Fleischsteuer, das Überreiter-Korn aus jedem Haus (3 Viertel Dinkel), Zollkorn (s. oben), eine Fastnachtshenne und zwei Herbsthühner gegeben werden. Die Leibeigenen waren besonders besteuert. So verlangte die Nikolauspfege von Balingen von ihren Leibeigenen jährlich 1 Pfund Wachs, eine Fastnachtshenne und als Hauptrecht 1 Pfund Heller. Die Herren von Tierberg, die Grafen von Zollern, die Walger von Bisingen, Württemberg usw. hatten zeitweise Leibeigene im Ort. Dann waren die Engstlatte mit anderen „unteren“ Amtsflecken fronpflichtig an den herrschaftlichen Gebäuden, der Stadtmauer und am Schloß in Balingen, wo das Baumaterial unentgeltlich beigelegt werden mußte. In die Frommerner Weinberge mußten sie die von den Ostdorfern in ihrem Wald Withau gehauenen Weinbergpfähle in Fron beiführen.

Wir sehen: Lasten, Steuern, Dienste usw. in Fülle. Es ist daher nicht verwunderlich, daß Engstlatte Bauern 1525 bei den Bauernunruhen mit beteiligt waren und mit andern die Städte Balingen und Rosenfeld belagerten, bis sie vor dem anrückenden Truchseß von Waldburg, dem „Bauernjörg“, zurückweichen mußten. Über Bestrafung der Beteiligten, wie etwa in Frommern, ist nichts bekannt.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse

Durch die vielen Durchzüge während des Dreißigjährigen Krieges, dann im 18. Jahrhundert und in den Napoleonischen Kriegen wurde der Ort immer wieder schwer betroffen, denn er lag verkehrsgünstig an der Reichsstraße Rottenburg—Hechingen—Balingen—Rottweil. Der Dreißigjährige Krieg brachte eine Einbuße etwa von einem Drittel der Einwohner mit sich. Sämtliche Obstbäume waren niedergehauen. 1704 lagerten preussische Truppen unter Prinz Eugen von Savoyen bei Engstlatt, die von Böhringen nach Steinhofen zogen. 1797 brachten Ausschreitungen der Franzosen zusammen mit Quartierkosten der Gemeinde einen Schaden von 10 832 Gulden. Immer wieder mußten Vorspanndienste an den steilen Abfahrten ins Wertebachtal geleistet werden. Bei all dem ist nicht verwunderlich, daß die Gemeinde verschuldete. Für 1671 wurden etwa 3028 Gulden Schulden ermittelt. Die Schuldenlast stieg im 18. Jahrhundert noch mehr und verminderte sich erst von 1871 an. 1732 hatte die Gemeinde ganze 9 Morgen Wald.

Die Vermögenslage der Bürger war vor der Industrialisierung nicht günstig. Es wanderten daher im letzten Jahrhundert viele aus. Traurige Schicksale erlebten die 68 Personen, die im Notjahr 1845 nach Siebenbürgen auswanderten und die, wie es allgemein üblich war, in der Heimat auf sämtliche Rechte verzichtet hatten. Die meisten kehrten wieder nach Engstlatt zurück und konnten erst 1856 unter dem Druck des Oberamts wieder in ihre alten

Rechte (Allmendteile usw.) eingesetzt werden.

Die durch den Ort führende Schweizerstraße, die seit 1709 Poststraße zwischen Stuttgart, Waldenbuch, Tübingen, Balingen und Schaffhausen war, machte bei Lastfuhrn Vorspanndienste an der „Alten Steige“ notwendig. Die in einem Bogen verlaufende „Neue Steige“ wurde erst 1862 gebaut. Über Mangel an Vorspannpferden wurde öfters geklagt.

Die Haupteinnahmequelle war in den vergangenen Jahrhunderten die Landwirtschaft. Der verhältnismäßig gute Boden (in seiner Ertragsfähigkeit steht Engstlatt an 7. Stelle im Kreis) warf die erforderlichen Erträge ab. Jeder Gewerbetreibende (schon 1309 ein Schuhmacher erwähnt) betrieb neben seinem Handwerk noch Landwirtschaft und hatte mindestens einige Ziegen oder 1—2 Stück Vieh im Stall. Die teilweise erhaltene Gehöfteform der Höfe dürfte in dem guten Boden seinen Grund haben. 1688 durfte der vermögliche Bauer 6 Schafe mit Lämmern, der mittlere 4 und der arme 3 auf die Weide schicken. Die Schafzucht hat immer eine gewisse Rolle gespielt. Einen schwunghaften Handel mit Hämmeln betrieb um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Schwanenwirt Michael, der jährlich etwa 5000 Hämmel über Straßburg nach Paris oder in die Schweiz verkaufte.

Immer wieder wurde versucht, das Gewerbe in Gang zu bringen. Zunächst dürfte die Weberei als Hausgewerbe am meisten verbreitet gewesen sein. Um 1785 richtete der Schmied Johann Weber eine Baumwollspinnerei ein. Er mußte aber bald wieder schließen, weil die Zeugfabrik in Sulz Einspruch gegen das Unternehmen erhob. Im 19. Jahrhundert siedelten sich eine Korsettweberei, eine Zigarrenfabrik und mehrere Brauereien an, die aber alle keinen längeren Bestand hatten. Nach 1800 waren viele Schuhmacher hier tätig, die meistens für Balingener Firmen arbeiteten.

Erst der Anfang unseres Jahrhunderts brachte die Wende, so daß heute rund 60 Prozent der Erwerbstätigen in Industrie und Handwerk tätig sind. 1901 wurde die Schuhfabrik Martin Jetter und schon 1898 das Säge- und Hobelwerk G. Schneider & Söhne gegründet. 1910 kam ein Filialbetrieb der Trikotwarenfabrik H. Maute, Bisingen, und nach dem 2. Weltkrieg entstanden weitere Trikotbetriebe und sonstige Werkstätten. Engstlatt war damit der Anschluß an die industrielle Entwicklung geglückt.

Wenn im vorigen Jahrhundert die Einwohnerzahl vor allem durch Auswanderung rückläufig war, so stieg sie seit 1900 stark an. Einige Zahlen mögen dies verdeutlichen.

1603 280 Einwohner; 1900 831 Einwohner
1654 185 Einwohner; 1959 1319 Einwohner
1732 451 Einwohner; 1968 1450 Einwohner
1820 685 Einwohner.

Wir sehen, seit 1900 ein Ansteigen der Bevölkerung um über 75 Prozent.

Diese Bevölkerungszunahme drückt sich auch im Ortsbild aus.

Das Ortsbild

Der Grundriß des Dorfes läßt nicht, wie teilweise in andern früheren Dörfern, ein Prinzip erkennen. Die Unregelmäßigkeit hat sich teilweise aus den Geländeverhältnissen ergeben. Der Ortskern liegt um den Kirchhügel und an der Hauptstraße vom Hindenburgplatz bis zur Owinger Straße. Alle nicht unmittelbar am Mittelstück der Hauptstraße gelegenen Dorfteile haben sich erst später entwickelt; selbst der sich

an den „Rain“ anschließende „Angel“ ist erst später entstanden (s. oben). Die Kirche zum Hl. Peter auf dem Hügel mit seiner rings umziehenden Mauer gleicht einer Wächterin über dem alten „Dorf“ und birgt mit der Kreuzigungsgruppe in der Balingen Landschaft ein Kleinod. Schmucke, alte Fachwerkgiebel (Pfarrhaus, Hauptstraße) ragen hier auf.

Die ersten Wachstumsspitzen zeigen sich in nordöstlicher und südöstlicher Richtung

an den Straßenausläufen mit Hauptwachstum an der „Halde“. Im Straßenbogen fällt die geschickte staffelförmige Aufreihung der Häuser auf. Durch die Bebauung der „Killwiese“, die erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzte, wurde die Lücke zum Dorf geschlossen. Noch 1871 konnte Jakob Jetter an sein Haus in der Holzgasse (Riedgasse) schreiben: „Das Haus soll heißen Solitude, weil es so einsam steht“.

(Schluß folgt)



- 1. Aftergreutle
- 2. Rauhe Acker
- 3. Ganze Hüsel
- 4. Hubhalde
- 5. Netzenberg
- 6. Hardt
- 7. Zwerenholz
- 8. Talgreutle
- 9. Blumengarten
- 10. Eselsloch
- 11. Hölzle
- 12. Lehenmorgen
- 13. Hundlocher
- 14. Kürsten
- 15. Ohmesloch
- 16. Schüderhädle
- 17. Zusammenhängendes Waldgebiet

Die Herbstzeitlose

Colchicum autumnale — Von Kurt Wedler

Die Herbstzeitlose, die schon Ende August auf unseren Wiesen erscheint, trägt ihren Namen durchaus zurecht, obwohl sie nicht die einzige Pflanze ist, die zur Unzeit, also im Herbst blüht. Aber sie beherrscht nun weithin mit ihren zartvioioletten Blüten die kurzgrasigen Wiesen, und die Insekten haben keine Mühe sie zu finden und zu bestäuben.

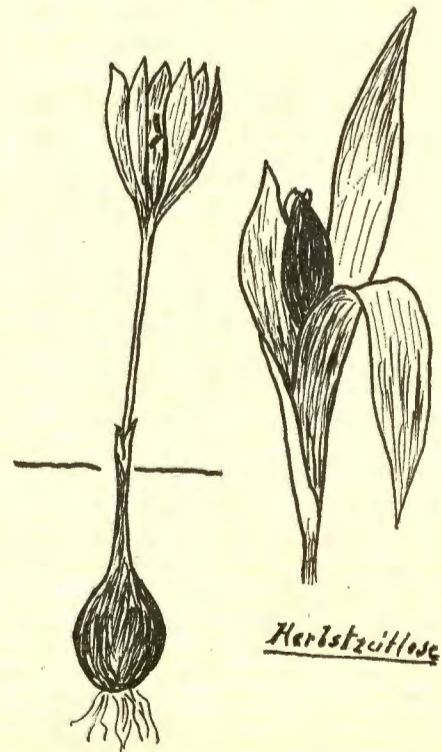
Auffällig ist, daß die Pflanze kein grünes Blatt zeigt und daß die Blüte keinen Fruchtknoten hat. Untersucht man diese Tatsache, dann findet man, daß der Griffel mit der Narbe durch den ganzen Blütenstiel hinabreicht und sogar bis in die Knolle hinunterzieht. Dort unten wird nämlich der Samen angelegt und erst im Frühjahr mit den drei dunkelgrünen Blättern aus dem Boden herausgeschoben und zur Reife gebracht. Dieser Umstand: Blüte im Herbst, Frucht im Frühjahr ist das eigentlich Zeitlose an diesem Pflänzchen.

Die Blätter bereiten die Nahrung für die wachsenden Früchte und für die Vorratsstoffe in der neuen Stengelknolle, die dann im Herbst wieder die Blüte hochtreibt.

Die Fruchtkapsel öffnet sich im Juni mit drei Klappen, aus denen die Samen herausfallen, die einen weißen, klebrigen Anhang besitzen, der der Verbreitung durch Tiere dient.

Das starke Gift Colchicin, das in der Pflanze und auch in den Samen vorhanden ist, wird als Heilmittel verwendet. Die Weidetiere fressen die Pflanze nicht.

Eine Wiese mit Herbstzeitlosen stimmt einen zwar wehmütig, denn sie künden die kalte Jahreszeit an, aber sie bieten auch ein erfreuliches Bild in den herbstlichen Tagen.



Herbstzeitlose

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Heimatkundliche Blätter



für den Kreis
Balingen



Jahrgang 16

30. September 1969

Nr. 9

Aus alten Steuerlisten

von Dr. Walter Stettner, Ebingen

(Schluß)

Der vermöglichsste Balingen, Franz Ergenzinger, versteuerte 4000 fl., ihm folgten der herzogliche Keller Sebastian Egen (1200 fl.) und Alt Hans Eysel (1070 fl.). Die Ergenzinger werden etwa seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, die Eisele schon seit dem 14. Jahrhundert in Balingen erwähnt, (W. Foth, Heimatkundl. Bl. 30. 11. 1965, S. 533), während Egen von auswärts gekommen zu sein scheint. Bei der dritten Amtsstadt unseres Bezirks, Rosenfeld, verzeichnen wir einen weiteren Rückgang: es hatte 1545 nur noch 18 Prozent der Steuerzahler Balingens, 20 Prozent der Ebingen. Es weist auch gegenüber dem Jahr 1470 einen erheblichen Rückgang der Steuerzahler und damit der Einwohnerzahl auf. Offenbar sind nicht nur die Adligen, die damals noch ansässig waren, abgewandert, sondern auch eine Anzahl sonstiger Bürger. Die geringe Grundfläche (etwa 300 Ar gegenüber 450 bei Ebingen und etwa 800 bei Balingen) wird wohl die geringste Ursache für den Rückgang des Städtchens gewesen sein, da hätte man ja nach dem Beispiel Ebingens auf Vorstädte ausweichen können. Gewichtiger ist die bescheidene Markung, die zu den kleineren des heutigen Kreises Balingen gehört (s. Kreisbeschreibung Bd. I, Tabelle 1).

Der stärkste Bremsklotz war wohl die Nachbarschaft Rottweils, in dem sich Handel und Gewerbe immer glänzender entfaltet; daneben konnte man sich in Rosenfeld nur schwer behaupten. Ob endlich auch konfessionelle Motive in der Reformationszeit mitspielten, müßte noch untersucht werden. Jedenfalls kümmerte Rosenfeld nun dahin, 1545 gab es schon einige Dörfer, die mehr Steuerzahler und damit auch mehr Einwohner aufweisen als das Städtchen: das benachbarte Leidringen, dann Ostdorf, Onstmettingen, Tailfingen und Winterlingen; an Steuerkraft allerdings hatten nur Ostdorf und Leidringen (dieses allein dank dem Abt von St. Georgen) einen deutlichen Vorsprung.

Unter den Dörfern gab es große und kleine, reiche und arme. Bei einem Vermögen von 100 fl. war wohl im Dorf eine selbständige Existenz, wenn auch in bescheidenem Rahmen, gegeben. Wer 200 fl. versteuerte, konnte schon als stattlicher Bauer gelten; für einen (schwäbischen!) Großbauern wird man etwa das Doppelte voraussetzen müssen. Solche Bauern hatten dann auch Knecht und Magd.

Aus den vermöglichen Leuten rekrutierte sich nicht nur in den Städten das Regiment mit Bürgermeister, Richtern und Rat, sondern aus ihnen wurden auch die Dorf- vögte genommen. So versteuerte der Vogt von Ostdorf (mit seinem Sohn) 1300 fl., der in Engstlatt 250 fl., der in Frommern 650, der Burgfelder (mit seinem Sohn) 220, Hans Mautz in Onstmettingen 350 fl., Conrad

Büchler in Tailfingen 400, Claus Scheller in Truchtelfingen 300, Hans Schütt in Winterlingen 200, Balthas Fraider in Meßstetten 150, Heinz Senglin in Oberdigisheim 340 und Peter Link in Tieringen 800 fl. Die Amtsgewalt dieser Vögte war schwach; um so mehr kam es darauf an, daß sie durch ihren Besitz angesehen waren. G. Wunder (Zeitschr. f. württ. Landesgeschichte 1967) hat mit Recht darauf hingewiesen, daß damals nicht das Amt den Wohlstand brachte, sondern Wohlstand Voraussetzung für das Amt war.

Zur Mittelschicht wird man etwa die Besitzer von Vermögen zwischen 100 und 200 fl., in den Städten auch noch etwas höher, rechnen dürfen. Das waren auf dem Land die Bauern, in den Städten die Handwerker und kleineren Kaufleute, über die aber unsere Steuerlisten fast nichts aussagen. So wenden wir uns gleich der Unterschicht zu. Sie war kein einheitliches Gebilde, und es ist auch nicht so, daß in jedem Fall der Vermögensstand über die Zugehörigkeit zu einer Bevölkerungsschicht entschieden hätte. War etwa in einer Familie der Mann in jungen Jahren weggestorben und eine Anzahl Kinder vorhanden, so schmolz das Vermögen rasch zusammen. Deshalb konnte aber die Familie in der sozialen Schichtung, nach ihrem Ansehen und ihrer Haltung, doch zum Mittelstand gehören. Oder ein vermöglicher Vater hat seinem Sohn, der geheiratet hat, seinen Besitz noch nicht übergeben, dann kann der steuerlich sehr niedrig angesetzt werden. So liegt wohl der Fall in Engstlatt, wo Michel Rein 250 fl. versteuerte, jung Michel Rein (offenbar sein Sohn) dagegen nur 20 fl. In Laufen versteuert einer 350 fl., sein Tochtermann nur 20 fl. Auch viele Pfarrer hatten nur geringes Vermögen, häufig unter 100 fl., daneben allerdings Einkünfte aus ihrem Dienst. Sie zählten aber in jedem Fall zur gesellschaftlichen Oberschicht. Man darf also nicht von vornherein jeden, der ein geringes Vermögen versteuerte, als armen Tropf ansehen, und noch vorsichtiger muß man im Einzelfall mit einem Urteil über die soziale Einschätzung solcher Leute sein. Aber solche Einzelfälle stellen eben die Ausnahme von der Regel dar. Sie aber besagt, daß, wer unter etwa 50 fl. versteuerte, zu den Armen der Gemeinde zählte. Er wohnte vermutlich zur Miete und übte keine selbständige Tätigkeit aus. In der Liste des Amtes Balingen werden die Ärmsten unter der Bezeichnung „unter 20 fl.“ geführt und mit 4 Kr. besteuert. Ganz von der Steuer befreit wurde anscheinend in unserem Fall niemand (dagegen gibt es für Steuerbefreiung Anhaltspunkte bei der Steuerliste von 1525). Die Armen waren auf die Hilfe anderer angewiesen, sie ergänzten die Schar der Knechte und Mägde und suchten als Tagelöhner ihr karges Brot zu verdienen, das ihnen nicht so sicher war wie den Dienstboten. Zur

Unterschicht gehörten die Hirten, die es fast in jeder Gemeinde gab, die manchmal nur ihren Lohn zu versteuern hatten, in den Städten auch die Handwerksgesellen, die nicht das Bürgerrecht besaßen und daher auch nicht an den Vorzügen des Gemeindelebens, an den Allmandteilen, am Holznutzen usw. teilhatten. Vom Bürgerrecht ausgeschlossen waren die „unehrlichen“ Leute, z. B. die Scharfrichter und die Kleemeister oder Wasenmeister (das sind Abdecker oder Schinder); aber zur Türkensteuer wurde wenigstens der Ebingen Wasenmeister mit herangezogen. Geld stinkt bekanntlich nicht.

Im allgemeinen entschied im Mittelalter und in der frühen Neuzeit der Besitz über den sozialen Rang eines Mannes und seiner Familie, und wer wenig hatte, stand auch auf der sozialen Stufenleiter unten. So darf man einem Wort von E. Maschke beipflichten, der sagt (E. Maschke und J. Sydow, Gesellschaftliche Unterschichten in den südwestdeutschen Städten, 1967, S. 6): „Wenn der Reichtum sowohl Unabhängigkeit verlieh, wie er den Zugang zur Macht eröffnete, so bedeutete Armut auch Abhängigkeit und Furcht“. Was die Furcht angeht, so darf man nicht so sehr an die vor der Obrigkeit, den Mächtigen denken — sie boten ja Schutz —, sondern mehr an die vor dem Hunger und der Zukunft. Die armen Leute sahen sich, auch wenn Krieg oder Hungersnot drohte, außerstande, Vorräte anzulegen. Waren das Spital oder die Kirche so vermöglich wie in Ebingen, dann konnten die Ärmsten hoffen, vor dem Schlimmsten bewahrt zu bleiben; andernfalls war das nicht sicher. Aber die wirtschaftlichen Verhältnisse waren nicht unabänderlich festzementiert, es gab auch schon am Beginn der Neuzeit wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Auf- und Abstieg von Familien, zumal in den Städten.

In einer besonderen (nicht veröffentlichten) Tabelle habe ich den Anteil der besonders Vermöglichen und der Armen (unter 40 fl.) zusammengestellt. Die Armen befanden sich in besonders starker Häufung, nämlich zu mehr als 50 Prozent (Knechte und Mägde unberücksichtigt) in den Albgemeinden Oberdigisheim, Laufen und Zillhausen; in Meßstetten machten sie gar zwei Drittel der Bevölkerung aus. Von den zehn Gemeinden mit dem größten Anteil von Armen (außer den genannten noch Isingen, Dürrwangen, Tailfingen, Truchtelfingen, Winterlingen und Tieringen) liegt nur Isingen im Albvorland; diese alte Gemeinde ist offenbar durch die Gründung der Stadt Rosenfeld stark verarmt. Auf der Alb aber gab es schon in der Reformationszeit zahlreiche Gemeinden, in denen das wohlhabende Bauerntum an Zahl von den wirtschaftlich schwachen Haushalten überholt wurde. Diese Entwicklung hat sich in den folgenden Jahrhunderten durch die Bevölkerungsvermehrung und Realteilung noch verstärkt. Die Not verlangte immer dringender nach anderen Erwerbsmöglichkeiten. Aber schon im 16. Jahrhundert war der Grund gelegt zu dem, was Karl Marx später die industrielle Reservearmee nannte.

Eine Seltsamkeit muß noch hervorgehoben werden; das reichste und das ärmste Dorf lagen dicht beieinander auf demselben Boden, Hossingen und Meßstetten. In Hossingen wohnten 1545 nur fünf Großbauern mit Knechten und Mägden; in Meßstetten zahlte von den wenigen größeren Bauern nicht einer auch nur die Hälfte der Hossinger; dafür gab es arme Leute in Hülle und Fülle. In Hossingen ist es bis 1545 gelungen, die Aufsplitterung der Güter zu verhindern. Daß etwa von der örtlichen Herrschaft (den Herren von Tierberg?) ein Anerbenrecht festgelegt worden wäre, ist unwahrscheinlich, denn dann wäre wohl Meßstetten ebenso behandelt worden. Die Armut der Meßstetter hängt vielleicht mit dem großen Bauernkrieg von 1525 zusammen, in dem ihr Kaplan Germanus Kopp (von Ebingen) eine führende Rolle gespielt hatte; aber es ist nicht mit Sicherheit auszumachen, ob er das Dorf in die Aufstands-

bewegung hineingezogen hat, weil er die Not der Bauern sah, oder ob die Bauern nach der Niederschlagung der Unruhen so hart bestraft wurden, daß sie zur ärmsten Gemeinde weit und breit absanken. Da Jakob Frischlin sich noch am Ende des Jahrhunderts über die große Armut im Dorf beklagt, ist eher anzunehmen, daß sie strukturelle Ursachen hatte, daß sich also die Meßstetter den aufständischen Bauern angeschlossen haben, weil sie nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen hatten.

Zum Schluß möchte ich noch darauf hinweisen, daß bei einem Vergleich der Namen in Stadt und Land ein starker Wechsel erkennbar ist. Unsere Vorstellung, daß früher die Bevölkerung über Jahrhunderte hinweg an einem Ort sesshaft gewesen sei, ist also mindestens für die Zeit um 1500 zu korrigieren; es läßt sich im Gegenteil eine starke Fluktuation feststellen.

kehrswegen das ehemalige Zisterzienserkloster Heiligkreuztal. Es liegt auch in der Fluchtlinie zwischen den beiden keltischen Heuneburgen, dem keltischen Fürstensitz zwischen Hunderringen und Binzwangen an der Donau und der noch nicht erforschten Keltenburg bei Ufflammör. Und es liegt in der Nähe einiger Viereckschanzen und vieler Grabhügel, darunter dem größten Grabhügel Deutschlands, dem Hohmichele.

Wenn auch zwischen diesen vorgeschichtlichen Siedlungen, Burgen und Nekropolen und der mittelalterlichen Klosteranlage der Zisterzienserkloster keine innere Beziehung besteht, so ist doch Heiligkreuztal und seine Umgebung für den Menschen der Gegenwart ein hochinteressanter Erdenfleck, der Vorgeschichtliches, Mittelalterliches und Kunstgeschichtliches auf engstem Raum zu bieten hat, und eine Oase der Ruhe und Erholung, für den, der am Wochenende oder in der Ferienzeit die Stille sucht.

Aus der Geschichte von Engstlatt

(Schluß)

Nördlich an diesen Dorfteil schließen sich zwischen Bahnlinie und Hauptstraße die im Gefolge der Industrialisierung jüngeren Siedlungsteile an (Brühl-, Mörike- und Gartenstraße). Seit 1950 entstand die Arbeiterwohnsiedlung „In Kreuzbrunnen“. In jüngster Zeit kamen überall weitere Wohngebiete hinzu, vor allem links und rechts der Balingener Straße in Langwiesen, Käppelesacker, Hürsten oder früher „Kreuzen“, vornehmlich freundliche Wohnbauten, die die Zunahme der nichtbäuerlichen Bevölkerungsteile zum Ausdruck bringen und dem Ganzen einen städtischen Zug verleihen. Hier fanden auch die katholische Kirche und das neue Schulhaus ihren Platz. Alles zusammen gibt es das Abbild einer aufstrebenden Landgemeinde.

Etwa 1000 Jahre ist der Ort alt, der sich aus kleinsten Anfängen eines Weilers am Kirchhügel zu einem stattlichen Dorf weit über die Talmulde hinaus, vor allem nach Südosten und in Richtung Bahnhof ausdehnte. Viele Stürme, Kriege, Pest und Hungersnot mußte er über sich ergehen lassen. Aber rastloser Fleiß, Geschicklichkeit und Sparsinn seiner Einwohner ließen alle Katastrophen überstehen. Sie haben inmitten einer reizvollen Landschaft, nahe des stattlichen Zollern, der marschierenden Industrie die Pforten weit geöffnet, und trotzdem hat die Harmonie zwischen Natur und menschlichem Schaffensdrang die Menschen in ihrer Heimatscholle verwurzelt.

Die Zisterzienser

Wer das Bibertal entlang fährt und dann in Andelfingen nach Süden abbiegt, sieht schon von fern die hohe, äußere Klostermauer und darüber den Kirchenbau mit



Die Christus-Johannesgruppe von Heiligkreuztal.

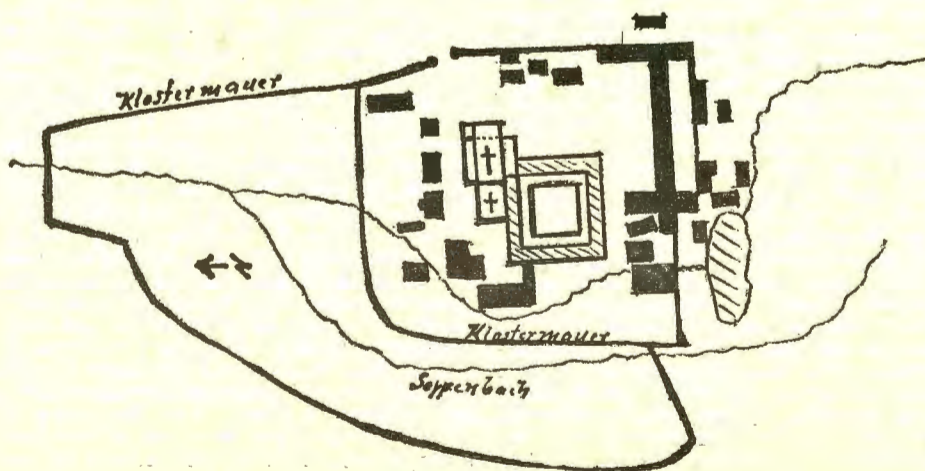
Kloster Heiligkreuztal, eine Oase der Ruhe und Besinnung

von Kurt Wedler, Ebingen

Die Heimatkundliche Vereinigung hat vor einigen Jahren auf einer Studienfahrt, die zur Heuneburg führte, auch Kloster Heiligkreuztal besucht. Über diese interessante Klosteranlage soll im folgenden kurz berichtet werden. Nur wenige Kilometer

westlich von Riedlingen, in dem Straßenwinkel nach Mengen und Gammertingen, eingebettet in die sanfte Wiesen- und Ackermulde des Soppentales und umgeben von einem weiten Halbrund schöner Wälder, findet man abseits der Hauptver-

Lageplan Heiligkreuztal



dem für die Zisterzienser typischen Dachreiter aufsteigen. Es ist in dieser gut erhaltenen Anlage noch die klösterliche Atmosphäre lebendig, die sich dem aufgeschlossenen, empfänglichen Besucher mitteilt. Das Münster und der Konventbau mit dem Kreuzgang sind innerhalb der inneren Klostermauer noch von Kornhaus und Mühle, der Pfisterei, dem Langen Bau und Bauhof, der Apotheke, dem Gäste-, Beichtiger-, Forst- und Torwächterhaus umgeben. Auch zwei noch erhaltene Torbauten zeugen von einem blühenden Klosterleben, das erst mit der Säkularisation im Jahr 1803 aufhörte. Die früheren Klöster der Benediktiner und Zisterzienser waren autark. Die Zisterzienser haben sich ganz besonders der Landwirtschaft gewidmet, dies ist auch hier in Heiligkreuztal, das ausgedehnte Wirtschaftsgebäude aufweist, erkenntlich. Wenn auch verschiedene Bauten sehr erneuerungsbedürftig sind, so ist doch wohltuend, daß außer dem an den Nonnenchor anschließenden Flügel, alle Gebäude noch stehen, und daß wenigstens



Das Kloster Heiligkreuztal bei Riedlingen.

Fotos: Wedler

das Münster in den vergangenen Jahren wieder instandgesetzt wurde.

So kann der Besucher in Heiligkreuztal eine Klosteranlage sehen, die sich von den Anfängen im 13. Jahrhundert bis in die Barockzeit organisch entwickelt hat. Vor allem die Äbtissin Veronika von Rietheim (1521—1551) hat in ihrer Amtszeit Bedeutendes geleistet. Das Beginnenhaus in Altheim bei Riedlingen wurde durch die allerdings sagenhafte Gründung des Grafensohnes Ege von Landau (Burg Landau bei Binzwangen) und seiner Schwester als Neusiedlung im Jahr 1227 nach Vallis S. Crucis, wie es von 1231 an hieß, verlegt. In diesem Jahr nahmen die Klosterfrauen unter der Äbtissin Hailwigildis, einer Gräfin von Landau, die Zisterzienserregel an, und 1233 wurde Heiligkreuztal nach einigem Widerstand des Abtes Wilhelm von Citeaux auf Anordnung des Papstes in den Orden aufgenommen.

Das Münster St. Anna, ursprünglich romanisch erstellt, wurde in gotischer Zeit durch zwei Seitenschiffe erweitert und in der Spätgotik eingewölbt und ausgemalt. Der hohe Rechteckchor, der nur durch einen wenig herabgezogenen Triumphbogen vom Schiff getrennt ist, hat nach Osten ein acht Meter hohes Prachtfenster aus den Jahren 1310—1312 mit 20 Darstellungen von Christus, Maria, den Aposteln und Heiligen und der Stifterin, der Äbtissin von Stöffeln. Man muß dieses Fenster betrachten (am besten mit Fernglas), wenn morgens die Sonne darauf steht, dann erkennt man in Linienführung und Farbgebung den Malstil des frühen 14. Jahrhunderts, der sehr stark an die Manessische Liederillustration erinnert.

Die Hingabe an Gott

Um 1340 entstand die Christus-Johannesgruppe, die dem mystischen Geist damaliger Zeit entsprungen ist und in den Nonnenklöstern des alemannischen Raumes sehr beliebt war. Dieses Andachtsbild ist eine Herauslösung aus dem Abendmahls-geschehen und versinnbildlicht die Hingabe an Gott. Reich ausgestattet sind Chor und Kirche mit Fresken aus der gotischen und spätgotischen Zeit, die im wesentlichen sogar auf das erste Drittel des 16. Jahrhunderts zurückgehen und der Hand des berühmten Meisters von Meßkirch entstammen, dessen Stil bei der Madonna und dem hl. Bernhard an den östlichen Pfeilern noch deutlich zu erkennen ist. Interessant ist

auch die Bemalung des Gewölbes mit Blattranken, Blumen, Masken, Tieren, Musikinstrumenten und menschlichen Gestalten.

Auch Hans Multscher, der berühmte Ulmer Bildhauer, hat sich hier verewigt. Die beiden Plastiken seiner Hand, eine Maria Magdalena und eine Barbara sind allerdings heute in der Lorenzkapelle in Rottweil aufbewahrt. Die „Gruppe der Trauernden“ mit Maria, Maria Cleopha, Magdalena und Johannes, und der „kreuztragende Christus“ mit Simon von Cyrene, die ursprünglich zusammengehörten, sind eine Werkstattarbeit, die aber Multschers Einfluß deutlich erkennen lassen. Die Trauernden sind heute im Museum unter der Nonnenempore untergebracht. Die starke Aussagekraft von Leid und Schmerz in Mimik und Geste verbindet die vier Gestalten, die zugleich in der Hoffnung auf Ostern stehen, zu einer großartigen künstlerischen Leistung.

Chorgestühl vom Jahr 1533

Es sollen nicht alle auch noch beachtenswerten Ausstattungsstücke der Kirche erwähnt werden, doch sei noch der Nonnenchor genannt mit seiner schönen, steinernen Maßwerkbrüstung und dem hufeisenförmig angeordneten Chorgestühl vom Jahr 1533, das mit vielen Heiligenfiguren und Tiergestalten geschmückt ist. So wird dieses Gotteshaus und die ganze Klosteranlage dem schauenden und lauschenden Besucher auch ein Ort der Besinnung sein können. Hier ist es möglich, bedeutendes Wesen der Vergangenheit in die Gegenwart zu transponieren, denn der gegenwärtige Mensch ist, auch wenn er es manchmal nicht wahrhaben will, mit seiner Vergangenheit untrennbar verbunden und kann seine Kräfte aus ihr stärken.



Reich ausgestattet sind Chor und Kirche mit Fresken aus der gotischen und spätgotischen Zeit.

Hochsträßwanderung

von Hans Müller

Es gibt viele „Hochsträß“ im Lande. Eines führt von Winterlingen nach Laiz, immer auf der Höhe zwischen der Schmiecha und der Lauchert. Da von beiden Seiten die Täler weit heraufgreifen, kann es kein ganz gerader Weg sein; er muß bald nach O, bald nach W etwas ausweichen. Als auf der Fürstehöhe noch das Aussichtsgestand, war dieses Hochsträß ein vielbegangener Wanderweg. Seine 13,5 km kann man in drei Stunden zurücklegen, wenn das unbedingt sein muß. Außer den seitlichen Abweichungen geht es mehrmals gemächlich auf und ab, nämlich über den Hungerberg bei Benzingen, den Eisberg, den Blättringer Buckel, eine Kuppe beim Neuhaus und die Fürstehöhe. Dann kommt eine ebene Strecke und endlich die 130 m Abstieg nach Laiz, gegen die Donau hin immer steiler. Bis kurz vor die Fürstehöhe wandert man im offenen Gelände, meist zwischen Ackerland mit freiem Weitblick nach allen Seiten.

Das ist durchaus nicht langweilig. Die Täler kommen mit ihrer Bewaldung mehrmals nahe heran. Rechts über dem Schmiechatal grüßt das hochgelegene Frohnstetten herüber, dessen Markung ein gutes Stück über das Tal herüberkommt. Links sieht man über der Lauchert drüben in noch etwas höherer Lage Teile des Ortes Hoch-

berg. Aber man muß auch zurückschauen. Da gewahrt man den weit entfernten Kirchturm (und neuerdings einen Wasserturm) von Inneringen. Diesseits der Lauchert, hinter Benzingen, liegt stattlich Harthausen und dahinter der Lieshof und der Birkhof. Ja, sogar von Ebingen sieht man etwas, nämlich die 12 km entfernte Landmarke des Schmelboch mit seinem mächtigen Hochwald. Das Schönste aber sind die geheimnisvollen, tiefen, dunklen Taleinschnitte. Jeder einzelne lohnt die kleine Mühe eines Spaziergangs als Abstecher von unserer Wanderstrecke bei passender Gelegenheit. Die Straßberger Bucht leitet den überraschten Blick zwischen die Ebinger Berge hinein. Das kleine und das große Mühlthal (oder auch Bühltal) führen zur unteren Straßberger Mühle, dem jetzigen Tailfinger Wasserwerk Gretsbrunnen. Hoch über ihm thronen die herrlichen Kapfelsen mit ihrer Steppenheide-Flora.

Auch das Kaiseringer Tal mit dem Dickeloch ist hübsch; aber noch schöner ist ein Gang über den waldreichen Mühlberg hinunter zu den Schmeienhöfen, unten mit wunderschönen Fels- und Talformen und einer alten Steinbrücke, die mitsamt ihrer Umgebung nach einem Bild von Ludwig Richter gebaut sein könnte. Mit drei Zipfeln folgt das etwas düstere Kalktal mit

vielen Arten Flechten an den Bäumen und dann ein Waldwiesentälchen am Kornberg. Wo die Schmiecha bei Storzungen die große Schleife macht, kommt ein ganzes Gewirr von Tälchen vom Hochsträß herab. Oben stehen stattliche grünsilberne Mehlbeerbäume. Nach einem weiteren kleinen Tal folgen mit vier Zipfeln die „Rauhen Täler“, deren Felsregionen allen Ernstes einen Vergleich mit der Donau aushalten. Dann münden noch bei Ober- und Unterschmeien recht empfehlenswerte, abwechslungsreiche Talstrecken, eine felsreiche, zwei offene und eine „durchwachsene“.

Die Lauchertseite steht alledem in nichts nach, nur ist sie etwas komplizierter gebaut. Über Benzingen geht die stillgewordene alte Straße nach Veringendorf. Wenig südlich von ihr findet man leicht den Eingang in das romantische Tannental. Von der idyllischen Blättringer Feldkapelle geht es in den Nagelschmiedhau und etwas weiter südlich ins Blättringer Tal und parallel dazu ins Schneckental. Alle drei gehen durch prächtigen Hochwald; alle drei stoßen auf das „tertiäre Laucherttal“, ein köstliches Fleckchen Landschaft mit spannender Entstehungsgeschichte. (Lauchert - Grabenbruch.) Am Großwieshof beginnt ein Waldtal zum Nollhof. Dann kommt das Berberstal. Den Schluß macht das nette Antoniustal mit dem schmalen Felsenausgang und dann das offene Gorheimer Tal. Das sind 25 lohnende Abstecher vom Hochsträß. Dieses selber nimmt die erhitzten Wanderer bei der Fürstenhöhe nun auch in den kühlenden Wald auf, den musterhaften, mit guten Wegen versehenen Sigmaringer und Laizer Forst. Wo man vor Laiz aus dem Forst tritt, ist der Blick über die weite Donau-Aue für unabgestumpfte Gemüter überwältigend.

Der Wanderer ist zufrieden, wenn er weiß, daß er auf dem breiten Buckel der Alb dahingeht, daß er die Orte im Umkreis nennen kann und daß ihn gerade zur rechten Zeit der schützende Wald aufnimmt und — das soll er auch! Aber da gibt es so wunderfitzige Kerle, die wollen wissen, welchen Untergrund sie unter den Füßen haben und was sich daraus alles ergibt. Man wirft ihnen vor, das sei viel zu schwer — oder zu einfach, je nach Stimmung. Aber sie unterhalten sich so wohlgenut mit den Steinen, daß sie glauben damit könne man auch anderen Leuten eine Freude machen. Beispielsweise mit den vielen Millionen „versteinerter Kartoffeln“ von Winterlingen bis zum Neuhaus. Im Mittelalter hätte man sie wohl als „Strafe Gottes“ angesehen für jene Bäuerin, die im Hungerjahr 1947 nicht ein einziges Pfund verkaufte, obwohl sie ein ganzes Wohnzimmer (!) voll hatte. Aber so hartherzig sind nur Menschen; der Schöpfer „strafft“ nicht aus Rache. Nein, die braunen „Rollsteine“, die man mit dem Messer ritzen kann, sind Kalksteine, die ein ehemaliger Wasserlauf hergeschleppt hat — die Ur-Schmiecha oder ein Bach durchs Bitz-Winterlinger Tal — und heißen „Juranagelfluh“. Sie können auch Kohlrübengröße haben oder sogar Form und Ausmaß eines Brotlaibs. Wenn man diese ganz großen noch vor 20 Jahren nicht als Transportgut eines Fließchens anerkennen wollte, wurde man von einem hohen Fachmann mit einem Fragezeichen bedacht. Aber die damalige Bedenklichkeit war dennoch richtig.

Das Geologische Landesamt spricht heute von „Schichtfluten tropischer Regengüsse“. Und die hatten „wir“ in der Torton-Epoche des Tertiär-Zeitalters (vor 20 Millionen Jahren) vor der Steinstufe des Winterlinger Fachbergs. Wichtiger für die Landwirtschaft sind die Mergelmassen, in welche diese Gerölle eingebettet sind und die auch vom Wasser angeschwemmt wurden, bis zu einer Dicke von 40 Metern! Das gibt die einheitlichen Ackerflächen bis zum Neuhaus. Der

Name „Hungerberg“ ist so gesehen nicht berechtigt. Auf ihm wachsen sogar sehr schöne Kartoffeln, „die man mit dem Messer schneiden kann“. Die Flurnamen heißen ab Winterlingen: Hofacker, Birkhauacker, Gauäcker, Straßäcker, Brunnenäcker. In der Mergeldecke der Juranagelfluh sammelt sich etwas Wasser, das an manchen kleinen Böschungen austritt. So rund um das Winterlinger Ried, wo noch zwei Weiher zu sehen sind und um 1700 sogar eine Mühle gebaut wurde, die dann zum Pumpwerk wurde. Ferner in den Bärtleswiesen und am Huizenbrünnele. Auf Benzinger Markung auf Flur Deutenbronn und beim Neuhaus in den Brunnenäckern.

Bei den Höfen Neuhaus und Rauschberg hat die Juranagelfluh aufgehört, aber eine kleine „Zementmergeldecke“ ermöglicht noch etwas Ackerbau. Wo aber gegen die Fürstenhöhe die „Hangenden Bankkalke“ einsetzen, — der Name sagt alles — da ist der Wald an seinem rechten Platz. Der Pflug würde auf „Teufels Hirnschale“ stoßen. Mitten in dieser Kalksteinregion, die bewaldet bis kurz vor Laiz weitergeht, liegt beim Großwieshof ein riesiger Fleck mit Geröllen, die man „nicht mit dem Messer ritzen kann“. Eine Ur-Donau, die (wahrscheinlich) in dieser Höhe von 725 m „einmal“ floß, hat sie aus dem Schwarzwald und mit ihren Nebenflüssen aus den Alpen mitgebracht. Das „einmal“ war in der Pliozän-Zeit (vor etwa 12 Millionen Jahren) — nach dem derzeitigen Stande der Forschung. Kurz vor Laiz hat die Riß-Eiszeit (vor etwa 200 000 Jahren) ihre Moränenreste hinterlassen, auch wieder mit sehr hartem Material, aber nicht mehr so schön rund und diesmal in Geschiebemergel eingebettet. Alle diese Besonderheiten liegen deckenartig auf dem durchgehenden, breiten, harten Rücken der „Weißjura-Felsenkalke“. Es ist aufreizend lehrreich!

Das Hochsträß soll in irgendeiner Zukunft ein Teil der B 463 werden. Kein übler Gedanke, aber schon mehr als 2000 Jahre alt. Der von Winterlingen bis Laiz durchgehende Albvereinsweg wird sich „in die Büsche schlagen“ müssen, wenn er nicht ganz auffliegen soll. Vor der „Fürstenhöhe“ heißt ein Stück unserer Wanderstrecke „Kutschenweg“. Wohl aus der Zeit, da die Fürsten alles waren und das Volk „halten zu Gnaden“ sagen mußte. Außer „Hochsträß“ findet man auf den Karten „Hochgesträß“, das vornehme „Hochstraße“ und das Wort „Römerstraße“. Dicht bei Winterlingen heißt es „Herdweg“, was auf einen Viehtrieb bis vor 100 Jahren hindeutet. Im Mittelalter und einem Teil der Neuzeit wurde das Hochsträß befahren. Denn die Römer hatten wie überall im Straßenbau gute Arbeit geleistet, und man brauchte nachher viele Jahrhunderte, bis man so eine Straße zuschanden gefahren hatte.

Im Jahr 74 n. Chr. bekam der Feldherr Pinarius Clemens den Befehl, das keltische Land zwischen der obersten Donau und dem Oberrhein zu besetzen und durch Nachschubstraßen zu sichern. Zwischen Laiz und Inzigkofen muß damals ein Kastell gewesen sein und durch die Donau zunächst nur eine Furt. Eine Römerstraße kam von Tuttlingen und ging südlich der Donau weiter nach Günzburg. Nun wurde von Laiz nach NNW gebaut, in der üblichen geraden Linie. Das ist auf die ersten 3 km heute noch gut zu sehen. Aber auch von da ab dürfte die Straße gerader verlaufen sein als der jetzige Weg. Der Höhenrücken war ideal: übersichtlich, gut zu verteidigen, trocken, steinig und fest im Untergrund. Sollten die Flurnamen „Weintal“ an der Römerstraße bei Unterschmeien und „Weinstetten“ südlich Winterlingen auf Weinbau deuten, den die Römer ja eingeführt haben, so frage man nicht nach der Qualität! Dicht vor Winterlingen stand ein Rasthaus mit Holzbaracken und einer Zisterne.

Hier gabelte sich die Straße in einen Zweig Bitz—Burladingen und einen Zweig Straßberg—Ebingen. Winterlingen lag bis vor wenigen Jahren noch in dieser Gabel; die westliche Abzweigung heißt im Ort „Römerstraße“. Es wurden in Winterlingen auch einige römische Funde geborgen. Bei Benzingen ließ sich ein römischer Veteran ein Bauerngut (villa) bauen. Die Ebinger Römerstraße wurde bis Sulz durchgeführt. Vor den Römern trieben die Kelten Handel und befuhren Wege. Der „Schiedweg“ von Winterlingen ins Degerfeld wird als vorrömisch angesehen und ist die natürliche Fortsetzung des Hochsträß. So alte Wege wurden öfter später zu Markungsgrenzen, was für die beiden genannten an mehreren Stellen zutrifft. Natürlich haben die Römer ältere Wege mitbenutzt, soweit es in ihren Plänen lag. — Das Straßenbauamt, das die B 463 über das Hochsträß verlegen wird, tappt in den Fußstapfen des Pinarius Clemens, wenn nicht noch Älterer.

Zunächst aber noch eine Weile wir Wanderer!

Wachholder

Juniperus communis



Unter den Nadelhölzern (Coniferen) bildet unser schöner Wachholderstrauch eine Ausnahme, weil er zweihäusig ist, d. h. männliche und weibliche Blüten jeweils auf verschiedenen Sträuchern sitzen. Nur die weiblichen tragen deshalb die grünen und schwarzen beerenartigen Scheinfrüchte. Diese schwarzen Scheinbeeren, die erst nach zwei Jahren reifen, haben eine blauschimmernde, dünne Wachsschicht als Schutzüberzug und enthalten ein ätherisches Öl, viel Zucker und Mineralstoffe.

Die Verwendung dieser „Beeren“ im Sauerkraut ist weit verbreitet. Aber auch die Nadeln und das Holz enthalten Wirkstoffe, die in einem Absud gern zur Linderung und Beseitigung rheumatischer Schmerzen angewandt werden. Die Zweige nimmt man auch zum Räuchern von Fleisch- und Wurstwaren, um diesen einen angenehmen Geruch und Geschmack zu verleihen, den gerade die ätherischen Öle vermitteln.

Die Albheide, die oft noch als Schafweide benützt wird, wird vielfach durch den Wachholder belebt und bekommt durch ihn ihre eigenen Akzente. Nicht selten sieht man Büsche von 5 bis 8 m Höhe, aber sie erreichen auch 10 und mehr Meter. Die spitzen Nadeln schützen ihn vor Tierfraß.

„Juniperus“ nennt Viktor Scheffel eine seiner historischen Erzählungen, die im Hegau und in der Wutachschlucht ihren

K. Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Heimatkundliche Blätter



für den Kreis
Balingen



Jahrgang 16

31. Oktober 1969

Nr. 10

Gesellschaft und Höhere Schule einst und jetzt

(mit besonderer Berücksichtigung von Balingen)

Vortrag am 17. September 1969 in der Festwoche zur Einweihung des neuen Gymnasiums
von Dr. Wilhelm Foth

I. Einleitung

Schulgeschichte ist Kulturgeschichte, und Kulturgeschichte ist zugleich Spiegel der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Zustände einer Epoche. Auch ohne Marxist zu sein, wird man doch zugeben müssen, daß die geistigen Bewegungen nicht im luftleeren Raum entstehen und ablaufen, sondern in engen Beziehungen zu den ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnissen der jeweiligen Zeit stehen.

Zu allen Zeiten hat die Gesellschaft ihre Anforderungen an die Schule, an das Erziehungswesen ganz allgemein, gestellt und die Ziele mehr oder weniger deutlich formuliert, nach denen die folgende Generation erzogen werden sollte.

„Die Höhere Schule hat die Aufgabe, die Jugend durch Wissensvermittlung und Charakterbildung für das Leben zu erziehen und für das Studium an den Hochschulen vorzubereiten. Diese Bildung der jungen Menschen vollzieht sich wesentlich in der Begegnung mit dem Kulturgut des Christlichen Abendlandes.“

Mit diesen einleitenden und — wie man doch wohl sagen darf — recht verschwommenen Worten umschreibt der noch gültige Lehrplan von 1957 die Aufgabe der Gymnasien unseres Bundeslandes. Immerhin sind einige Stichworte genannt: „Wissensvermittlung“, „Charakterbildung“, „Kulturgut des christlichen Abendlandes“. Aber was versteht man darunter? Wer setzt fest, welches Wissen zu vermitteln ist, welches Charakterbild als Leitbild dient? Das sagt der Lehrplan nicht, aber letztlich ist es die jeweilige Gesellschaft, die die Zielvorstellungen der Schule entwirft. Und da sich die Gesellschaftsstruktur beständig wandelt, wandelt sich auch die Schule mit ihr.

Wenn dieser Vortrag im Rahmen der Festwoche des Gymnasiums einen Sinn haben soll, dann doch wohl den, diese gesellschaftlichen Zusammenhänge in der Geschichte unserer Höheren Schule, die weit hin unbekannt sind, aufzuhellen und dadurch zum Verständnis unserer heutigen Schulprobleme, die wiederum zum Teil in gesellschaftlichen Veränderungen begründet sind, beizutragen.

Befürchten Sie nicht, daß ich heute abend die ganze Geschichte des deutschen Erziehungswesens abhandeln will. Dazu wäre hier weder der richtige Ort noch genügend Zeit. Ich will vielmehr versuchen, die Wendepunkte in der geschichtlichen Entwicklung der Höheren Schule darzustellen und die dazwischenliegenden Zeiträume nur cursorisch zu behandeln. Es ist selbstverständlich, daß ich mein Thema nicht auf Balingen beschränken kann. Um den örtlichen Bezug herzustellen, will ich aber das allgemeine Thema durch Beispiele aus unserer Stadt verdeutlichen.

II. Das Schulwesen des Mittelalters

Die Geschichte des Höheren Schulwesens in Deutschland ist, grob gesprochen, in zwei Hauptabschnitte zu gliedern:

1. in die Zeit des Mittelalters, das, wie wir sehen werden, im Bereich der Schule (wie in anderen Bereichen auch) nicht bis 1500, sondern bis etwa 1800 dauert;

2. in die Zeit von 1800 bis heute, die das moderne Schulwesen hervorgebracht hat.

Vielleicht erkennen Historiker späterer Zeiten, daß wir uns heute bereits in einer dritten Epoche befinden.

Natürlich sind die Übergänge zwischen den Epochen fließend, natürlich lebte noch das Alte fort, während sich das Neue schon durchgesetzt hatte, aber im großen ganzen ist der Einschnitt an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert der tiefste Einschnitt in der bisherigen Geschichte der Höheren Schule.

Die Gesellschaft des Mittelalters

Wie sah nun die Gesellschaftsstruktur des Mittelalters aus? Es handelt sich um eine ständische Gesellschaft, bestehend aus Adel, Geistlichkeit, Bürger- und Bauerntum.

Das Lebensideal dieser Gesellschaft ist „das ganze Haus“, eine Lebensgemeinschaft und ein Sozialgebilde eigener Art. Im „ganzen Haus“ leben der „Hausvater“, seine „Ehewirtin“, seine Kinder und unverheirateten Blutsverwandten, seine Knechte und Mägde zusammen. An der Spitze steht der „Hausvater“; nur er genießt gewisse politische Rechte; er allein ist für das Geschehen in seinem Haus, für das Leben aller seiner Hausgenossen verantwortlich. Er sorgt „für alle Notdurft und Nahrung dieses Leibes und Lebens“, „für Essen und Trinken, Haus und Hof, Äcker, Vieh und alle Güter“, er hat sie „wider alle Fährlichkeit“ zu beschirmen und „vor allem Übel“ zu behüten und zu bewahren, wie es nach Luthers Katechismus Gott „aus lauter väterlicher Güte“ mit den Menschen tut.

Ein solches Haus bildet nach Meinung der Zeit eine von Gott geordnete und verordnete Lebensgemeinschaft, in der jeder Hausgenosse seinen festen Platz, seine feste Ordnung und dementsprechend seinen Aufgabenbereich hat.

Die Grundstruktur dieser Lebensgemeinschaft bleibt bei Bürger und Bauer die gleiche, lebt doch der Handwerker mit seinen Gesellen der Kaufmann mit seinen Knechten und Dienern ebenso zusammen wie der Bauer mit seinem Gesinde. Und auch der Adelshof ist nicht grundsätzlich davon unterschieden.

Diese Hausgemeinschaft ist zugleich ein Abbild der großen Gesellschaft: Über den „Hausvätern“ thront der „Landesvater“, der wiederum „Gottvater“ verantwortlich ist. Der Staat ist nicht ein abstraktes Wesen,

wie wir ihn heute auffassen, sondern er ist in der Gestalt der Hausväter bis hinauf zum Landesvater „leibhaftig“ gegenwärtig.

Für den in dieser Lebensgemeinschaft Heranwachsenden fallen Lebens-, Erlebnis- und Erziehungswelt zusammen. Er lebt in einer durch jahrhundertalte Muster strukturierten Gemeinschaft und wird so gehalten, daß er sich dieser Welt möglichst vollkommen einpaßt. Die Erziehung vollzieht sich weniger nach bewußten und geplanten Maßnahmen, als vielmehr nach überkommener Sitte, in der bereits die Vorfahren aufgewachsen sind. Dadurch lebt sich das Kind in die Grundhaltung und Grundeinstellung sowie in die einzelnen Tätigkeiten der Hausgemeinschaft ein.

Der entscheidende Einschnitt ist die geistig-christliche Mündigkeit, d. h. Erstkommunion bzw. Konfirmation. Der Schulunterricht hat dementsprechend die Aufgabe ins Christentum einzuführen und es praktisch einzuüben. Die Bibel enthält alles, wessen der Unterricht bedarf: Sie dient zum Lesen- und Schreibenlernen, zum Nachdenken und zum Auswendiglernen.

Da der Heranwachsende sich durch seinen Stand in einen bestimmten Lebens- und damit Aufgabenkreis eingeordnet sieht, bleiben Fragen, die über den eigenen Standes- und damit Lebens- und Entscheidungshorizont hinausreichen, zur Beantwortung den von Gott dazu verordneten anderen Ständen aufgegeben. Es kann für ihn in einer derart geordneten Gesellschaft kaum zu inneren Konflikten kommen: Jedem bleibt sein Verantwortungsbereich durch Stand und Herkommen von Gott zugewiesen. Damit ist er aber zugleich auch von Entscheidungen und Verantwortungen entlastet, die anderen Ständen zugeordnet sind.

Die Erziehung im Mittelalter

Am gleichförmigsten bleibt Jahrhunderte hindurch die Erziehung in der bäuerlichen Lebenswelt. Sie konnte sich unverändert erhalten, weil die Gegebenheiten der Natur und der bäuerlichen Technik fast unverändert blieben. Bis an die Schwelle unseres Jahrhunderts wird der bäuerliche Nachwuchs von frühester Jugend an entsprechend der jeweiligen körperlichen Leistungsfähigkeit in die auf langer Erfahrung beruhenden Gewohnheiten eingeführt; sie werden ihm nicht eigentlich vorgemacht, sondern er wird in sie von klein auf einbezogen. Neuerungen, die im Grunde als Eingriffe in das Ganze der überlieferten Welt angesehen werden, werden abgelehnt.

Die Erziehung des Handwerkers und Kaufmanns erfolgt bewußter. Mag die Grundeinführung auch unbewußt in der väterlichen Werkstatt oder im väterlichen Kontor erfolgen — die eigentliche Berufsausbildung erfolgt durch einen fremden

Meister, in dessen Familie, in dessen „Haus“ der Lehrling aufgenommen wird. Die eigentliche Berufsausbildung geschieht zwar durch bewußte Anleitung, aber eine wissenschaftliche Durchdringung des „Warum“, die Anleitung durch einen „Lehrer“ erfolgt nicht.

Wie sieht es nun mit der Erziehung des Gelehrtenstandes aus? — Es gibt im ganzen Mittelalter nur eine einzige „gelehrte“ Bildung, und das ist die klerikale Bildung. Die römische Kultur überlebte die römische Herrschaft — die Sprache der Kirche, ja die Sprache Gottes, war das Lateinische. Die Priester sprechen diese Sprache, mit der sie an der geistigen Welt der Offenbarung und ihrer Deutung in Theologie und Wissenschaft teilnehmen. Die Priester sind also die Hüter der Kultur.

Und diese Sprache, das Latein, wird für fast ein Jahrtausend, die Sprache der Gebildeten. Der Unterricht war vor der Reformation rein auf den geistlichen Beruf ausgerichtet. Was mußte der angehende Geistliche lernen? Die lateinische Sprache, die Kirchenmusik bzw. den Kirchengesang und das Berechnen der kirchlichen Feiertage, kurz die sogenannten sieben freien Künste. Eine eigentliche religiöse Unterweisung erfolgte nicht — das ganze Leben war so religiös durchtränkt, daß die religiöse Erziehung gleichsam nebenher, in der Familie und in den anderen Unterrichtsfächern erfolgte. Auch die Reformation änderte daran nichts Grundsätzliches, obwohl die allgemeine Menschenbildung stärker in den Vordergrund trat. So war die Aufgabe der städtischen Lateinschulen im Grund keine andere als die der Kloster- und Domschulen. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts trägt die ganze Gemeinde, die politische wie die kirchliche, die Lateinschule, die somit mitten in der „Welt“ steht.

Die Balingen Lateinschule

Es ist kein Zufall, daß die Balingen Lateinschule 1277 in einer Klosterurkunde erstmalig genannt wird, daß die lateinischen Schulmeister in Balingen wie anderswo Geistliche waren und das Schulamt oft nur als Durchgangsstadium zum Pfarramt betrachteten, daß die örtliche Schulaufsicht beim Spezial, d. h. beim Dekan lag, daß die Balingen Schüler regelmäßig den Chorgesang bei den Gottesdiensten übernehmen mußten, daß auch nach der Reformation Herzog Christoph 1559 das Schulwesen seines Landes in einem Abschnitt der Großen Kirchenordnung regelte, daß die zentrale Schulbehörde des Landes der herzogliche Kirchenrat und das Konsistorium war, daß der Unterhalt der Schule aus dem (nach der Reformation verstaatlichten) Kirchengut erfolgte. Die Balingen Lateinschule war, wie alle anderen auch, eine rein geistliche Anstalt — kulturelles Leben gab es nur in der kirchlichen Prägung.

Über die örtlichen Lateinschulen, die es in jeder württembergischen Amtsstadt gab, wie z. B. auch im kleinen Rosenfeld, erhoben sich für die fortgeschrittenen Schüler die Klosterschulen, anfangs 13, die aus den württembergischen Mannsklöstern entstanden waren. Nur solche Knaben wurden aufgenommen, die sich verpflichteten, „Kirchendiener zum Predigt- und Lehramt“ zu werden; weltliche Berufe konnten nicht ergriffen werden. Über diesen Klosterschulen, in denen die klösterliche Lebensordnung und Disziplin weithin erhalten blieben, stand das Tübinger Stift.

Über die Aufnahme in all diese Schulen entschied in Württemberg nicht der Stand oder die Protektion (wie in den meisten deutschen Ländern), sondern ein strenges Prüfungswesen. Der Aufstieg zum Gelehrtenstand war in Württemberg jedem Talent offen — schon die Große Kirchenordnung

sprach aus, daß man es vor Gott nicht verantworten könne, „fruchtbare und fähige ingenia“ verkümmern zu lassen. Das Landexamen, sprichwörtlich bis zum heutigen Tag, das über den Eintritt in die Klosterschulen bzw. evangelischen Seminare entschied, war die Instanz, nach der sich die Anforderungen der Lateinschulen ausrichteten.

Diese Organisation erlebte zwar in den nächsten Jahrzehnten und Jahrhunderten mannigfache Abänderungen: Die Zahl der Klosterschulen wurde allmählich auf vier verringert, in Stuttgart wurde 1686 das (weltliche) „Gymnasium illustre“ gegründet, wie solche auch in den umliegenden Reichsstädten Ulm, Schwäbisch Hall, Heilbronn bestanden. Aber die etwa 50 Lateinschulen, meist ein- oder zweiklassig wie die in Balingen, veränderten sich fast nicht, und besondere Hofmeisterschulen für den Adel gab es in Württemberg nicht, denn hier gab es keinen landständischen Adel mehr. So blieben die Lateinschulen bis ins 18. Jahrhundert hinein Hilfsanstalten der Kirche. Die Geistlichen bilden, pointiert ausgedrückt, in ihnen ihren Nachwuchs heran, und zwar aus den eigenen Reihen, den Pfarrfamilien, und aus den unteren Schichten. Das ist in diesen Jahrhunderten die Form des sozialen Aufstiegs. Und wenn manche Schüler auch nicht Geistliche, sondern Richter und Ärzte werden, so zeigt das nur, daß die Ämter des Richters und des Arztes und des Verwaltungsbeamten aus dem Amt des Glaubens ihren Auftrag erhalten. So besteht zwischen Kirche und Schule einerseits, Schule und Gesellschaft andererseits, eine erstaunliche Harmonie bis ins 18. Jahrhundert hinein. Die Höhere Schule, um es zu wiederholen, steht im Dienstverhältnis zur Kirche, ja ist eine Einrichtung der Kirche.

Daß viele Balingen Schüler nicht über die Bildungsstufe hinausstrebten, die in Balingen geboten war, und dann statt in geistliche in praktische Berufe, d. h. in Handwerkerberufe, eintraten, ändert an obiger Feststellung nichts Grundsätzliches — es handelt sich höchstens um die damalige Form der abgebrochenen Bildung.

III. Die Entstehung der modernen Höheren Schule in Aufklärung und Neuhumanismus

„Die Zeit zeigte sich nie gewaltiger und vernichtender in ihren Wirkungen. 10 Jahre sind jetzt mehr als ehemals 100, es ereignet sich täglich soviel Neues in der Welt, daß man eines über dem anderen vergessen muß, wenn man nicht mit der Feder in der Hand leben will. Der 20jährige Jüngling ist reicher an Erfahrungen, hat zehnfach mehr Wichtiges und Folgenreiches erlebt als sein Großvater, der vor 40 Jahren als ein 80jähriger Greis sanft im Herrn entschlief.“ Mit diesen so modern anmutenden Worten kennzeichnete Johanna Schopen-

hauer, die Mutter des Philosophen, in ihren 1839 posthum erschienenen Lebenserinnerungen den Geist der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert.

Und Niebuhr, der bekannte Historiker, schreibt in etwa denselben Jahren im Rückblick auf seine Zeit: „Man bewegt sich überall mit viel größerer Leichtigkeit; die Lebensumstände waren nicht mehr so fest gesondert... und Verheiratungen unter sonst geschiedenen Klassen wurden immer gewöhnlicher.“

Alexander von Humboldt, der große Naturforscher, hebt besonders die kritische, wissenschaftlich bestimmte Haltung hervor, die alles, das Überkommene wie das jüngst Erfahrene und Erforschte, einer stets erneuerten Kritik unterwirft.

Alle geistig Aufgeschlossenen der Zeit haben den Eindruck, an einer Wende zu leben, eine neue Epoche heraufsteigen zu sehen.

Die Gesellschaft wandelt sich

Worin bestand eigentlich der gesellschaftliche Wandel dieser Zeit? Die Aufklärung legte an alles die Sonde der kritischen Vernunft, und postulierte die Freiheit und Gleichheit der Menschen, die, wie es Kant formulierte, aus ihrer „selbstverschuldeten Unmündigkeit heraustreten“ sollten. Damit war die ständisch gegliederte Gesellschaft mit ihren Privilegien, die sich aus dem Mittelalter ins 18. Jahrhundert gerettet hatte, grundsätzlich in Frage gestellt.

In Frage gestellt war sie aber auch durch die wirtschaftliche Entwicklung. Schon im Merkantilismus waren, um den steigenden Warenbedarf sicherzustellen, Manufakturen gegründet worden, im Grund Fabriken ohne Maschinen, aber mit weitgehender Arbeitsteilung. Diese Manufakturen liefen den alten Vorstellungen vom Handwerker, der ein Produkt ganz, d. h. in allen Arbeitsgängen, herstellt, straks zuwider und bahnten eine weitgehende Spezialisierung an. Zahlreiche neue Erfindungen, wie z. B. die Dampfmaschine (sie ist heuer genau 200 Jahre alt), leiteten zur Massenfabrikation über. Die alte ständische Gesellschaft, besonders die Zunftordnung der Handwerker, wehrte sich gegen diese Entwicklung, doch vergeblich.

In der Zeit der Französischen Revolution und in den nächsten Jahren danach fielen die alten Privilegien — die ständische Gesellschaft gehörte der Vergangenheit an. Bauernbefreiung, Städteordnung, Handwerkerordnung, Judenemanzipation, sind einige Etappen auf dem Weg der Befreiung aus den alten ständischen Fesseln: Nicht mehr der durch Geburt erhaltene Stand sollte über den Lebensweg entscheiden, sondern jeder einzelne selbst in eigener Verantwortung, auf Grund seiner eigenen Tüchtigkeit.

(Fortsetzung folgt)

Die Bodencatena im Landkreis Balingen

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Für unser Wort „Boden“ fehlt es je nach der Betrachtungsweise nicht an Definitionen: „Die oberste, landwirtschaftlich genutzte Schicht der Erde“; „Die belebte Verwitterungshaut der Erdkruste“; „Die lokkere Zerfallsrinde der Gesteinsverwitterung“; „Eine der wichtigsten Naturgrundlagen, im ökologischen Sinn der pflanzentragende Teil der Erdrinde“; „Ein offenes System von Standortsfaktoren“; „Das Produkt aus geologischem Substrat und Um-

weltseinflüssen“; „Eine dynamische Zeitmarke der Landschaftsgenetik“.

Liest man in einschlägigen Beschreibungen über die Böden nach — etwa in der Beschreibung des Landkreises Balingen — dann findet man viele Angaben, die auf die oben genannten Definitionen Bezug nehmen, gleichzeitig begegnet man aber zahlreichen bodenkundlichen Fachausdrücken, die weder sachlich noch sprachlich ohne weiteres verständlich sind. Oder sind etwa

„podsolige Pseudogleie“ oder „Tonmergel-Protorendzinen“ oder „kolluvialer Mull“ oder „Lichser“ geläufige Begriffe?

Das Wort „catena“ bedeutet „Kette“, eine Reihe von Kettengliedern, in der Bodenkunde eine Abfolge von Bodentypen. Mit der Beschreibung der Bodencatena wird also angegeben, wie sich räumlich und zeitlich gewisse Bodentypen über ein Landschaftsgebiet verteilen. Je nach dem Vorhandensein von Bodenkolloiden, von bindigen Stoffen wie Lehm und Ton, unterscheidet man leichte, mittlere und schwere Bodenarten, wissenschaftlich „Bodentextur“ je nach den Korngruppen. Analog den geologischen Schichten innerhalb der Formationen — z. B. Lias Alpha drei im Schwarzen Jura — hat man es anlässlich der „Ansprache von Horizonten“ in der Bodenkunde mit „Lagen“ im Profil zu tun, die durch bodenbildende Prozesse entstanden sind. Das „Profil“, allgemein die Seitenansicht oder der Längs- oder Querschnitt, wird bei Bodenuntersuchungen deutlich, wenn man hinabräht und z. B. bei einem Straßeneinschnitt Erd- und Gesteinsstockwerke übereinander entdeckt, die sich durch Farbe, Struktur, Feuchtigkeit usw. voneinander unterscheiden.

Diese Merkmale sind nicht zufällige, weil sie eng mit der Entstehung und Weiterentwicklung des Bodens zusammenhängen. Wo Granit oder Jurakalk oder sonstiges Gestein „ausbeißt“, also offenliegt und unmittelbar mit Luft und Feuchtigkeit in Berührung kommt, ist zunächst noch kein Boden vorhanden, aber dessen Bildung eingeleitet: Der Fels kann mit Flechten bewachsen sein, es kommt zum Abbau organischer Substanz, bei dem neben Wasser und Luft, kurz neben Auswirkungen des Klimas, vor allem riesige Mengen von Mikroorganismen mechanisch und chemisch tätig sind. Man rechnet etwa vier Millionen Bakterien auf ein Gramm Gartenerde, somit ungefähr 800 kg Bodenbakterien auf ein Hektar Bodenfläche. Bei „Mineralböden“ ist die Gesteinsverwitterung einschließlich der Wirkung von Schwerkraft, Wasser, Eis und Wind vorherrschend, für „Organische Böden“ wird die Mitarbeit lebender und toter Organismen wichtig. Der Boden wird von Klima und Untergrund geprägt, er ist gleichsam eine von Wurzeln, Kleintieren und Verwesungsprodukten durchsetzte lokkere Zwischenschicht zwischen dem Außen, den Grenzflächen der Atmosphären, und dem sich ebenfalls ständig wandelnden Gesteinsuntergrund, auf dem er aufbaut. Die Bodenkunde unterscheidet deshalb drei Haupthorizonte: Den Oberboden (den humusführenden A-Horizont), den Unterboden (den Verwitterungshorizont B) und den Untergrund (den C-Horizont, bei uns meist nicht das Gestein, sondern eiszeitlicher Wanderschutt). Der „Humus“ ist eine wesentliche Grundlage der Bodenfruchtbarkeit; erstrebt wir! stabiler Dauerhumus, Bodengare, biologisch aktiver Mutterboden und wie immer man die optimalen Stadien und Effekte bei der Zersetzung organischer Substanz im Boden benennt. Zu den bodenbildenden Prozessen zählt die Gesteinszerkleinerung etwa durch Frost; die Gesteinsverlagerung durch Wasser und Wind; die biologische Stoffumwandlung durch Humifizierung; die chemische Verwitterung und die sich z. B. als Bleichung oder Stauwasserbildung auswirkende Sickerung. Alle diese Vorgänge sind Stufen einer Entwicklung, die den Boden vom rohen Substrat zu einem mehr oder weniger erwünschten Endzustand führt. Die „Bodentypen“, auch von Höhenzonen und Großklima abhängig, entsprechen den Phasen dieses Prozesses. Auf der Schwäbischen Alb benötigte ein cm Bodenschicht aus Kalkverwitterungslehm zu ihrer Ausformung etwa 3000 Jahre.

Daß slawische Wissenschaftler stark an der modernen Bodenforschung beteiligt sind, hat dazu geführt, daß zahlreiche Fachausdrücke z. B. aus dem Russischen, Polnischen und Tschechischen stammen. Dafür einige Beispiele: „Syrosém“ = Rohboden; „Tschernosém“ = Schwarzerde; „Rendzina“ = Kratzer, Raschler, d. h. Pflug scharrt auf ähnlichem Gesteinsuntergrund. „Podsol“ = Ascheboden, wobei „solum“ (lat.) = Boden. „Smonitza“ = Auen-schwarzerde; „Rambla“ = Auenrohboden; „Vega“ = Auenbraunerde; „Borowina“ = Auenrendzina.

Griechischen Ursprungs sind Bezeichnungen wie „Pelosól“ = Tonboden; „Sapropél“ = Faulschlamm; „autochthón“ = bodenständig, einheimisch; „Edaphón“ = Gesamtheit der Bodenlebewesen; „Trophíe“ = Nährstoffangebot des Bodens für die Pflanze (óligo = wenig, meso = mittel, eu = gut); „pseudo“ = falsch, unecht; „para.“ = neben, ähnlich wie...; „Polyeder“ = Vielfach, kantig; „kolloid“ = leimähnlich; „allochthón“ = fremdbürtig, auswärtig; „prótos“ = Erster, Rohform.

Aus dem Lateinischen stammen bodenkundliche Ausdrücke wie „Eluvialhorizont“ = Auswaschungs-Hor.; „Illuvial“ = eingeschwemmt, angereichert; „Kapillaren“ = Haarröhrchen, Feinadern; „Kohärenzgefüge“ = betonartiger Zusammenhalt; „Konkretion“ = Klumpenbildung; „Perkolat“ = Stoffwanderung; „Reliktboden“ = fossile Bodenreste; „Stagnogley“ = Rohhumus durch Staunässe, wobei „gley“ (russ.) = „clay“ (engl.) = Ton, süddeutsch „Letten“; „Terra fusca“ = Dunkelerde, d. h. Kalksteinbraunlehm; „Terra rossa“ = Roterde.

Der Bodenforscher Kubiena entnahm das Wort „Ranker“ dem österreichischen Flurnamen „Rank“ = Berghalde, Steilhang. Das schwedische „Gyttja“ bedeutet Grauschlamm, während „Förna“ Streu bedeutet. Das englische „litter“ = Streu lieferte das Symbol L für die unzersetzte organische Deckschicht über dem Mineralboden. Vom französischen „lessiver“ = auswaschen leitet sich der Index l ab, so daß Al den Durchschlammungs- oder Lessivierungshorizont bedeutet. Überhaupt müssen zahlreiche Indices herhalten, um bei der Bodenbeschreibung die Bodenmerkmale zu kennzeichnen; die Wahl der Symbole ist aber nicht einheitlich.

Läßt man sich beim Studium der Landschaftsgeschichte vom genetischen Prinzip leiten, dann ist auch jeder Bodentypus als eine Entwicklungsphase und die Bodencatena als ein meist von den Standorten modifizierter Großablauf aufzufassen. Geht man von dem Grundschema CCvAh aus — unten also das unverwitterte Muttergestein C, darüber Cv als der schon angewitterte, aufgelockerte Mineralkörper; darüber wieder Ah als ein schon deutlich humoser Horizont —, dann kommt es dar-

Oberboden	A _h	humoser Horizont
	C _v	angewitterter Mineralkörper
Untergrund	C	unverwittertes Muttergestein

(Fig. 1) GRUNDSHEMA

auf an, auf welchem Gesteinsuntergrund sich das Ganze abspielt. „Ranker“ bezieht sich auf kalkarmes Kieselgestein, „Rendzina“ auf Kalkgestein, „Pararendzina“ auf kalkreiches Kieselgestein und „Pelosol“ auf Tonboden. Im Muschelkalk- oder Weißjuragebiet wird also „Rendzina“ als Bodentyp dadurch charakterisiert sein, daß nach dem Start das Profil AhC sich in das Profil AhCvC verwandelt und nun einem

weiteren Schicksal entgegenging, das durch AhBvC etikettiert war. B ist allgemein der Verwitterungs- und Einwaschungshorizont, in dem sich günstigenfalls fruchtbares Humuskarbonat und damit die Kalkstein-schwarzerde der Rendzina bilden kann. Bei fortschreitender Kalksteinverwitterung kommt es zur Bildung eines plastischen „Spaltenlehm“, der aber den Luft- und Wasserhaushalt des Bodens nicht zu stören braucht. Die „Terra fusca“, der Kalksteinbraunlehm, tritt im Oberboden oft feinkrümelig, im Unterboden als Durchschlammung auf, Modifikationen, die der Forstmann für die Buchenwälder schätzt. Kalk enthält auch etwas Ton, Eisen, Mangan, und Quarz, schwer lösliche Stoffe, die bei der Kalkauflösung zurückbleiben, so daß man 1 m Verwitterungslehm auf etwa 20 m Weißjura rechnet. Die Eisenhydroxide, die sich als brauneisenreicher Lehm in Spalten und Höhlen sammeln, ballen sich oft zu Bohnerz zusammen; ihm entspricht in den Dolinen wärmerer Gegenden das Roteisen der Terra rossa, der Roterde. Der verlehnte Bv-Horizont ist also eine Stufe der Bodenalterung, die sich in der Kalklandschaft oft als „Reliktboden“ darbietet.

Was geschieht mit dem AhC-Profil auf tonigem Gestein, wenn also im unteren Muschelkalk, Keuper, Lias und Dogger die Entwicklung zum Pelosol führt? Pelos, der plastische Ton im kalkarmen Ausgangsmaterial, kann bei grober Porenausbildung zu Tonbraunerde (Profil CBvAh) oder, feinporig, zum Pelosol Pseudogley (Profil CBgAh) führen, wobei Bg auf einen marmorierten, graurostfarbig gefleckten Horizont hindeutet: Sauerstoffarmes Stauwasser und Bodenluftmangel bewirken fleckende Eisenumsetzungen als Zeichen beginnender Versumpfung. „Gley“ bedeutet den vom Grundwasser (G) geprägten Bodentypus, wobei unter dem Ah-Horizont zwei durch den „Kapillarwassersaum“ getrennte Lagen Go und, weiter unten, Gr anstehen, in denen Redoxbeziehungen herrschen (o = Oxidation, r = Reduktion). Für den Pseudogley ist der Niederschlagwasserstau charakteristisch, das Profil wird mit CBgAh angedeutet.

Braunerde ist in Mitteleuropa häufig, die Verbraunung in der verlehnten Verwitterungszone Bv wird durch Eisen bewirkt. Aus der Braunerde CBvAh wird, vom Profilschema her betrachtet, die Parabraunerde C/BvBt/AlAh. Man erkennt, daß in

Oberboden	A _h	
A	A _l	lessivierte Unterschicht
Verwitterter Horizont	B _t	Einwaschungshorizont
B	B _v	Verbraunter Horizont
Untergrund		
C		

(Fig. 2) PARABRAUNERDE-Profil

Ah eine Unterschicht Al lessiviert, ausgewaschen wurde; im Einwaschungshorizont Bt von Bv hat sich dann der Ton wieder angereichert. Kommt es auf Mergel (Ton + Kalk) zum Niederschlagwasserstau an der Toneinschlammungszone, dann verwandelt sich die Parabraunerde in Pseudogley CBgAh, der sich dann so beschreiben läßt: C/BvBg/AlgAh. Zeitlich entspricht die Pararendzina CAh der Jugend, die Braunerde und Parabraunerde der Reife, der Pseudogley dem Alter.

„Mull“ und „Moder“ als Humusformen unterscheiden sich dadurch, daß beim Mull dem humosen Oberboden eine Streuschicht unmittelbar aufliegt, während beim Moder sich noch eine verpilzte Schicht dazwischen schiebt. Mit Feuchtmoder beginnen die an-

moorigen Humusformen bis hin zum Torf, Moder selbst kann als Rohhumus angesehen werden. Saure Humuslösungen sinken mit dem Sickerwasser ab und enteisen dabei den Oberboden, so daß ein Bleich- oder Eluvialhorizont Ae sich bildet. In einem Anreicherungs-horizont Bs sammeln sich dann wieder die rostbraunen Eisenhydroxide, wobei es zur Ortsteinbildung Bs kommen kann. War auf Silikatgestein (z. B. Granit, Buntsandstein) der Ranker CAh die Ausgangsphase, dann kommt es über die basenarme, ziemlich stabile Braunerde zur Podsolierung, zur sauren Humusdurchschlammung. Podsol, der „graue Aschenboden“ läßt sich also formelmäßig so darstellen: C/Bv...s Bh/Ae Ah Ao, wobei mit Ao die Rohhumusauflege, mit Bh die Huminsäuren gemeint sind.

A	A _o	Rohhumusauflage
	A _h	
	A _e	Eluvialhorizont
B	B _h	Huminsäureschicht
	B _s	Anreicherungs-horizont; Ortstein
	B _v	
C		

(Fig. 3) PODSOL-Schema

Um die Spielarten der Auenböden zu verstehen, muß man sich beim Bodentypus „Braunerde CBvAh“ den Gesteinsuntergrund C durch den Grundwasserhorizont G ersetzt denken: „Auenboden GBvAh“. Schwemm-Material, Wasserstände, Strömungsverhältnisse, Sinkstoffe bestimmen die Entwicklung der Bodencatena z. B. eines Flußstals. Bei den Schwarzerden mit ihrem CA-Profil handelt es sich meist um eine Pararendsina aus Löß: Ein mäßig humoser Oberboden sitzt kalkreichem Löß auf, die stickstoffreichen Kalkhumate machen den Boden neben günstiger Kolloiddurchwaschung sehr fruchtbar. In Deutschland ist der ertragfähigste Boden der Schwarzerdeböden der Magdeburger Börde. Setzt man seine sog. Bodenklimazahl dem Wert 100 gleich, dann gilt z. B. für Ostdorf 44,5, für Balingen 40,5, für Ebinger 28,8 und für Hossingen 23,8 — Werte, die man als mäßig bezeichnen muß.

Die Bodencatena im Kreis Balingen — Einzelheiten bringt die Kreisbeschreibung, Grundsätzliches wurde oben erläutert — ist weniger durch das Klima als durch das Gestein, die Geländeausformung und die Wasserverhältnisse bedingt. Das Kreisgebiet ist ein Teil des Schwäbischen Schichtstufenlandes vom Unteren Muschelkalk über Keuper und Jura bis zu eiszeitlichen Moränen. Die Böden enthalten Tone, Mergel, Tonschiefer und Kalksteine, also noch viel ursprüngliches Nährstoffmaterial; sie gelten als flach- bis mittelgründig, also wenig entwickelt, weil die typologischen Altersstufen noch keineswegs erreicht sind. Häufig ist die Abspülung der Bodenkrume am Hang und deren Häufung dann in Mulden und Tälern. Dort kann das Bodenprofil mächtig sein und es kann zu Stauwasserwirkungen kommen. Auffällig ist der unterschiedliche Pflanzenwuchs am trockenwarmen Südhang oder am feuchtkühlen Nordhang der Albberge: Bei Nordlage gedeihen die Pflanzen üppiger, der Humusanfall ist im Bergwald stärker, die Bodenabtragung geringer und damit das Bodenprofil entwickelter, weil ungestörter.

Die Böden von Zimmern, Brittheim, Leidringen und Engstlatt — es werden die in der

Kreisbeschreibung genannten Orte angegeben — gehören der Keuperstufe an; westlich von Leidringen finden sich Braunerden, Pelosole und podsolige Pseudogleye als Träger des Waldbaus. In den Böden des Albvorlands, also der Liasplatte bis hin zum unteren Braunjura, überwiegt das tonige Material; um Ostdorf finden sich Reste einer tiefgründig verwitterten Lößüberdeckung, beim Zementwerk Dotternhausen kalkhaltige Tonbraunerden. Tone mit Kalk- und Sandsteinbänken sind für die Böden der Albsteilhänge charakteristisch, der Dogger Gamma von Zillhausen und Dürrwangen enthält steinige Kalkbraunerden. Im Malm Beta beim Zitterhof findet sich kolluvialer (zusammengeschwemmter) Mull über Kalksteinbraunlehm; bei Winterlingen Mullrendzinen auf tiefgründigem Kalksteingeröll; im Degerfeld Schlufflehm (Korngröße höchstens 0,06 mm), Lichser (magere, steinfreie Lehme) und Braunerden. Die Weißjuraböden der Albhochfläche enthalten also viel lehmiges Material. Ihre Besonderheiten haben auch die Talböden etwa der Neckarzuflüsse Schlichem, Stunzach und Eyach: Wiesennutzung auf lehmigen Auenböden, Äcker auf den Turneritonen Balingens, Kalkgleye im Bära- und Schmiechtal, gelegentlich Anmoore und schwarzerdenähnliches Material.

Die vom Großklima bedingten Bodengürtel der Erde stellen eine Catena, eine Bodentypenverteilung großen Stils dar. In den tropischen und subtropischen Regionen der Bodenentwicklung herrschen die Gelb- und Roterden (z. B. Laterit; later = Ziegelstein) vor; in der Langgrassteppe die Schwarzerden; im winterkahlen Laubwald die Braunerden, Rendzinen und Podsole; im Polgebiet Tundra. In fossilen Böden spiegelt sich das jeweilige Klima vergangener Epochen, in den rezenten Böden des mitteleuropäischen Berglands und damit auch des Landkreises Balingen ist die Bodenentwick-

lung abgebremst, weil sich Klima und Einflüsse von Gestein und Geländeform das Gleichgewicht halten.

Bei Bodenuntersuchungen, die von den Standortbedingungen, von den geologischen Gegebenheiten und vom angetroffenen Bodenprofil ausgehen, darf aber nicht übersehen werden, daß Kulturböden vom Menschen gestaltet sind und daß darüber hinaus der Mensch immer wieder in die Landschaft eingriff und damit auch das Bodenleben veränderte. Geschichtliche Spuren sind etwa alte Grabhügel, Schanzen, Kultstätten, Mauern, Verkehrswege, Gräben, Bergwerke, Viehtränken, Rodungen, Ackerrandstufen. Dabei wurde der Oberboden oft empfindlich gestört, rechnet man doch z. B. bei Weidetrift mit einem Bodenabtrag von etwa 30 cm. Der Wanderer in unserem Gebiet, der sich die Böden seiner Heimat genauer besieht und, zunächst abseits von allen berufsmäßigen Überlegungen und Maßnahmen des Landwirts und Forstmanns, in ein rechtes Verhältnis zu dieser Lebensgrundlage kommen will, kann von der Catena, von den Kettengliedern der zeitlichen und räumlichen Folge ausgehen: Im Buchenwald des Juraberglands sind die Parabraunerden und Kalksteinbraunlehme und Rendsinformen nicht nur Substrate des örtlichen Bodenprofils, sondern zugleich Wegmarken eines ungeheuren Entwicklungsprozesses. Noch im Devon gab es keine eigentlichen Böden, sondern nur Verwitterungsmaterial. Erst mit der Entfaltung der Gräser am Ende der Kreidezeit setzte die reguläre Bodenentwicklung ein, die Mitarbeit von Wurzeln, Kleintieren und Verwesungsprodukten bei der Erschließung der Lockermassen. Quartäre Schuttablagerungen sind heute vielfach die Grundlagen der Ackerbaugebiete, wobei Sedimente zu Biotopen wurden. Und nun liegt es am Menschen, sich würdig in die Catena einzureihen und damit den ihm anvertrauten Boden respektvoll zu verwalten.

Schwarzdorn - Schlehdorn

Prunus spinösa

Die Landschaft zwischen Oberem Gäu und Schwarzwald zu beiden Seiten der Naald wird Hecken- und Schlehengäu genannt.



nannt. Dort findet man die typischen Steinriegel, die aus den zusammengelesenen Steinen der Äcker und Wiesen entstanden sind und zugleich als eine dauerhafte Grenzziehung dienen.

Hier wachsen im Verein mit Heckenrosen, Weißdorn, Hartriegel, Haselnuß und anderen Sträuchern auch die Schlehdornbüsche. Aber überall, wo es Steine gibt, also auch auf unsrer Alb, sind diese Heckenzäune typisch, die zugleich durch die Windstauung, die sie ausüben, den Boden vor Austrocknung schützen.

Schon im April, bevor die Blätter kommen, erstrahlt der Schwarzdorn, unsere „Schlehe“, in leuchtendem Weiß. Wenn die Sonne scheint, kann man zuschauen, wie sich die Blütenknospen mit ihrem rötlichen Schimmer der Reihe nach öffnen. Ihr kräftiger Duft läßt wirksame Kräfte ahnen. Sie wurden auch schon seit Theophrast zu Heilzwecken als Blutreinigungsmittel, Abführ- und Magenmittel verwendet.

Der Mensch interessiert sich erst wieder im Herbst für diesen kräftigen, zähen Strauch, dessen Zweige in fast senkrecht abstehenden Dornen endigen. An diesen Zweigen sitzen, oft dicht beisammen, so wie einst die Blüten im Frühjahr, die zunächst grünen, dann schwarzblauen Früchte. Schon die Neolithiker sollen sie gesammelt haben als wertvollen Vitaminspender. Sie schmecken zunächst sehr herb, wenn aber die ersten Fröste darüber gegangen sind, werden sie schmackhafter. Man bereitet aus ihnen einen, wie Rotwein aussehenden Saft, der als Hustenmittel und gegen Durst beliebt ist.

Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“ der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Heimatkundliche Blätter



für den Kreis
Balingen



Jahrgang 16

29. November 1969

Nr. 11

Gesellschaft und Höhere Schule einst und jetzt

(mit besonderer Berücksichtigung von Balingen)

Vortrag am 17. September 1969 in der Festwoche zur Einweihung des neuen Gymnasiums
von Dr. Wilhelm Foth

(Schluß)

Mittelpunkt der allgemeinen Wandlung bildeten natürlich zuerst die großen Städte — das flache Land bleibt zunächst völlig unbeeinflusst. Aber die städtisch bestimmten Lebensweisen dehnen sich immer weiter aus und verdrängen dann im 20. Jahrhundert die letzten überkommenen Strukturen.

Die neue Erziehung

In einer sich umgestaltenden Welt — dies ist den Entscheidungsfähigen der Zeit deutlich bewußt — werden die künftig heranwachsenden Geschlechter unter andersartigen Anforderungen stehen als die in den überkommenen Verhältnissen großgewordenen Generationen. Mit einer bewußten Umgestaltung des Erziehungswesens soll die überkommene, seit Jahrhunderten im wesentlichen unverändert gebliebene Erziehung zu „Haus und Stand“ durch eine neue Erziehung abgelöst werden. Diese neue Erziehung soll nicht mehr lediglich die Einfügung des Heranwachsenden in die gegebenen Verhältnisse seiner Um- und Mitwelt als ihr wichtigstes Ziel betrachten. Der Heranwachsende soll vielmehr befähigt werden, sich selbst zu erziehen, sich selbst zu unterrichten und schließlich seine Bestimmung selbst zu wählen. Der Mündiggewordene soll sich nach dem entsprechend durchlaufenen Erziehungsprozeß für einen nunmehr gewählten, nicht mehr für den durch die Geburt vorgegebenen Beruf und Stand entscheiden. Der Jugendliche soll also in die Lage versetzt werden, selbstverantwortlich am beruflichen und öffentlichen Leben teilzunehmen.

Wie wirkte sich diese Idee einer neuen Erziehung in der Schule aus? Es sind zwei Reformbestrebungen im 18. Jahrhundert, die erfolgreich gewesen sind: die realistisch-naturalistische und die humanistisch-idealistische.

Der rationalistische Realismus erstrebte eine Bildung in den Gehalten der „neuen“ Wissenschaften, die als Verwirklichung der Vernunft erschienen. Wer diese Vernunft, in der sich nach Ansicht der Zeit, das Vernunftgesetz des Kosmos ausspricht, beherrscht, vermag das Leben richtig, klug und mit Weisheit zu meistern. In der Praxis hieß das, die Schüler mit möglichst viel „nützlichem“ Wissen, d. h. Naturwissenschaften, modernen Sprachen usw. zu füttern, um sie besser auf das praktische Leben vorzubereiten.

Nicht weniger diesseitig als die eben genannte Erziehung ist letztlich der Neuhumanismus. Er stellt dem Menschen nicht die sich in der Natur manifestierende Vernunft gegenüber, sondern den idealen Menschen in seiner Größe selbst: Die Griechen und die Genies, die sich an ihnen gebildet haben. Praktisch heißt das, das Gelehrten-schulwesen aus dem mehr oder weniger

einförmigen Drill zu einem neuen höheren Geist, zum wahren Verständnis der Antike, zu führen, wie noch näher ausgeführt werden wird.

Wilhelm v. Humboldt schafft das neue Gymnasium

An dieser Stelle sei ein kurzer Blick auf die allgemeine deutsche Entwicklung gestattet, auch wenn wir dabei der Zeit etwas vorausseilen müssen. Bahnbrechend für das deutsche höhere Schulwesen des 19. Jahrhunderts war nicht etwa Württemberg, das vielmehr am Ende der deutschen Länder marschierte, sondern Preußen.

Wilhelm von Humboldt schuf hier in der preußischen Reformzeit das für die Zukunft vorbildhafte Gymnasium: Die beiden alten Sprachen, Lateinisch und Griechisch, sind die Hauptaufgabe, alles andere dient dieser Aufgabe, bzw. ist Nebensache. Die Schüler sollen durch die Einführung in den Geist des Altertums zu selbständigem geistigem Leben, vor allem auch zu selbständiger Erfassung wissenschaftlicher Erkenntnis angeleitet, zu vorurteillosem strengem Denken erzogen und die schöpferischen Kräfte des Geistes am Vorbild des Griechentums geweckt und entwickelt werden. Die geschlossene eigenverantwortliche Persönlichkeit ist das Erziehungsziel.

Damit wird das Gymnasium die Schule der zahlenmäßig kleinen geistigen Elite, die sich vor allem aus den Söhnen der Akademikerfamilien rekrutiert. Die alten Geburtsstände sind abgeschafft — es bildet sich gleichsam ein geistiger Adel aus denen, die das Gymnasium absolviert haben. Als 1812 in Preußen die Reifeprüfung eingeführt wurde (sie wurde erst 1872 nach der Reichsgründung von Württemberg übernommen), wurde das Gymnasium zur einzigen Vorschule für die Universität. Das Gymnasium ist mit dieser Reform zugleich eine Einrichtung geworden, die rein vom Staat und nicht mehr von der Kirche abhängig ist.

Das Bürgertum dagegen, das Handel und Gewerbe betrieb, forderte eine speziell für seine Bedürfnisse ausgerichtete Schule mit „nützlichen“ Fächern: Modernen Fremdsprachen, Mathematik und Naturwissenschaften. Deshalb wurden Realschulen der verschiedensten Form gegründet: Realschulen, die Latein beibehielten — sie nannten sich Realgymnasien; neunjährige Realschulen ohne Latein — Oberrealschulen; sechsjährige Realschulen usw.

Alle diese Realschulen, die wir keineswegs mit den heutigen Realschulen gleichsetzen dürfen, kämpften um ihre Gleichberechtigung mit dem Gymnasium. Von Anfang an hatten sie das Recht, die sogenannte Mittlere Reife zu erteilen, die zum einjährigen freiwilligen Wehrdienst berechtigte statt der dreijährigen Wehrpflicht. Die

Erteilung dieses Zeugnisses erwies sich für die Realschulen als starker Magnet: Viele junge Leute unterzogen sich einer längeren Schulbildung, um diese Berechtigung zu erwerben. Aber die Zuerkennung der vollen Universitätsreife dauerte viel länger: Die Universitäten sträubten sich jahrzehntlang mit Händen und Füßen gegen Studenten, die nicht die humanistische Bildung besaßen. Erst ab 1901 konnten die Realanstalten in Preußen ein dem Gymnasium gleichwertiges Reifezeugnis erteilen; in Württemberg erfolgte die Gleichberechtigung erst nach dem ersten Weltkrieg.

Schulreform in Württemberg

Kehren wir nach diesem Exkurs wieder nach Württemberg am Ende des 18. Jahrhunderts zurück. Das württembergische Kirchen- und Schulregiment, traditionsbewußt wie es war, verhielt sich den pädagogischen Reformideen seiner Zeit gegenüber ablehnend. Erst als Herzog Karl Eugen in der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit lebhaftes Interesse für Erziehungsfragen zeigte und in Stuttgart 1770 die Hohe Karlsschule gründete, drang der neue Geist auch nach Württemberg ein.

Die Hohe Karlsschule, die zugleich Gymnasium, Ritterakademie, Universität, Kunst-, Musik-, Theater- und Handelsschule war, zerfiel in „vorbereitende“ und „Fach“-Abteilungen, in denen das eigentliche Fachstudium absolviert wurde. Die vorbereitenden Klassen zeigten durchweg das Gepräge des humanistischen Gymnasiums; Latein blieb für alle Schüler die Grundlage der allgemeinen Bildung, Latein aber nicht mehr in rein mechanischem Drill, sondern in der Absicht, das Vermögen der deutlichen Erkenntnis des Unterscheidens und Vergleichens zu entwickeln, d. h. das abstrakte Denken. Daneben sollte das Verständnis für die Antike geweckt werden; so wurde auch Philosophie zu einem Zentralfach. Daneben drangen die modernen Fächer herein: Neue Fremdsprachen, besonders Französisch, Geographie und Geschichte und vor allem die Mathematik wegen ihrer formalen Bildungskraft.

Diese auf der Hohen Karlsschule erprobten Neuerungen wurden die Grundlage für die württembergische Schulreform des Jahres 1793. Sie bezeichnete als Ziel der Lateinschule die Herausbildung tüchtiger weltlicher und geistlicher Beamter. Dagegen sollten möglichst die Knaben, für deren künftigen Beruf die Kenntnis der toten Sprachen — und wissenschaftliche Bildung überhaupt — nicht erforderlich wäre, an die „deutsche“ Schule, d. h. Volksschule, verwiesen oder für sie besondere Real- und Bürgerschulen gegründet werden.

Die lateinische Sprache behielt in den Lateinschulen ihre beherrschende Stellung, doch wurde im Sinn des Neuhumanismus

der Schwerpunkt auf die Exposition, d. h. die Herübersetzung mit Sacherklärungen gelegt. Daneben sollte auf die Richtigkeit und Reinheit der Muttersprache geachtet werden — der reine Deutschunterricht kündigte sich also an. Auch den Realien wurde in den Lateinschulen durch diese Schulreform von 1793 ein, wenn auch vorerst geringer, Raum eingeräumt. Der Arithmetik, Geographie und Geschichte sollen je eine Wochenstunde gewidmet werden; Naturlehre (Physik) und Naturgeschichte (Botanik und Zoologie) sollen von Zeit zu Zeit eine Viertelstunde „auf angenehme Weise“ dargeboten werden.

Mit dieser Schulordnung war die Richtung gewiesen, die die Entwicklung des württembergischen Schulwesens im 19. Jahrhundert nehmen sollte. Im Grund besagt sie: An die Stelle der bisherigen Lateinschule der Städte, die für alle dagewesen war, soll ein dreistufiger Aufbau treten: Neben die Volksschule für die einfachen Bürger und Bauern treten die Real- und Bürgerschulen für die Kinder des gehobenen Bürgertums, die angehenden Kaufleute und Gewerbetreibende, die etwas „Nützliches“ lernen sollen. 1835 wurde das in den Normalbestimmungen für Realschulen noch näher ausgeführt — Mathematik wurde für die württembergischen Realschulen das wichtigste und bezeichnendste Fach. Diejenigen Kinder aber, die später auf den Universitäten studieren sollen, besuchen die Lateinschule neuen Stils und die eigentlichen Gymnasien, die sich allerdings nur in wenigen großen Städten befanden.

Bildungssoziologisch gesehen spricht sich in dieser Schulreform ein geistiger Führungsanspruch des Bürgertums aus, das in Staat, Industrie und Geldwirtschaft aus der bisherigen Enge heraustritt und neue Welt-aufgeschlossenheit verlangt. Nicht mehr der Geburtsstand ist ausschlaggebend, sondern der persönliche Stand, den sich jeder selbst erwirbt. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß in dieser neuen Klassengesellschaft der soziale Status keineswegs nur durch die Schulbildung und den ergriffenen Beruf bestimmt wird, sondern daß er noch von vielen weiteren Faktoren abhing wie z. B. Besitz, Standesbewußtsein der Familien usw.

Die Gründung der Balingen Realschule

Wie aber vollzog sich nun diese Entwicklung in Balingen selbst?

In Balingen wuchs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Handwerk allmählich stark an. Besonders die Gewerbe der Schuhmacher, der Gerber, aber auch der Weber und der Messerschmiede gewannen überörtliche Bedeutung und suchten z. B. auf den Messen der Schweiz Absatz für ihre Waren. Teilweise bahnte sich schon der Übergang zur industriellen Fertigung an, die sich aber erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts voll durchsetzte. So war es verständlich, daß 1840 44 Balingen Bürger vom Stadtrat verlangten, eine Realanstalt einzurichten, da „mit Ausnahme weniger einzelner... alle übrigen Kinder männlichen Geschlechts für Gewerbe bestimmt sind“; dies wird auch gefordert „durch die immer stärkere Konkurrenz und den allgemeinen großen Fortschritt in der Gewerbeindustrie“.

Bereits einige Jahre zuvor hatte der Balingen Landtagsabgeordnete Menzel prophezeit: „Die Zeit ist unfehlbar nicht mehr fern, in welcher der Unterricht nach dem wahren Bedürfnis reguliert werden wird, in welcher die industrielle Jugend ihre eigenen, und zwar hinreichenden Anstalten haben und nicht mehr bei der gelehrten Jugend kümmerlich hospitieren, in welcher der Realunterricht nicht mehr bloß als Hintersaß des Gelehrtenunterrichts vernachlässigt und verachtet sein, sondern sich sei-

nem ganzen Werte nach emanzipieren wird...“ Ich will hier nicht auf den langen Kampf eingehen, den die damalige Balingen Realschule führen mußte, bis sie sich gegen die Lateinschule bzw. besser gegen das konservative Denken der meisten Eltern durchgesetzt hatte. (Unsere Schulgeschichte und die Festschrift geben darüber Auskunft). Betrachtet man die Lehrpläne beider Schulen nebeneinander, so werden die verschiedenen Bildungsziele besonders deutlich.

Die Lateinschule hat ihren Schwerpunkt in Latein, dem fast die Hälfte der Unterrichtszeit (13—14 Wochenstunden) gewidmet ist. Dazu treten die anderen Sprachen (Französisch und Griechisch mit zusammen etwa sechs Stunden); ein weiterer Schwerpunkt ist Mathematik. Die übrigen Fächer, vor allem die naturwissenschaftlichen, spielen nur eine untergeordnete Rolle. Die Realschule dagegen hat ihren Schwerpunkt in Französisch mit acht Wochenstunden und in Mathematik mit sieben, wozu noch der Linearzeichenunterricht kommt. Daneben stehen eine Anzahl fast gleichberechtigter naturwissenschaftlicher Fächer.

Aber gleichzeitig zeigt sich in diesen Stundenplänen wenigstens andeutungsweise noch eine andere Tendenz. Die Lateinschule bzw. das Gymnasium befindet sich in einem Konkurrenzkampf mit der Realschule. Wenn dieser Schultyp seine Bedeutung nicht verlieren will, so muß er sich den Naturwissenschaften öffnen. So wird auch die Lateinschule in Balingen wie die Gymnasien im ganzen Land mit Notwendigkeit zur Realschule. Umgekehrt verliert die Realschule immer mehr den Geruch der reinen Nützlichkeitschule, wie sie anfänglich mit Recht verspottet wurde, und strebt nach allgemeiner Menschenbildung. Das Endergebnis, wie wir es heute vor uns sehen, ist also ein Kompromiß dieser beiden in den Anfängen so verschiedenen Richtungen. So ist es in gewisser Weise folgerichtig, daß seit 1953 alle Höheren Schulen in Baden/Württemberg Gymnasium bzw. Progymnasium heißen; der Name Realschule ist heute dem mittleren Schulwesen zugeziesen.

Vielleicht sei an dieser Stelle darauf aufmerksam gemacht, daß seit der Reichsgründung von 1871 Deutsch, Geschichte, Erdkunde als „nationale“ Fächer als dritte gleichberechtigte Gruppe neben die „Sprachen“ und die „Realien“ traten und zusammen mit Kunst, Religion und Sport das Element darstellen, das Lateinschule und Realschule miteinander verbindet. Die Folge war, wie wir bereits gesehen haben, die juristische Gleichstellung der Abschluszeugnisse beider Schularten.

In Balingen allerdings saugte die Realschule die Lateinschule auf. 1906 erfolgte die Zusammenlegung beider, die sich fortan nur noch in den Fremdsprachen, nicht mehr aber in den Sachfächern unterschieden. Kurz vor dem ersten Weltkrieg hörte dann die Lateinschule praktisch auf zu bestehen — Latein war bei den allermeisten Balingen Schülern nicht mehr gefragt. Die Balingen Bevölkerung hatte mit der reinen Realschule die Schule, die ihrer soziologischen Zusammensetzung am besten entsprach.

Ein eigener Lehrerstand entsteht

Die Herausbildung der modernen Höheren Schule war nicht denkbar ohne die Entstehung eines besonderen Lehrstandes. Die Lehrer der Lateinschulen waren ja, wie wir gesehen haben, bis fast zum Ende des 18. Jahrhunderts, meist Geistliche, zum Teil gescheiterte oder angehende. Für den Lateinlehrer des 16. bis 18. Jahrhunderts war die Beherrschung einer Summe von Formeln und Kunstgriffen, d. h. die Routine, weit wichtiger gewesen als die

wissenschaftliche Ausbildung. Der geringen Vorbildung entsprach ebenso der geringe Sold wie das geringe Ansehen in der Öffentlichkeit.

Auch auf dem Gebiet der Lehrerbildung ging Preußen bahnbrechend voran, und Württemberg hinkte weit nach. 1810 wurde dort eine Prüfung für „Kandidaten des Höheren Schulamts“ eingeführt. Sie begründete den Stand der Gymnasiallehrer. Die Prüfung, die einen schriftlichen und einen mündlichen Teil und eine Lehrprobe umfaßte, bezog sich nicht auf einzelne Fächer, sondern auf alle Lehrgegenstände des Gymnasiums. Der Kandidat — wir können es heute im Zeitalter der Spezialisierung kaum mehr glauben — mußte alles wissen und können, was der Abiturient in seiner Prüfung nachzuweisen hatte. Aber gerade dies war in der Zeit selbstverständlich: Der Lehrer des Gymnasiums sollte die Menschenbildung in vollem Umfang vorleben können, zu der er seine Schüler führte. Die Zeit wollte den Allroundlehrer wie wir heute sagen, und fürchtete den „Fachlehrer“, der nur Spezialist ist und die Gesamtheit der Bildung nicht übersieht. Aber um die Mitte des 19. Jahrhunderts änderte sich das. Zwei Gründe sind dafür maßgebend.

Zum einen: Die Realschule mit ihrem Schwergewicht in der Mathematik, den Naturwissenschaften und modernen Fremdsprachen, brauchte den Fachlehrer — ohne ihn waren die modernen Fächer einigermaßen gründlich nicht zu unterrichten. Der „Fachmann“ erfreute sich draußen im Berufsleben wachsender Wertschätzung; er eroberte die Realschule, und schließlich hielt er seinen Einzug auch in der Lateinschule bzw. dem Gymnasium.

Die Universität wandelt sich

Wichtiger und folgenschwerer war aber der andere Grund. Die Universitäten veränderten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts völlig ihr Gesicht. Im Mittelalter und noch nach dem Willen Humboldts sollte die „Artistenfakultät“, wie damals die heutige philosophische Fakultät hieß, die Grundfakultät sein, die die allgemeine Menschenbildung vollenden und den Studenten reif machen sollte für das eigentliche Fachstudium in der theologischen, medizinischen oder juristischen Fakultät.

Nun aber fassen sich im 19. Jahrhundert die philosophischen Fakultäten nicht mehr auf als Einrichtung zur allgemeinen Menschenbildung, sondern sie fallen auseinander in weithin voneinander unabhängige Einzelwissenschaften: Germanistik, Romanistik, Altertumswissenschaft, Physik, Biologie usw. Ja, die Philosophie selbst, bis jetzt der Kern aller Fächer, wird zur reinen Einzelwissenschaft. Die Studenten betreiben notgedrungen spezielle Fachausbildung und nicht mehr allgemeine Bildung — das Spezialistentum hat sich also auf der Universität durchgesetzt und dringt von daher in die Gymnasien ein.

Die natürliche Folge war, daß die Prüfungsordnungen ab 1866 zwischen allgemeiner Prüfung und Fachprüfung unterschieden. Oder anders ausgedrückt: Am Anfang des 19. Jahrhunderts mußte der angehende Lehrer im Examen zeigen, daß er ein allseitig gebildeter Mensch war, der andere darum zu bilden fähig sei — jetzt mußte er nachweisen, daß er bestimmte Einzelwissenschaften in bestimmten Fächerkombinationen beherrschte.

In den folgenden Jahrzehnten — ich kann auf die Einzelheiten nicht eingehen — wurde die allgemeine Prüfung immer weiter eingeschränkt, die Fachprüfung immer mehr spezialisiert. Als letzter Rest der allgemeinen Prüfung fiel erst vor wenigen Jahren das sogenannte Philosophikum, das

besonders der Angsttraum mancher Naturwissenschaftler war.

Damit hielt der reine Fachlehrer seinen Einzug in die Höhere Schule, der hier sein Fach lehrt nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten — die übergeordnete Menschenbildung kümmert ihn oft nur noch wenig.

Daß dies den Unterricht der Höheren Schule nachhaltig veränderte, versteht sich von selbst. Die Nebenfächer, die man bisher nur beiläufig gelehrt hatte, wurden immer wichtiger, weil nun Fachleute die Anliegen der einzelnen Fächer, etwa der Physik oder Geographie vertraten. So ist das Gymnasium von heute entstanden, bei dem, je nach Klassenstufe, 10 bis 15 Fächer unverbunden nebeneinanderstehen, je von einem Fachmann erteilt, aber ohne gemeinsame Ausrichtung auf ein verbindliches gemeinsames Ziel.

Die Ursache dafür liegt freilich noch tiefer: Die Höhere Schule bereitet nicht mehr auf das Studium an der Artistenfakultät vor, sondern auf die Studien der verschiedensten Fachrichtungen, deren Grundlage im Zeichen der Spezialisierung sie legen muß, ob sie will oder nicht.

In Württemberg verlief diese Entwicklung entsprechend, wenn auch mit einer gewissen Verzögerung gegenüber Preußen. Aber seit 1898 besteht auch hier im wesentlichen dieselbe Prüfungsordnung wie in den anderen deutschen Ländern.

Was freilich die Universität dabei prüfte, war letztlich nicht Lehrbefähigung, sondern wissenschaftliche Stoff- und Methodenkenntnis. Denn schon 1898 tauchte die

Klage auf, daß die Prüfungen „so gehandhabt werden, als ob es sich nicht um künftige Lehrer an Höheren Schulen, sondern um Gelehrte und Universitätslehrer handle“.

So mußte fast zwangsläufig die sogenannte „Pädagogische Prüfung“ eingeführt werden, und zur eigentlichen pädagogischen Ausbildung mußten Studienseminare eingerichtet werden. Bis dahin konnten die Lehrer an Volksschulen nicht ganz zu unrecht den Gymnasiallehrern den Vorwurf machen: Ihr seid Fachgelehrte, aber keine Lehrer. Heute ist dieser Vorwurf kaum noch berechtigt — im Gegenteil, auch die Ausbildung der Volksschullehrer muß sich heute immer weiter spezialisieren, und eine gründliche pädagogische Ausbildung ist für die Lehrer aller Schulgattungen unentbehrlich. Nur den Universitätslehrern fehlt auch heute noch, worauf die studentische Opposition nicht zu unrecht hinweist, bis heute eine pädagogische Ausbildung.

Um die Jahrhundertwende erreichten die Lehrer an Höheren Schulen die Gleichstellung mit den Richtern und höheren Beamten; die neuen Titel Studienreferendar, Studienassessor, geben Zeugnis davon. Aber es entstand trotzdem kein einheitlicher Lehrerstand, sondern er war von Anfang an in die verschiedensten Gruppen von Fachlehrern aufgespalten. Man merkt es vielleicht bis heute am besten in der Berufsorganisation: Einigkeit besteht mitunter nur bei juristischen oder besoldungsrechtlichen Fragen; wo die Bedeutung der Fächer angesprochen wird, da klaffen die Ansichten weit auseinander.

das möglichst viel für das spätere Berufsleben vermittelt, d. h. nicht allgemeine Bildung wird angestrebt, sondern das für das spätere Berufsleben nützliche Wissen.

In einer solchen Gesellschaft wird die Schule sehr leicht und fast mit Notwendigkeit zur ersten und damit entscheidenden zentralen sozialen Dirigierungsstelle für die künftige soziale Sicherheit, für den künftigen sozialen Rang und für das Ausmaß künftiger Konsummöglichkeit, wie es der bekannte Soziologe Schelsky so anschaulich schildert. Sozialer Aufstieg und Abstieg wird, überspitzt ausgedrückt, bereits durch die Schulbildung entschieden.

Diese Dirigierungsfunktion wird umso deutlicher, je mehr die Zuweisung Jugendlicher zu bestimmten Schultypen bestimmte Aufstiegsmöglichkeiten endgültig ausschließt. So hat es die Schule heute, und besonders die Höhere Schule, nicht primär mit dem Kind und seiner Zukunft zu tun, sondern mit den sozialen Grundansprüchen seiner Eltern. Und das fast alle Berufe ihre schulischen Vorbildungsanforderungen erhöhen (zu wieviel Berufen wird heute das Abitur verlangt, die noch vor wenigen Jahrzehnten mit Volksschulabschluss oder Mittlerer Reife ergriffen werden konnten!) wird diese Dirigierungsfunktion der Höheren Schule noch verstärkt. Hieraus ist der Ansturm auf das Gymnasium in erster Linie zu erklären, zumal durch die Bildungswerbung diese Rolle der Höheren Schule auch den Eltern aus den mittleren und unteren Schichten vor Augen geführt worden ist. Zu welchen sozialen Veränderungen der Elternschaft das in Balingen geführt hat, hat Herr Dr. Stahlecker für die Festschrift zur Einweihung unseres Gebäudes einleuchtend aufgezeigt. Der Anteil der Mittelschichten und der Unterschichten in der Elternschaft nimmt beständig zu, der Anteil der Oberschicht wird wenigstens relativ immer geringer.

Probleme des heutigen Gymnasiums

Für das Gymnasium aber bringt das schwere Probleme mit sich, von denen wenigstens einige genannt seien:

1. Viele Eltern teilen den angestrebten Bildungsstand ihrer Kinder nicht und stehen den Aufgaben der Schule fremd und, vor allem wenn es „schief“ geht, ablehnend gegenüber. Zu einer echten Hilfe gegenüber ihren Kindern sind sie kaum in der Lage.

2. Das Gymnasium erhält Schüler, die wohl „begabt“ sein mögen, deren „Begaubung“ aber noch nicht geweckt wurde, besonders in den entscheidenden Jahren der frühen Kindheit. Wie soll das Gymnasium diese Kinder zu maximaler Leistungsfähigkeit bringen, ohne die anderen, deren allgemeiner Entwicklungsstand höher ist (man spricht von „Hochbegabten“, obwohl dieser Ausdruck ungenau ist), zu vernachlässigen? Umgekehrt: werden nicht auch die Anlagen mancher Schüler, die weniger begabt sind, vernachlässigt, weil in den großen Klassen die Zeit fehlt, sie zu fördern? Und sind nicht viele Schüler gegen alle Bemühungen blind und taub, weil sie zwar begabt sind, aber keinen Leistungswillen besitzen, ja unsere „Leistungsgesellschaft“ mehr oder weniger bewußt oder unbewußt ablehnen? Und wieviele halten das, was heute in den Schulen gelehrt wird, für vollkommen unnötig fürs spätere Berufsleben, obwohl es, um in der Sprache des 19. Jahrhunderts zu reden durchaus „Nützlich“ ist? — Soll die „Nützlichkeitskramschule“ aus den Anfängen des Real-schulwesens zurückkehren?

3. Das Verhältnis zwischen Schule und Eltern wird permanent vergiftet durch die Rolle, die das Gymnasium als „bürokratische Zuteilungsapparatur von Lebenschancen“, um Schelsky zu zitieren, spielt. Wir Lehrer müssen aus pädagogischen

IV. Probleme der Höheren Schule unserer Zeit

Der heutige Vortrag wäre unvollständig, wenn er nur die geschichtliche Entwicklung behandeln würde und nicht die Probleme des Gymnasiums unserer Zeit wenigstens streifen würde. Eine ausführliche Darstellung ist allein schon aus Zeitgründen unmöglich — sie würde einen eigenen Vortrag füllen.

Zuerst möchte ich einige Zahlen nennen. Die Schülerzahlen einiger Gymnasien stiegen von 1958 bis 1968 wie folgt:

Balingen	von 496 auf	745
Ebingen	von 466 auf	996
Hechingen	von 421 auf	752
Rosenfeld	von 26 auf	102
Leibniz — Rottweil	von 361 auf	662
Kepler — Tübingen	von 752 auf	1210

Und diese Steigerung geht in rasanter Weise weiter: Im neuen Schuljahr hat das Gymnasium Balingen über 840 Schüler.

Verantwortlich für diese Steigerung ist keineswegs die Bevölkerungszunahme — die Einwohnerzahl stieg in Balingen nur von 12 000 auf 13 400, in Ebingen von 20 500 auf 23 000, in Rosenfeld von 1200 auf 1500. Und auch nicht alle Gymnasien werden von diesem Wachstum in gleicher Weise „betroffen“.

Die Schülerzahl des Uhlandgymnasiums Tübingen „wuchs“ in obigem Zeitraum von 400 auf 407 Schüler. Das Albertus-Magnus-Gymnasium in Rottweil wuchs zwar von 318 auf 441; es soll aber, wie ich gehört habe, in diesem Schuljahr nur noch 20 Sextaner haben.

Wo also liegen die Gründe für diesen sprunghaften Anstieg einerseits und den Stillstand, ja Rückschritt andererseits? Sie sind in der Gesellschaftsstruktur unserer Tage zu finden, die in vielen Eltern den Wunsch weckte, ihre Kinder auf „weiterführende Schulen“ zu schicken mit der Absicht, sie dort etwas „Nützliches“ lernen zu lassen, d. h. moderne Fremdsprachen und Naturwissenschaften. Deshalb haben die altsprachlichen Gymnasien nur einen sehr

bescheidenen Anteil an diesem Wachstum der Höheren Schulen. Um in der Sprache des 19. Jahrhunderts zu reden: Ein voller Sieg des realistischen Prinzips — die humanistische Bildung eines Humboldt ist nur noch wenig gefragt.

Die Gesellschaft unserer Tage

Die Gesellschaft unserer Zeit wird seit dem 1. Weltkrieg und verstärkt seit dem 2. Weltkrieg durch die Industrie geprägt.

1. Dadurch ist eine starke Nivellierung der Klassenunterschiede eingetreten, und zwar sowohl durch den Aufstieg der Industriearbeiterschaft sowie der technischen und Verwaltungsberufe einer- und durch den Abstieg ehemaliger Oberschichten, besonders des sogenannten Bildungsbürgertums andererseits. Inflation, Vertreibung, Währungsreform und vor allem das „Wirtschaftswunder“ haben hier zusammengewirkt.

2. Dieser soziale Aufstieg und Abstieg hat eine hohe familienindividuelle Mobilität geschaffen, wie der Soziologe sagt. D. h. in jeder Familie ist, trotz allgemein steigendem Lebensstandard und öffentlicher Daseinsvorsorge wie Sozial- und Krankenversicherung, jederzeit ein neuer Aufstieg oder sogen. Deklassierung möglich, viel schneller als bei der mehr statischen vorindustriellen Klassengesellschaft. Da jede Familie jeweils am Rande eines sozialen Aufstiegs oder Abstiegs steht, entsteht ein soziales Sicherheitsbedürfnis, das in ein universales Aufstiegsbedürfnis, in ein Immer-mehr-haben-wollen und Immer-mehr-sein-wollen umschlägt.

Diesem Aufstiegsbedürfnis aus sozialen Sicherheitsgründen steht fast allein die berufliche Leistung zur Verfügung. Daraus ist das Streben nach höherer beruflicher Ausbildung und vor allem nach einer alle Aufstiegschancen offen lassenden Schulbildung, d. h. der Drang nach dem Abitur zu erklären und zwar nach einem Abitur,

Gründen Entscheidungen treffen, die in Wirklichkeit weit über den pädagogischen Rahmen hinaus in die soziale Zukunft des Kindes und der Familie eingreifen, viel stärker als das früher der Fall war, als der soziale Rang nicht in erster Linie durch die Schule und die dadurch erreichbaren Berufe bestimmt wurde. Die Elternhäuser wehren sich verständlicherweise gegen diese Entscheidungen, wenn sie ungünstig sind, d. h. den Weg zum Abitur verbauen. Sie empfinden diese Entscheidungen als einen Angriff auf ihr eigenes soziales Sicherheitsbedürfnis bzw. auf das soziale Kontinuitätsbedürfnis in den Generationen — fast jeder Vater will, daß sein Kind mindestens den gleichen, wenn nicht einen höheren sozialen Rang als er selber erhält. Dieses soziale Kontinuitätsbedürfnis ist eine so elementare Kraft, daß sogar der Sowjetstaat darauf in seinen Berechnungen Rücksicht nehmen muß. Die Folge ist, daß zwischen Schule und Elternhaus vielfach nicht die Kooperation gleichberechtigter Partner herrscht, sondern eine mehr oder weniger ausgesprochene Gegnerschaft etwa wie zwischen Steuerpflichtigem und Finanzamt. Dasselbe gilt oft auch für das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern, besonders auf der Mittel- und Oberstufe.

Es ist hier nicht der Ort, um Maßnahmen zu erörtern, die Abhilfe schaffen könnten. Wichtig scheint mir zu sein, daß das Schulwesen aller Stufen weiter ausgebaut und durchgängig gemacht werden sollte. Wenn ein Realschüler z. B. weiß, daß auch er bei guter Leistung zum Abitur kommen kann, wie es jetzt in Balingen mit dem Aufbau des B-Zugs geschieht, wenn auch ein Hauptschüler noch diese Chance hat, wenn außerdem weitere Schulen geschaffen werden, die für Spezialbegabungen den Weg zum Abitur eröffnen, dann werden die betreffenden Schüler nicht unter allen Umständen aufs Gymnasium drängen bzw. bei schlechten Leistungen auf ihm kleben bleiben, denn dann verliert das Gymnasium seine Rolle als einzige Zuweisungsstelle von Lebenschancen, d. h. dem Abitur, dann wird vielleicht auch die oben erwähnte Gegnerschaft zwischen Gymnasium und Eltern abgebaut. Dann kann sich das Gymnasium wieder mehr seiner eigentlichen pädagogischen Aufgabe, und diesmal in Kooperation mit Schülern und Eltern widmen.

Gemeinschaftserziehung im Gymnasium

Noch ein anderes Problem, das mir sehr dringend zu sein scheint, sei zum Schluß wenigstens noch angedeutet. Es ist eines der Verhältnisse der deutschen Erziehungswissenschaft des 19. Jahrhunderts gewesen, daß sie eine individualistische Erziehung forderte und durchführte und die Gemeinschaftserziehung vergaß. In England, und mehr noch in den USA, hat man an der letztlich aus dem Mittelalter stammenden Erziehung durch ein geformtes Gemeinschaftsleben festgehalten. Die Schüler sind nicht nur lernende, sondern verantwortliche Glieder einer Gemeinschaft, in der sie lernen bzw. lernen sollen, sich als Gentleman, als Staatsbürger zu benehmen. In Deutschland hingegen ist das Schullernen, wenn man es mit Nachdruck betreibt, zur individuellen Leistung geworden. Die Schulklassen sind in der Regel keine echte Gemeinschaft, sondern eine Summe von einzelnen, und diese einzelnen arbeiten jeder für sich, vielfach aus Angst vor dem Zeugnis oder vor der Strafe. Dies aber hat schwere Folgen für die Charakterbildung: Der Schüler lernt, die Lehrer, d. h. den Staat, zu betrügen und sich als Egoist, eventuell auch auf Kosten seiner Klassenkameraden, durchzusetzen. Freiwillige Aufgaben zu übernehmen und für ihre Erledigung zu sorgen oder an Gemeinschaftsarbeit mitzuwirken, bleibt dem Normal- schüler des Gymnasiums leider oft fremd.

Für das spätere Verhältnis des einzelnen zum Staat, zur Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft, ist das höchst verhängnisvoll. Auch heute empfinden in Deutschland viele Bürger, und gerade oft auch „Gebildete“, den Staat nicht als ihre „Sache“, als eigentliche res publica, sondern als die Angelegenheit derer, „dort oben“, die nur alle vier Jahre zum Volk heruntersteigen in die Wahlkampfarena.

Und ganz sicher ist unsere Gymnasialausbildung, trotz aller Ansätze von Arbeitsunterricht, zu rezeptiv; sie fordert zu wenig praktisches Tun, vermittelt zu wenig handwerkliche und praktische Kenntnisse. Und gerade das eigene, fertige Werk gibt dem Schüler eine Befriedigung, das ihm beim reinen Lernen oft fremd bleibt.

Um diesen Mängeln abzuwehren, wird eine Änderung des Arbeitsstiles notwendig. Die Schüler müssen, wenigstens in der Oberstufe, an Planung, Ausarbeitung und Behandlung des Unterrichtsthemas mitwirken und selbstverantwortlich mitarbeiten.

Und dabei kann vielleicht noch ein anderes Problem mit angegangen werden. Unserer Gymnasialausbildung fehlt heute der eindeutige Mittelpunkt wie ihn Humboldt in der klassischen Bildung erstrebte. Sie wurde im 19. Jahrhundert durch eine Vielzahl von Fächern ersetzt; die Gründe dafür haben wir kennengelernt. Diese Fächer bilden noch heute unseren Fächerkanon. Aber die Wissenschaften haben sich weiter aufgespalten, das Leben wird immer komplizierter. Um sich in der heutigen Welt zurechtzufinden, müßte man immer mehr wissen. Ist z. B. nicht ebenso wichtig, die

Grundlagen der modernen Wirtschaft zu kennen wie die der Chemie, oder die des Rechtswesens wie die der Geschichte? Aber mehr Fächer können, allein schon aus Zeitgründen, nicht in der Schule gelehrt werden. Und eine frühzeitige weitere Spezialisierung hat außerdem erhebliche Nachteile.

Ein neuer Arbeitsstil mit dem umfassende Themen behandelt werden, könnte vielleicht, wenigstens auf der Oberstufe, auch zu einer Zusammenarbeit der Fächer führen und Gesichtspunkte in den Unterricht einführen, die bisher zu kurz gekommen sind.

Ich komme zum Schluß. Unser Höheres Schulwesen ist heute mit Problemen belastet, die aus der Geschichte und den gewandelten gesellschaftlichen Verhältnissen zu erklären sind. Jede Zeit und jede Gesellschaft schafft die ihr angemessene Schule — der Übergang von der liebgewordenen Tradition zur unbekannteren Zukunft ist schwer. Nicht alles Alte ist schlecht und alles Neue gut; aber auch umgekehrt gilt der Satz nicht. Auch im Überkommenen stecken noch gültige Werte, und vieles Neue ist nicht modern, sondern modisch.

Das Humboldtsche Ideal der klassischen Bildung ist, wenigstens weithin, tot, weil die Gesellschaft nicht mehr existiert, die es geschaffen hat. Aber Humbolts letztes eigentliches Ziel, die urteilsfähige Persönlichkeit, der selbstverantwortlichen Bürger, selbstverantwortlich gegen sich und den Staat, ja heute gegenüber der gesamten Menschheit — dieses Ziel lebt und kann uns weiterhin leiten.

Rund um Weilen

Von Fritz Scheerer

Im Süden der trichterförmigen Bucht, die die Schlichem bei ihrem Austritt aus dem Gebirge zwischen Plettenberg und Wochenberg geschaffen hat, liegt eingeraht von bewaldeten Höhen eines der kleinsten Dörfer des Kreises Balingen, Weilen unter den Rinnen. Vor Obstgärten reihen sich die Häuser an der Straße Schömberg-Deilingen und an den zwei von dieser Ortsstraße in das Ober- und Unterdorf führenden Straßen. Vom Plettenberg bietet das Dörfchen inmitten dem frischen Grün der Wiesen und den heimeligen zwischen Obstwäldern versteckten Häusern einen reizenden Anblick. Wenn dann noch im Mai die Kernobstgewächse in ihrem Blütenschnee prangen, verfehlt der Ausblick auf das lachende Tal, reich bewässert, nie seine Wirkung.

Das Bild der örtlichen Geschichte früherer und späterer Zeit tritt uns im Dorf und in der Markung deutlich entgegen. Ein Gang vom Dorf hinaus auf die Fluren führt uns über die Gärten, die dem Gemüsebau vorbehalten sind, in die drei Esche oder Zelgen, die sich von dem Dorf nach verschiedenen Richtungen erstrecken (Steigösch), Lugtenösch und Weiherösch). Sie werden mit Sommer- und Winterfrucht angebaut und lagen früher einige Zeit brach, werden heute aber mit Klee, Kartoffeln und anderen Gewächsen angebaut. Jenseits des Anbaulandes erstrecken sich gegen die Markungsgrenzen die Wiesen, die Allmend, die Weide und der Wald. Das Weideland war aber einst viel ausgedehnter als heute. Auf den verschiedenen Wäldern weideten Gänse und Enten, Ziegen und Schafe, Vieh und Pferde (s. unten). Auf „Viehtrieben“ führten die Hirten die Herden zur Weide. Namen wie „Stelle“ erzählen noch von längst vergangenen Tagen.

Von der landwirtschaftlichen Nutzfläche nehmen die Wiesen rund drei Viertel ein. Das eigentliche Ackerland ist ziemlich schmal bemessen. Auf den zweimähdigen

Wiesen fallen die vielen rosablühenden Wiesenknöteriche, Kohldisteln und zum Teil auch Riedgräser auf, die immer Zeichen reichlicher Bodenfeuchtigkeit sind. Woher rührt nun dieses Mißverhältnis von Acker- und Wiesenland, die geringe Ertragsfähigkeit des Bodens auf Weilener Markung?

Die Markung

Die Markung Weilen hat durchweg schwere Böden. Sie hat weder an den fruchtbaren Liasböden noch an den durch Weißjuraschutt entstehenden lockeren Verwitterungsböden Anteil. Sie gehört ausschließlich dem unteren und mittleren Braunjura an. Aus den schiefrigen Tonmergeln (Opalinustone) entsteht bei der Verwitterung ein zäher gelblicher Ton, der einen zumeist flachgründigen, schweren und naßkalten, karbonatarmen und schlecht durchlüfteten Boden ergibt. Bei großer Trockenheit wird der Boden an den Hängen vielfach von Rissen und Sprüngen durchsetzt. In der Regel trägt ein solcher Boden Dauerwiesen oder Wald (Weilstetten, Roßwangen, Dotternhausen usw.). Nur in begünstigten Lagen, so vor allem an der Obergrenze dieser Töne, wo infolge der sich hier einstellenden stärkeren sändigen Beimischung der Boden aufgelockert ist, kann er als Ackerland Verwendung finden. So beschränkt sich das Ackerland bei Weilen im wesentlichen auf den Süden der Markung, wo an den Hängen die kalten Böden durch Sande und Kalksteinverwitterungen etwas lockerer und in ihrer Mineralkraft gebessert sind: „Rennenwasen“ (nicht „Rinnenwasen wie auf den Kärten eingetragenen), „Grube“ und „Lange Äcker“.

Schluß folgt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Heimatkundliche Blätter



für den Kreis
Balingen



Jahrgang 16

31. Dezember 1969

Nr. 12

Ein Sonderling auf Bäumen - die Mistel

Von Helmut Hauser, Balingen

Auf winterkahlen Bäumen z. B. auf Ahorn, Linde oder Apfelbäumen, besonders aber auf Tannen findet der aufmerksame Naturbeobachter die Mistel. Gerade im Monat Dezember wird sie auf dem Weihnachtsmarkt als Zimmerschmuck angeboten, denn ihr wintergrünes Laub und die weißen Beeren geben ihr einen eigenartigen Reiz. Der sonderbare Wuchs, die eigenartige Verzweigung und die charakteristische Blattform lenken immer wieder die Aufmerksamkeit naturverbundener Menschen auf sie. (Auf den Tannen beim Wasserreservoir Balingen trifft man die Mistel besonders häufig.)

Ganz allgemein wird die Mistel (*Viscum album* — hier: *L. ssp. abietis*) als Halbschmarotzer bezeichnet, da sie aber ohne den Wirt, also hier die Tanne, nicht zur Blattbildung kommen kann, wird sie genauer als Nährsalzparasit bezeichnet. Mit dem Chlorophyll ihrer Blätter, Stengel und der Wurzeln bildet sie selbst organische Stoffe, von ihrem Wirt bezieht sie Wasser und Nährsalze, daher ist ihr Wurzelsystem sehr klein, d. h. zurück- bzw. umgebildet. Die Wasserversorgung übernehmen sogenannte Senker, diese wachsen senkrecht zur Wurzel, aber nur der Zweigmitte zu bis zum Holz des befallenen Astes, in das sie nicht eindringen, von dem aber die älteren Senker nach und nach umwallt werden. Die Mistelwurzeln weichen in ihrem Verhalten (sie streben nicht nach unten, sondern verlaufen erzwungenermaßen in der Längsrichtung „ihres“ Zweiges) und in ihrem Bau (sie haben keine Wurzelhaare, bilden regelmäßig Blattgrün, obwohl sie unter der Wirtsrinde verlaufen) von echten Wurzeln in manchem ab. Neben den länglich-spatelförmigen Blättern bleiben auch die Stengel der Mistel grün gefärbt, sie bleiben es bis ins Alter, da sie keine Borke bilden. Im Winter nehmen sie oft, das sieht man jetzt gerade besonders deutlich, eine gelbliche Färbung an. Ihr Blattgrün wird im Licht teilweise zerstört, und das Gelb der Epidermiszellen macht sich bemerkbar. Die Blätter der Mistel werden nicht so alt, wie man es bei einer immergrünen Pflanze erwarten könnte, sie bleiben nicht einmal zwei Jahre am Leben. Sobald die neuen Blätter im Spätsommer erwachsen sind, werden die vorjährigen abgeworfen. Eine herbstliche Verfärbung tritt nicht ein. Bereits im Frühsommer werden die Blüten der Mistel angelegt, sie überstehen den darauffolgenden Winter völlig ungeschützt und öffnen sich dann im zeitigen Frühjahr. Vom Ausschlagen oder gar Erblühen des Wirts sind sie völlig unabhängig. Nur Spezialisten werden die ganz unscheinbaren Blüten bewußt zu sehen bekommen. Um die Blütezeit werden die Misteln kaum zu Schmuckzwecken gebrochen.

Leckerbissen für Drosseln und Seidenschwänze

Im November und Dezember reifen erst die Früchte der Mistel, im Herbst sind sie noch grün, ihre Samen aber bereits keimfähig. Die Mistelbeeren enthalten stets nur einen einzigen, in viscinhaltigen Schleim eingebetteten Kern. Dieser Schleim ist zweischichtig, die äußere, zellulosehaltige Schleimschicht ist verdaulich, die innere Pektoseschicht unverdaulich. Die Samen sind also auch in den Ausleerungen der Vögel schleimig, was für die Verbreitung der Mistel von Bedeutung ist. Über die Bedeutung der sonst so seltenen weißen Beerenfarbe wurden sich die Forscher nicht einig. Viele hielten sie für ein Mittel, die Vögel anzulocken wie bei den häufig angepflanzten Schneebeerenarten. Tubeuf, der bekannte Mistelforscher, nimmt das nicht an, da sie bei Schnee trotz des dunklen Hintergrundes des Mistellaubes nicht auffallen. Er deutet die weiße Farbe als Schutz gegen Erwärmung und verfrühte Keimung, da sie die Sonnenstrahlen reflektiere. Den Mistelschleim versuchte man als Klebstoff bei Pflastern zu verwenden, man kam jedoch bald wieder davon ab. Daß der Vogel nicht aus den schleimigen Beeren der Mistel, sondern aus den Früchten der mit ihr sehr oft verwechselten Riemenblume bereitet wurde, gehört zu den vielen Irrtümern, die über die Mistel gang und gäbe waren — und sind! Ich glaube auch nicht an die Giftigkeit der Beeren. Daß Kinder oder gar Erwachsene Mistelbeeren naschen, ist äußerst unwahrscheinlich. Sie ziehen im Grunde unangenehme, zähe Fäden und sind nur nach einiger Übung hinunterzuschlucken. Obwohl sie von Drosseln und Seidenschwänzen gefressen werden, ist freilich der Beweis der Ungiftigkeit noch nicht erbracht.

Großer Schmuckwert der Mistel

Neben dem großen Schmuckwert der Mistel, besonders in der Vorweihnachtszeit, ist ihr Holz zur Herstellung von Rosenkranzperlen sehr beliebt. Aber besonders in der Heilkunde mißt man der Mistel gewisse Werte bei. Sie soll eine blutdrucksenkende Wirkung haben und bei Arterienverkalkung wird sie als Tee, Mistelperle und Mistelsaft verordnet. Das bekannte Plenisol, ein Mistelpräparat, wird bei Gelenk- und Wirbelleiden (Arthrosen, Spondylosis) und ebenfalls zur Senkung des Blutdrucks injiziert. Sehr eingehende, positiv ausgefallene Untersuchungen über den Einfluß der Wirtspflanze der Mistel auf den Gehalt an hypotensiven und herzirksamen Prinzipien der Mistel wurden an verschiedenen Universitäten durchgeführt.

Selbstverständlich mußte eine so wunderbar wachsende Pflanze Wunderkräfte besitzen. Von alters her stand sie daher in zauberhaftem Ansehen. Vor Blitzschlag und Feuersbrunst sollte sie schützen, sie war ein Gegenmittel bei Vergiftungen aller Art, dreimal geweihte Mistelblättchen, sorgsam



eingehüllt und Kindern um den Hals gebunden, sollten vor Hexerei und bösem Zauber schützen, ja... ein Mistelzweig im Kuhstall aufgehängt, vertrieb jegliche Hexerei und erleichterte den Kühen das Kalben!! Gabelförmige Mistelzweige dienten sogar als Wunschelruten, um unterirdische Wasser, Erz- und Salzlager und verborgene Schätze aufzufinden. Hier war es wirklich an der Zeit, daß die Mistel aus Sage und Aberglaube zur Heilkunde aufstieg... In England aber zielt heute noch die Mistel an Stelle unseres „Christbaumes“ die Weihnachtsstuben und seltsame Volksbräuche verbinden sich dort mit diesem Baumsonderling, der sich auch bei uns besonderer Beliebtheit erfreut und in diesen Tagen manches Zimmer schmücken wird.

Literaturangabe:

1. Fritz Stopp, „Unsere Misteln“, S. 5, 23, 28, 31, 34, 61. Die neue Brehm-Bücherei A. Ziemsen-Verlag, Wittenberg, 1961.
2. Prof. Karl Haug, „Wir erforschen Leben“, S. 135 bis 137. Mundus-Verlag Stuttgart, 1969.
3. Heinrich Grupe, „Bauernnaturgeschichte“, 5. Band, S. 89/90, 5. Auflage. Diesterweg-Verlag Frankfurt, 1952.
4. Hg. Paul Mangold, „Der deutsche Bauer“, I. Teil, Seite 625/627. Verlag Carl Ehlers Konstanz und Kreuzlingen (Thurgau).
5. Gottfried Amann, „Bäume und Sträucher des Waldes“, S. 33, 87, 153. Verlag Neumann-Neudamm Melsungen, 3. Aufl., 1956.
6. Oskar Schweighart, „Fotobuch der Bäume und Sträucher“, S. 247. BLV Verlagsgesellschaft München, 1961.
7. Dörfler-Roselt, „Unsere Heilpflanzen“, S. 465 ff. Franck'sche Verlagsbuchhandlung Stuttgart, 1965.

Dreikönig - Epiphania - Erscheinungsfest

Nach einem Vortrag von Graf Adelman, Bühl bei Tübingen

Von Weihnacht zu Dreikönig oder Epiphanie! Welcher Szenenwechsel. Zuerst die stille Weihnachtsnacht, dann ein Feiertag mit Staatsempfängen. So zeigt sich auch auf den Bildern alter Meister eine gedrängte Fülle: Da vermag der Stall, die Höhle, dies hilflose Gemäuer irdischer, erster Behausung des Gottessohnes, die Haupt- und Nebenpersonen kaum zu fassen: Könige mit klingenden Namen: Caspar, Melchior, Balthasar, die aus weiten fürstlichen Gewändern Geschenke hervorholen, das Knie beugen. Im Gefolge sind Kamele, Pferde, Diener, einige Hirten, übrig geblieben und bescheiden zwischen den Neuankömmlingen in ihrer Pracht. Oft zeigt sich eine verwirrende Fülle in solchen Bildern. Oder aber es wird das ganze Geschehen in einen majestätisch glorifizierenden Rahmen gestellt, der einer kaiserlichen Huldigung gebührt. Nicht weniger vielschichtig und vielschichtig ist die Geschichte dieses Festes. Was da nicht alles mitten will beim Schlußfest der Weihnachtszeit! Maler brauchen ihre ganze Palette. Die Entwicklungslinie des Dreikönigbildes führt von kaiserlichen Huldigungsbildern bis zur Darstellung von orientalischen Massenszenen.

Vieles häuft und mischt sich seit dem 4. Jahrhundert, in welchem dieses Fest zum erstenmal genannt wird. Liturgische und außerliturgische Gebräuche überlagern sich. Glaube und Aberglaube wechseln miteinander ab. Ein hellhäutiger Magier wird zu einem waschechten schwarzen König. Legenden werden erzählt und wieder vergessen. Selbst den Gebeinen der Magier läßt man keine Ruhe. Man schmückt sie und beraubt sie. In den Kirchen stehen die Drei Könige ebenso wie sie in Schildern von Wirtshäusern und Brauereien Beachtung heischen. Viel Unterhaltsames läßt sich zum Dreikönigsfest erzählen. Sicher sollten wir aber anspruchsvoller sein an diesem Fest, das Schluß einer Episode sein kann, oder Aufbruch. Die erste Geschichte, die zu erzählen ist, überschreiben wir:

Der Prophet und sein einsichtiger Esel (4. Mose 21/24)

Wenn nicht bei Adam und Eva, so fängt die Geschichte von den drei Königen, oder wie wir biblisch getreuer sagen sollten, die Geschichte von den Magiern beim Propheten Balaam an. Dieser hatte nun einen Esel. Keinen dahergelaufenen, es war ein im Dienste der Magie viel erprobter Esel. Balaam war nämlich ein Magier des Gottes Baal. Andere heißen ihn weniger ehrerbietig einen Zauberer. Heute wird er zu Recht Prophet genannt. Er verdankt das nicht zuletzt seinem Esel. Und das geschah so: Gegen König Balak dem Moabiter und sein Land näherte sich aus der Wüste ein knurrendes, murrendes, abgekämpftes, aber recht zahlreiches Volk, das nichts zu verlieren hatte, dafür aber im Ruf stand, das Volk eines mächtigen Gottes zu sein. Der König rief seinen Magier zu Hilfe und gab ihm den Befehl, das unheimliche Volk zu verfluchen. Balaam erhielt aber auch einen Gegenbefehl vom Gotte Israels. Da es damals noch als klug galt, nicht jeder neuen Sache flugs nachzualopieren, um sie womöglich noch zu überholen, bestieg Balaam unbeirrt sein Reittier, um das Volk Israels zu verfluchen. Der Esel, sonst nur zum IA-Protestgeschrei fähig, wurde in einem schmalen Weinbergweg verständlich, und beschimpfte seinen Herren ob dessen Blindheit. Er sprach in wohlgesetzten Worten, wobei er seinen Herren zwischen sich und die Weinbergmauer klemmte. Das half. Der störrische Magier des Baal wurde zum Propheten: Er kniete nieder, sah und

sprach: „Ich werde IHN sehen, aber jetzt nicht, ich werde IHN schauen, aber nicht von Nahe. Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen, und ein Szepter aus Israel aufkommen...“

Ist das nun eine Legende? Ich sehe hier mehr als eine fromme ganz unterhaltsame Geschichte. Der redende Esel macht Ihnen Kopfzerbrechen? Es wäre etwas billig, zu fragen, ob Sie noch nie einen Esel haben reden hören. Fragen wir etwas wesentlicher nach der „Moral von der Geschichte“. Sie ist doch einigermaßen deutlich, daß nämlich berufene und kluge Leute gegenüber Gottes Einflüsterungen zuweilen bockbeiniger sind, als störrisch geschimpfte und ganz gewöhnliche Esel. Aber auch diese moralisierende Auslegung weiß nichts von dem Lichtbogen, der sich spannt zwischen Balaam's Weinbergweg in Moab, der Höhle bei Bethlehem, und der Erscheinung des Herren, dem Christusereignis bei der Jordantaufer des Jesus von Nazareth. Vor dem Auge des Sehers Balaam geht ein Stern auf, den die Herren Kollegen Magier gut 1200 Jahre später mit Augen sehen werden. Über diese Zeiträume hinweg waren die Keime dieses Geschehens der Heilsgeschichte bereits gelegt, und die kosmisch-geistigen Ereignisse kündigten sich an. Also meine ich, Balaam und sein Reittier: Keine Legende nur, keine Eselei.

Die zweite Geschichte:

Zum 6. Januar beginnt am 1. Januar. An diesem Tage haben wir immer einige Neujahrsreden zu übersteuern. Manche, wohlmerkt nur manche, gleichen einer Sammlung aus Büchners „Geflügelten Worten“. Neben Cassandra-Rufen halten sich in den Neujahrsansprachen optimistischere Klänge: „S' wird besser geh'n, s' wird besser geh'n, die Welt ist rund, und muß sich dreh'n!“

Wer weiß nun wirklich, das Neue im kommenden Jahr zu erkennen? Unser Fest kann einen Fingerzeig geben. Damals wurde das Neue, obgleich am Rande der Welt, in einer verachteten Provinz sich zeigend, erkannt. Das Neue nicht nur eines Jahres, vielmehr der Aufbruch der Zukunft, wurde erkannt. Es ist peinlich zu sagen, nicht von Judas König, oder von der Schriften Hüter, sondern von Astrologen. Kann man dieser Deutung des kommenden Aeons trauen? Schon Matthäus war da sehr vorsichtig. Magier waren ihm suspekt. Der Evangelist, sonst unermüdlich bemüht, Jesus als den vorhergesagten Christus zu erweisen, benutzt im Bericht über die drei Weisen kein einziges Mal die Formel: „... und es erfüllte sich...“ Denn was sich hier zwischen Stern und Krippe erfüllte, hatte Balaam vorhergesagt, und der war ein Magier.

Besuchen wir also zuerst die Magier von damals, eine Priesterkaste des alten medizinischen Reiches, Anhänger der Lehre des Zarathustra, später Priester des persischen Achämenidenreiches. Die Nachfolger der medizinischen Magier sind dann die babylonischen Magier. Auch sie waren hohe Reichsbeamte. Astronomie und Astrologie waren ihr Rüstzeug. Unsere Magier waren wohl babylonischer Herkunft. Sie mögen aus dem alten Partherreich oder von Nordarabien nach Jerusalem und Bethlehem gekommen sein. Man fand heraus, daß die babylonische Astrallehre und die jüdischen Weissagungen, vorwiegend das Buch Daniel, in der geistigen Heimat der Magier eng verbunden sind. Diese geistige Konjunktion ist Grundlage, eine astronomische der Anlaß zum Ausbruch unserer Magier. Zwei Planeten, Saturn und Jupiter vereinen sich im Blickwinkel der Erde zu einem einzigen

Stern. In den Augen der Magier war das der „Königsstern“. Solche großen Konjunktionen sind äußerst selten. Für das Jahr 7 vor Christus, also für jenes Jahr, das als Geburtsjahr des Herrn angesehen werden darf, errechnen moderne Astronomen die letzte Konjunktion dieser Art. Die nächste wird im Jahre 1981 sein.

Unsere Magier berechneten und erkannten den Königsstern. Und sie folgten ihm! „Wo ist der neugeborene König von Juda? Wir haben seinen Stern im Aufgehen gesehen“. War das eine einmalige Konjunktion von Astrologie und Glauben? Doch weiter: Die Weisen treffen am Hof des Königs Herodes Schriftgelehrte. Obwohl schwach in ihrem Glauben, bleiben diese doch die berufenen Werkzeuge der Verheißung. Israel, vertreten durch dessen König und solcher Art Schriftgelehrter, behält seine Mittlerrolle, Mittler des Heils für die vielen Völker dieser Erde. In welcher Verfassung aber waren diese Mittler? Auch heute stoßen sich viele immer wieder am Verhalten der Mittler des Glaubens. Die Magier des Zarathustra jedenfalls, durch die Hinterlist des Herodes und die Glaubensschwäche der Schriftgelehrten damals noch tiefer verletzt und abgestoßen, als wir es heute je sein dürfen, blieben unbeirrt und fanden zu Ziel, zum Lichte des Christus. Der syrische Hymnendichter Balaam beschreibt diesen Weg: „Jene wanderten auf dem Wege, und er (der Stern) am Himmel... Jene kamen nach Bethlehem, da stand er über der Höhle... Jene gelangten zur Krippe, da strahlte er in den Windeln“.

Im vergangenen Jahr standen die Drei Könige vor der Tür meines Freundes, bei dem ich zu Besuch war. Damit beginnt die dritte Geschichte zu Dreikönig.

Der Stern leuchtete etwas schwach, heller die weißen Umhänge. Einer hatte in der Dunkelheit keinen Kopf, das mußte der Schwarze sein. Wir beeilten uns, die Kerzen vom Christbaum anzuzünden. Auf der Treppe schon sangen sie:

**Wir kommen daher aus dem Morgenland
wir kommen geführt von Gottes Hand
wir wünschen Euch ein fröhliches Jahr
Caspar, Melchior und Balthasar**

Wir fühlten uns ziemlich geehrt, denn sie verbeugten sich tief. Den Melchior haben wir erkannt, das war der Fritz von nebenan. Der Balthasar mit etwas krächzender Stimme, war ebenso unverkennbar. Den Caspar erkannten wir nicht. Ein Mohr mit weißen Händen. Wir fragten ihn, der Bub grinste nur und bleckte wie ein echter Schwarzer die weißen Zähne.

**Es führt uns der Stern zur Krippe hin
wir grüßen Dich Jesus mit frommen Sinn
wir grüßen Dich Jesus mit frommen Sinn
Weihrauch, Myrrhe und Gold fürwahr!**

Sie sangen dann noch vom Segen für das ganze Haus und schrieben ihre Zeichen über die Tür bevor sie weiterzogen: „C—M—B“.

Eine würdige Deutung dieser Buchstaben ist: Christus Mansionen Benedicat, d. h. Christus segne dieses Haus. Volkstümlicher und vordergründiger sind es die Anfangsbuchstaben Caspar, Melchior, Balthasar. Wir wissen, daß in der Heiligen Schrift weder die Zahl noch die Namen der Weisen genannt sind. Die Dreizahl folgte man aus den drei Geschenken. Die Herkunft der Namen ist dunkel. Melchior und Balthasars Namen stammen wohl aus dem Hebräischen. Caspars Name aber ist vielleicht in der geistigen Heimat der Magier üblich gewesen, im Partherreich. Dort sind die Namen heute unbekannt. Bei uns kennt sie jedes Kind. Ein Schulspruch heißt:

„Caspar, Melchior Balthasar — sag mir welches der Schwarze war — daß der Caspar ist's gewesen, kannst in alten Büchern lesen“. Seit Jahrhunderten, vielleicht schon seit dem die Reliquien der Heiligen drei Könige in Köln verehrt werden, nennt man ihre Namen alljährlich. Die Magier sind in der Zwischenzeit Heilige im christlichen Sinne geworden.

In den Dreikönigsumzügen wurden uralte vorchristliche Bräuche mit aufgenommen, so der Jahresbeginn, die Rauhnächte, Fruchtbarkeitsriten. Sie spielen auch heute noch, verborgen zwar und getauft durch das neuere christliche Motiv ihre Rolle. Kinder sind die Hauptakteure, und Fachkundige sehen darin ein Anzeichen des Absterbens dieser Gebräuche. Da aber gerade in den allerletzten Jahren die Umzüge weit über ihr altes Stammland, die Alpengebiete hinaus und unter dem aktuellen Motto: Kinder helfen Kindern, gehalten werden, hat dieser Brauch seine Lebenskraft doch aufs neue bewiesen.

Beim Hinausgehen der drei Könige erkannte mein Freund endlich den Mohren. Alle Buben wollen gerne den Schwarzen spielen. Es stört mich gar nicht, daß die Heilige Schrift nichts von einem Mohr berichtet, läßt jedoch klar erkennen, daß mit den Weisen, die Völker und nicht zuletzt die Schwarzen, wie vorhergesagt, ihren König gefunden haben. So empfinde ich die Schwärze des einen Magiers nicht als eine späte Zutat. Albertus Magnus, Schwabe und Kölner zugleich, weiß schon von einem Schwarzen unter den drei Weisen. Die Künstler riskierten es erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, den einen der Heiligen zu schwärzen. Vielleicht war damals die mittelalterliche Abneigung von allem Schwarzen und damit heidnisch Verdächtigen geschwunden.

Was da die Buben unter dem Motto „Kinder helfen Kindern“ sammelten, schickten sie den Kindern der alten Königsstadt Achat am Wansee, wo früher Partherkönige herrschten und Magier lebten. So kehren auch diese Könige wie ich hoffe reich beschenkt und wie ich gleichfalls hoffe, auf geradem und nicht auf anderen Wegen nach Hause zurück.

bleiben wir zur vierten Geschichte im fernen Osten.

Wohin die Weisen weiterzogen, wissen wir nicht. Legendenschreiber vom 4. bis zum 20. Jahrhundert, man denke nur an Ben Hur, nahmen sich dieser Lücke an und füllten sie mit seltsamen Geschichten. Man erzählt sich eben dort, ein paar hundert Kilometer nur vom Wansee entfernt, im alten Persien und Land der Parther:

Hören wir eine Legende über die Magier aus der Heimat der Magier! Marco Polo hat sie mitgebracht von seiner 24jährigen Reise. Als er im Jahre 1295 vor den erstaunten Verwandten in Venedig die Säume und Nähte des zerlumpte Gewandes aufschlitzte, und vor den Augen der Staunenden alsbald Perlen und Edelsteine von sagenhaftem Wert hervorrollten, hatte er diese Perle der Legende von der Heimkehr der drei Weisen noch nicht hervorgeholt. Später erst berichtete er: „Ich fragte die Leute der Stadt auf jegliche Art nach den drei Weisen. Vergeblich. Drei Tagesreisen weit aber lag das Dorf Cala Ataperistan, was so viel bedeutet wie „Burg der Feueranbeter“. Und diesen Namen trug es zu Recht, denn die Leute beteten dort das Feuer an und ich will erzählen warum. Die Leute dort erzählen, daß sich in alten Zeiten drei Könige aus diesem Lande wegbegeben, um einen neugeborenen Propheten anzubeten. Sie fanden ihn und kehrten reich beschenkt zurück. Als sie schon viele Tage geritten waren, wurden sie sich einig, daß sie sehen wollten, was das Kind ihnen geschenkt hatte, und was der Sinn dieses Geschenkes war. Einen Stein hatte das Kind ihnen mitgegeben. Sie aber wußten nicht, was er be-

deuten sollte. So warfen sie ihn in einen Brunnen. Im selben Augenblick aber schlug Feuer vom Himmel hernieder in den Brunnen. Sie nahmen von dem Feuer, brachten es in ihr Land, nährten es in einer Kirche. Dort hüten es heute noch die Feueranbeter.

Wir fragen uns: Eine Legende? Was ist mit den Reliquien der Magier des fernen Ostens? Was blieb bei uns?

Die fünfte Geschichte zu Dreikönig will uns davon erzählen. Auch sie beginnt mit einer mühseligen Reise. Vor 800 und ein paar Jahren zog Rainald von Gottes Gnaden Erwählter der kölnischen Kirche und des Heiligen Römischen Reiches Erzkanzler für Italien über die Alpen zurück an den Rhein. In seinem Gefolge befanden sich Tragtiere mit seltsamer Last: Särgе. Darinnen waren „Gefallene Freunde“ wie der Erzbischof und Erzkanzler behauptete, in diesem selbst ihm, einem der Mächtigsten des Reiches, gefährlichen Land. In Wirklichkeit sollen es die Gebeine der drei Könige gewesen sein: „Wertvollste Kriegsbeute aus dem eroberten Mailand.“

Hießen wir den hochwürdigsten Herrn einen Erzspitzbuben, würde er ebenso unberührt lächeln, wie ihn ein Goldschmied auf dem Kölner Dreikönigsschrein dargestellt hat. Und ganz gewiß darf man nicht sagen, die Geschichte der drei Könige sei eine einzige Räubergeschichte von Anfang an. Da ist z. B. der Schrein, glanzvoller Höhepunkt der Goldschmiedekunst des 12. Jahrhunderts. In einer dreigeschossigen Basilika aus Gold, Silber und Edelsteinen begann man schon 1181 die Reliquien zu bergen. Da thronen seitlich unter Arkaden Propheten und Apostel. Die Dächer waren einst mit Szenen aus dem Leben Christi und vom jüngsten Tag geschmückt. Mit den später hinzugefügten Schmalseiten, mit Anbetung, Taufe und Kreuzigung wird der Schrein Abbild eben jener Heilsgeschichte, in der die Magier ihren kurzen aber bedeutungsvollen Auftritt hatten. Zu den größten Kostbarkeiten des Schreines gehört der Schmuck von Edelsteinen, Gemmen und Cameen. König Otto IV. stiftete die Stirnseite des Schreines, die über und über mit solchen Steinen geschmückt war. Wahrscheinlich brachten die Plünderer Konstantinopels im Jahre 1208 solche Schätze nach Deutschland und befähigten den König erst zu seiner Stiftung. Martin, Seine Gnaden, der Abt von Pairis im Elsaß, beschreibt in seiner Geschichte der Eroberung Konstantinopels, wie andere sich um solche gleißende Beute schlugen, er selbst aber sich mit dem Rauben von Reliquien begnügte. Er belächelte sich selbst. Uns aber ist solches Beutemachen wie die bittere Myrrhe unter den Geschenken der drei Weisen. Nach diesen halbwegs frommen Spitzbuben kamen die Räuber von Profession. Das war in den napoleonischen Wirren. So hatten es die Magier von Anfang an mit Halunken aller Schattierungen zu tun. Hinterlistige wie Herodes, Fromme in ihrer Art, oder schlichtweg Goldgierige. Es ist leicht, sich hier zu entrüsten. Schwieriger ist die Antwort auf die Frage ob wir es

nicht ähnlich machen. Jahr für Jahr in der Weihnachtszeit, wenn wir vom Goldglanz des Festes stibizen, ohne daß wir bereit sind, uns vor dessen Größe zu beugen.

Die sechste und letzte Geschichte zu Dreikönig beginnt in einem Wirtshaus. Auf einer Reise oder bei sonstiger Gelegenheit haben auch Sie sicherlich schon einmal im Gasthof „Zu den Drei Königen“ ein Bier getrunken und gut gegessen. Diesen Drei Königen zu Ehren, den Wirten wohl auch zum besseren Verdienst, nannte man an vielen Orten Gasthöfe „Zu den Drei Königen“ oder auch „Zum Stern“. Selbst Gasthäuser, die fern von der Reiseroute des Erzbischofs und seiner heiligen Beute lagen bekamen diesen Namen. Die Heiligen drei Könige galten ganz allgemein als Patrone der Reisenden. Im Aargau betete man vor einer Reise „Jesus, Maria, Josef sei vor, Caspar, Melchior und Balthasar sei hinter, die Heilige Dreifaltigkeit sei ob mir!“ Bei der Verehrung der heiligen Magier ging es nicht immer ohne Aberglaube und Magie ab. Manche legten sich Zettel mit den Namen der drei Wanderer in ihre Schuhe.

Da wir sehen, welch abergläubisches Mißverständnis sich hier zeigt, wird man sich um so mehr um das rechte Verstehen der Botschaft dieses Tages und seiner Heiligen bemühen müssen.

Matthäus (2, 10-11) berichtet: „Da sie den Stern sahen, freuten sie sich sehr, und gingen in das Haus, fanden das Kindlein mit Maria seiner Mutter, fielen nieder und beteten es an. Dann taten sie ihre Schätze auf, und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe.“

Die Magier erfahren ihres Gottes Nähe. Es ist für sie „Ephiphanie“. Das bedeutet Erscheinung oder Enthüllung Gottes. Wie tief ihre Einsicht war, wissen wir nicht. Jedenfalls, sie fallen nieder und beten das Kind an. Erkennen sie hier den selben Gott, der sich ihnen vielfach in der Schöpfung, tausendfach am Himmel zeigte? Sicher ist, daß sie niederknien vor dem Gott Daniels, vielleicht vor dem Bezwingen Balaams, sicher auch vor dem Gott des ungläubigen Herodes und seiner Schriftgelehrten. Für die Weisen ist, wie für uns, das Kind in der Krippe Erfüllung vorhergegangener Ephiphanien. Sie scheinen so sogar vorauszuahnen, daß sich dieses Kind als erwachsener Mann nochmals offenbaren wird, bei der Taufe, am Kreuz, im Leiden bis zum Grab, denn unter ihren Geschenken ist Myrrhe, Grabbeigabe.

Was die Weisen nur angedeutet fanden, ist für uns Tatsache: Das Kind wird zum Erlöser, der Tote wird auferstehen, und zeigt sich in andauernder Offenbarung, allen, Christen und Nichtchristen. Auch uns haben die drei Könige ihre drei Gaben zurückgelassen: Das Gold als Gabe der Weisheit in der Selbsterkenntnis, den Weihrauch als Gabe der Frömmigkeit in der Selbsthingabe, die Myrrhe als Gabe des Sieges des Lebens über den Tod. Nicht nur Rückblick und Erinnerung an die Ephiphanie damals, sondern Ausblick und Anbetung ist der Sinn dieses Festes.

Rund um Weilen

Von Fritz Scheerer

Darüber steigt das Gelände im Mittelbachtal, in den „Nonnenwiesen“ und zum Wochenberg in den „Wasserfallschichten“ und in den in Richtung der Deilinger Pforte darüber lagernden, sehr widerstandsfähigen Blaukalken stark an. Doch an der Fläche des mittleren Braunjura bei Deilingen hat die Weilener Markung kaum Anteil. Die südliche Markungsgrenze folgt fast überall der scharf ausgeprägten, nach Norden gekehrten Kante dieser Fläche. Darunter fallen die Hänge in den Sand-

kalken steil ab (Kehren der Straße), und erst in den Tonen werden sie wieder flacher. Brandbächle, Weilerbach und vor allem Mittelbach, in Weilen Mittlenbach genannt, haben die Hänge unter der Stufenkante zerfurcht, so daß ein unruhiges Hügelland mit größeren Höhenunterschieden entstanden ist (höchster Punkt im Süden 830 m, tiefster an der Schlichem 656 m).

Die Markungsgrenzen blieben, besonders gegen Schömberg, lange umstritten. Der

Wald „Brand“ (von brennen, also einst gerodet) stößt wie ein rechteckiger Keil in die Markung Weilen hinein. Nach einer Sage hätten sich die Schömberger widerrechtlich Stücke des „Withaus“ angeeignet, indem sie auf der strittigen Stelle vor Gericht geschworen hätten, sie stünden auf städtischem Boden, hatten aber ihre Schuhe nur mit Erde von der Schömberger Markung gefüllt gehabt. Das Streitobjekt sei ihnen dann zugesprochen worden. Wenn auch das ganze Sage ist, so geht doch daraus hervor, daß um die Aufteilung der einstigen Holzheimer Markung (bei der Schömberger Mühle) gestritten wurde.

Name und Entstehung der Siedlung

Auf Grund der geschilderten geologischen Verhältnisse muß hier eine späte Besiedlung angenommen und Weilen zu den Orten der späteren Ausbauzeit gerechnet werden. Die Siedlung wird auch erst 1327 bzw. 1290 erstmals urkundlich erwähnt. Dabei sei nicht ausgeschlossen, daß in der Nähe schon früher verschiedene Gehöfte vorhanden waren, die aber wieder abgegangen sind. Zu diesen mittelalterlichen Kleinsiedlungen dürften die verschiedenen „Brühle“ (Wiesen), wie der im Steuerbuch von 1784 genannte Brühl (teilweise auch Heiligenbrühl genannt), und die „Braiten“ (Äcker) gehört haben, die meist in der Hand von Grundherren waren.

Auf keinen Fall hat der Ortsname Weilen etwas mit einer römischen villa zu tun, denn nirgends sind römische Spuren vorhanden, wie sie bei Weilheim, dem heutigen Weilstetten, anzutreffen sind. Bis um 1600 lautet der Ortsname „Wiler“, also nach heutigen Begriffen eine Siedlung mit höchstens zehn Häusern (erst 1582 13 Häuser, 1394 „Wiler under Hohenberg“, 1437 „Wiler infra castrum Hohenberg“). Im Mittelalter kam auch teilweise „bei Schömber“ und am Anfang des 18. Jahrhunderts „unter den Rennen“ auf, um Verwechslungen mit gleichnamigen Orten zu vermeiden. Seit etwa 1890 ist die verunstaltete Form „unter den Rinnen“ gebräuchlich (s. unten).

Sagen und Brandschutt bei der Ottilienkapelle und im Gewinn „Hochstetts“ (wohl von Hofstatt) dürften auf kleinere Siedlungen, im letzteren Fall auf einen Hof hinweisen. Ungewiß bleibt, ob im Gewinn „Hermannshefte“ oder „Manngut“ beim auf Schömberger Markung gelegenen „Brand“ ein Hof vorhanden war. Sicher ist nur, daß 1772 ein Reihe österreichischer Lehenstücke („Mannlehen“) weder zu Schömberg noch zu Weilen gerechnet wurden. „Armweiler“ (1688 Armweyler) im „Weiherösch“ deutet auf eine kleine abgegangene Siedlung hin.

Mit einiger Sicherheit ist eine Siedlung in der Nähe der Ottilienkapelle (früher Marienkapelle) bei der Flur „Lachen“ anzunehmen, denn 785 schenkte ein gewisser Anselm dem Kloster St. Gallen in Holzheim mehrere Äcker und Wiesen und dazu den Wald „Lahha“ (Lachen), der heute nur teilweise aufgeforstet ist. St. Galler Urkunden erwähnen im allgemeinen einen Wald nur mit vollem Namen, wenn er durch Rodung zu einer Besiedlung vorgesehen ist. Auch die älteste Straße hat hier vorbeigeführt (s. unten). Wir sehen, eine Reihe von Kleinsiedlungen, wie man sie mehrfach im Schlichemtal antrifft, können vorhanden gewesen sein. Doch von keiner ist etwas urkundlich erwähnt. Man ist nur auf Vermutungen und Analogieschlüsse angewiesen.

Für eine planmäßige Neubesiedlung im 13. Jahrhundert sprechen verschiedene Gründe. Über Leibeigene in Weilen ist nichts bekannt, während der Familiennamen „Fry“ (Frei) schon für 1394 bezeugt ist. Es müssen also hier Bauern zu freierem Recht angesetzt worden sein, vielleicht vom 1270 aufgelassenen Burgweiler Hohenberg,

denn Weilen zählte zum Hohenberger Fronverband und war in die Hohenberger Mühle zu Delkhofen gebannt. Auch der Ortsgrundriß spricht für eine solche Auffassung. An der nach Südwest führenden Straße zur Kirche und zum Oberdorf dürfte der älteste Siedlungsteil sein, wo einst auch die größeren Bauern saßen. Die Anordnung der Grundstücke um den alten Siedlungskern läßt eine planmäßige Aufteilung erkennen. Der zugehörigen Hofstatt wurden parallelliegende, rechteckige Parzellen mit der Schmalseite zur Straße zugeteilt, ähnlich wie es in hoch- und spätmittelalterlichen Rodungsgebieten der Fall war. Heute ist diese Einteilung noch teilweise erhalten. Kirche bzw. Kapelle und Pfarrhaus wurden im Zentrum in dieses Siedlungsschema einbezogen. Die vom Ortskern ausgehenden Straßen, in Richtung Schömberg (Angerstraße), die nach Norden ausgreifende zum Unterdorf und in Richtung Deilingen zum „Außendorf“, sind erst das Ergebnis jüngerer Ortserweiterungen im 18. und 19. Jahrhundert und haben bescheidenere Hausgrundstücke, im Unterdorf sogar zum Teil eingeschossige Häuschen. Anfangs dürften die vier Arme etwa gleich lang gewesen sein.

Das Heidenschlöble

Nördlich Deilingen ist ein kleiner Bergvorsprung über dem Mittelbachtal durch zwei hintereinanderliegende, heute noch deutlich sichtbare Gräben von der Hochfläche getrennt. Nach der Oberamtsbeschreibung Spaichingen (1876) wurden hier Mauer- und Siedlungsreste gefunden. Seit dem 18. Jahrhundert sind hier die Bezeichnungen „Burgstall“ und „Heidenschlöble“ bezeugt. Sie verraten, daß an dieser Stelle im Mittelalter eine Burg gestanden hat. Über ihren Namen, ihre Geschichte und ihre Besitzer ist nichts bekannt. Es wird sich um eine Ministerialenburg des 13. Jahrhunderts mit verhältnismäßig kleiner Grundfläche gehandelt haben. Das Burggelände ist wahrscheinlich zwischen Deilingen und Weilen gleichmäßig aufgeteilt worden. Jedoch hat sich der Weilener Teil in der Zwischenzeit durch Rutschungen, die hier immer wieder vorkommen („Gansloch“ usw.), stark verkleinert. An dieser Burg führten alte Wege vorbei. Östlich des Palmbühls, über Holzheim, den Wald Honau, die Ottilienkapelle, das Mittelbachtal hinauf, am Heidenschlöble vorbei, führte ein Weg in das Untere Bäratal. Auf der Wasserscheide der Hochfläche nördlich Deilingen kreuzte dieser Weg mit der sogenannten „Renne“ (alte Bedeutung von rinnen = geradeaus aufs Ziel zulaufend), einem Teilstück des Rottweiler Wegs von Schörzingen über Deilingen nach Tanneck-Obernheim. Die heutige Deilinger Steige mit ihren scharfen Kehren wurde erst 1873/1874 gebaut.

Die Fluren

Der reiche Wechsel der Landschaftsformen der Markung mit ihren Bergen und Hängen, Mulden und Tälern wurde von den einstigen Siedlern mit treffenden Namen belegt. So finden wir einen „Wolfsbühl“, eine „Halde“, einen „Bohl“ (mehr rundlich), „Hangen“ und „Hohrick (hoher Rücken) oder für aussichtsreiche Punkte „Lugten“, „Kapf“, „Juchten“, „Wacht“ oder bildliche Vergleiche in „Löchle“ und „Himmelreich“, Schluchtartig eingesenkt ist der „Dobel“. Die Enge wird bezeichnet in „Engstenhalde“. Die als scharfe Kante vorspringende Deilinger Pforte wird „Eck“ genannt. Ansteigend. Wege spielen in dem hügeligen und bergigen Gelände eine große Rolle: „Steig“, „Stagle“, „Katzensteigle“, „Rennenwasen“ und „Rennensträßle“. Früher mußten daher viele Pferde (1615: 38 Pferde) oder Ochsen (1834: 36 Ochsen) gehalten werden, die heute durch die Trak-

toren abgelöst sind (1967: 50 Traktoren).

Da auf Grund des geologischen Aufbaus meist toniger, schwerer Boden und nicht wie auf der Hochfläche Steinböden vorhanden sind, weist nur ein einziger Flurname auf Steine hin: „Steinbos“ (Steinbruch). Um so zahlreicher sind die Bezeichnungen, die den lehmigen und nassen Untergrund zum Ausdruck bringen, wie „Lehmgrube“, „Breitenried“, „Brunnenstube“, „Gallenwiesen“ (mit Druckwasserquellen), „Lachen“, „Wierle“ (Weiher). Bitteres Futter lieferte die sumpfige Flur „Sulz“. An Schilfrohr (also versumpfte Stellen) erinnern „Am Rohr“, „Rohrbühl“, „Rohrkessel“, „Rohrhalde“, „Felben“ (Weiden) wachsen nur an nassen Stellen.

Lange, meist schmale Grund- und Gelandestücke heißen „Lange Äcker“ oder gekrümmte, gebogene Fluren „Krumme Äcker“, eine spitze Flur „Spitzacker“. Gegen Schörzingen liegt das „Hinterwiesle“. Der „Angel“ war wohl ursprünglich gegen Viehtrieb eingefangenes Wiesenland, das abgemäht wurde. Gutes Wiesenland ist der „Brühl“, während „Egert“ wenig ertragreiches Ackerland, nur kurze Zeit angebaut und dann sechs bis acht Jahre als einmähdige Wiesen oder Weiden genutzt war.

Die wachsende Bevölkerung (um 1600 etwa 100–150 Einwohner) war gezwungen, den Bestand an nicht zeltlichem Wechselfeld und Wiesen laufend durch Rodungen zu vermehren. Durch Ausgraben von Bäumen, Büschen und Wurzelstöcken wurde Land urbar gemacht: „Reutewäldle“, „Auf der Reute“, „Kienetsreute“, „Weitenreute“.

(Schluß folgt)

Inhaltsverzeichnis des 16. Jahrgangs

	Seite
15 Jahre Heimatkundliche Vereinigung; von F. Roemer	725
Heimatkundliche Vereinigung gestern und künftig; von W. J. Frh. von Brandenstein	726
Quellen, Brunnen und Weiher unserer Heimat einst und jetzt; von Hans Müller	726–728
Kostbarkeiten der Heimat. Die Pfarrkirche in Margrethausen; von Kurt Wedler, Ebingen	728/730
Vierhundert Jahre Mercator-Projektion; von Dipl.-Ing. Kerndter	729
Schulmeister Weiden und die Onstmettinger Schule zu Anfang des 18. Jahrhunderts; von Alfred Munz, Onstmettingen	730–732
Burg und mittelalterliche Stadt Rosenfeld; von Fritz Scheerer	732/735/736/738/739
Entwicklung des Berufsschulwesens im 19. und 20. Jahrhundert in Onstmettingen; von Alfred Munz, Onstmettingen	733–734
„Tieringen ist ein rechtes Tränental“; von Karl Hötzer	734–735
Interessantes aus der „Gerichtsordnung zu Geislingen“ vom Jahr 1608; von H. Bienert	737–738
Noch viel Eiszeitliches in unserer Landschaft; von Hans Müller	739/740/744
Balinger Flurnamen; von Fritz Scheerer	741–743
Kostbarkeiten der Heimat. Die St. Wendelinskapelle in Obernheim-Tanneck; von Kurt Wedler, Ebingen	743–744
Aus alten Steuerlisten; von Dr. Walter Stettner, Ebingen	745–748, 750–752, 757–758
Geschichtlicher Überblick über die Stadt Wien; von Kurt Wedler, Ebingen	749–750
Aus der Geschichte von Engstlatt; von Fritz Scheerer	753–756, 758
Kloster Heiligkreuztal, eine Oase der Ruhe und Besinnung; von Kurt Wedler, Ebingen	758–759
Hochsträßwanderung; von Hans Müller	759–760
Gesellschaft und Höhere Schule einst und jetzt; von Dr. Wilhelm Foth	761–762, 765–768
Die Bodendaten im Landkreis Balingen; von Dipl.-Ing. R. Kerndter	762–764
Rund um Weilen; von Fritz Scheerer	768/771/772
Ein Sonderling auf Bäumen – die Mistel; von Helmut Hauser, Balingen	769
Dreiköbig – Epiphania – Erscheinungsfest; nach einem Vortrag von Graf Adelmann, Bühl bei Tübingen	770/771

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.